



Inr. II. 86724

GERHART HAUPTMANN

DAS GESAMMELTE WERK

ERSTE ABTEILUNG

*Neunter Band*

79158  
Ministerul Instrucțiunii Publice

BIBLIOTECA CENTRALĂ  
UNIVERSITĂȚII  
BUCUREȘTI

1942

---

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

CONTROL 1953

Ausstattung E. R. WEISS

Biblioteca Centrală Universităţii  
BUCURESTI  
Cota 86724  
Inventar C79158

**B.C.U. Bucuresti**



**C79158**

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript

AUSGABE LETZTER HAND

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES DICHTERS

15. NOVEMBER 1942

# A N N A

## EIN LÄNDLICHES LIEBESGEDICHT

Begonnen 1919, beendet am 10. Mai 1921 in Agnetendorf.  
Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1921.

Et nunc omnis ager, nunc omnis parturit arbos,  
nunc frudent silvae, nunc formosissimus annus.  
Incipe, Damoeta...

Publii Vergilii Maronis Bucolicon  
Ecloga Tertia

## ERSTER GESANG

„Luz, du bist es? Du bist's! So sei mir doch herzlich  
willkommen!

Ein so lieber Besuch, und so ganz unerwartet:

wie herrlich!

Wie wird Julie sich freun, die Gute! Erst heute beim  
Frühstück  
sprach sie lange von dir und dachte vergangener  
Zeiten.

Ach! Du bist ja verändert, mein Junge, komm her,  
laß dich anschaun!

Keine Spur von dem Stoppelhopser, dem Landwirt von  
einstmals,

ist noch sichtbar. Anstatt langer Stiefeln mit faltigen  
Schäften

trägt er Schuhe mit silbernen Schnallen. Und welche  
Krawatte!

Welcher gewaltige Filz! Und seh' einer die riesige Krempe!  
Dieses scheint ja ein wahrhafter Sproß aus Kalabriens

Bergland,

Kalabreser genannt, oder sage mir, bin ich im Irrtum?  
Lange nämlich ist's her, daß ich solcherlei Hüten

begegnet,

auch wohl selber sie trug. Da lachst du! Wir sind hier  
verbauert.

Nein, ich leugne das nicht. Was sollt' es auch helfen?  
So ist es.

Stille steht hier die Welt. Nun komm und mach ihr  
Bewegung!“

Also lebhaft begrüßte am Gatter der Onkel den Neffen,  
herzlich lachend, sowohl aus unverhohlener Freude  
als auch, weil ihn die eigene Rede besonders ergötzte.

Und so traten ins freundliche Gutshaus der Mann und  
der Jüngling:

der Betagte, trotzdem noch rüstig, und dieser mehr  
Knabe  
noch, dem das Safrangelock herabfiel bis fast auf die  
Schulter.  
Küsse wurden getauscht, wie es üblich ist unter  
Verwandten.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen“,  
begann jetzt der Kömmling,  
„und so hielt es mich nicht zu Hause mehr, wo ich auf  
Urlaub  
war, bei Vater und Mutter. — Natürlich, sie lassen euch  
grüßen! —  
Sehnsucht packte mich an. Sie packte mich  
unwiderstehlich.  
Wandern muß' ich, euch wiederzusehn und das Haus  
und das Dörfchen,  
wo ich Jahre verbracht: ein Befleißner des löblichen  
Landbaus.  
Nun, da bin ich. Famos! Aber hoffentlich komm' ich  
gelegen?“

„Luz! Mein Junge! Bist du's? Seh' einer den  
schweigsamen Wicht an!  
Schreibt kein Wort und erscheint mit eins, wie gestampft  
aus der Erde.  
Jahrelang wußte man nicht, ob der Schlingel wohl noch  
in der Welt ist.  
Nun, willkommen, du Strick! Wie geht's dir? Was  
machen die Eltern?“  
Also Tante, die laut und mit kräftigen Schritten  
hereintrat  
aus der dunklen Kanzlei in das sonnendurchflutete  
Zimmer;  
sie versetzte dem Luz einen Kuß, daß die Locken ihm  
flogen.

„Ach, wie schön es hier ist, wie alles mich wieder  
 entzückt hat!“  
 sagte der Neffe gerührt, nachdem der Sturm  
 der Begrüßung  
 endlich sich etwas gelegt und er selber wieder zu Wort  
 kam.  
 „Warum lebt wohl der Mensch zusammengepfercht  
 in den Städten?  
 Ich beklage mich nicht, denn vieles schenkte die Stadt  
 mir.  
 Doch der Lärm auf den Straßen! Der Staub und der  
 Mangel an Grünem!  
 Steinerne Würfel getürmt, aneinandergereiht ohne Lücke,  
 Höhl' an Höhle, gehöhlt im Innern, mit Schlupfloch  
 und Lichtloch!  
 Menschen hausen darin, Troglodyten, betriebsam  
 und rastlos.  
 Das, wie gesagt, ist die Stadt. So seh' ich sie wenigstens  
 manchmal,  
 wenn mich Piffe der Lokomotiven, der Schrei  
 der Fabriken,  
 und was alles den Städter sonst noch bestürmt,  
 überreizt hat.  
 Hier dagegen ist nichts von alledem, hier ist es dörfllich.  
 Höchstens quaket der Frosch und schnattern die Gänse  
 im Dorfteich.  
 Das tut wohl. Überhaupt, wie wundervoll war dieser  
 Morgen!  
 Um punkt drei brach ich auf, heut nacht, von der  
 Schwelle der Eltern;  
 bald erschien dann das Licht und leuchtete über das  
 Erdreich;  
 aber einsam im Glanz, erschien es, verlassen  
 von Menschen,  
 wie erstarrt in Magie, mir fremd, wie ein fremder Planet  
 fast.

Doch bald wachte es auf. Mit jeglichem Schritt, den ich  
vordrang,  
tönte lauter die Luft vom Gesange unzähliger Lerchen,  
bis, noch schläfrig, aufrauschte die Saat von dem Hauche  
der Frühe.  
Ich durchquerte den Wald, da wechselten Rehe,  
da hört' ich  
Tauben gurren und hörte die köstliche Stimme  
des Kuckucks.  
Bald erschien dann der Mensch, im Feld hie und da  
an der Arbeit.  
Dort, mit stämmiger Kraft die Sense gebrauchend,  
im Kleefeld  
machte Futter die Magd. So ist ja der technische  
Ausdruck.  
Später kam ein Gespann, und so fort, bis die Arbeit  
im Feld stand.  
Doch was red' ich so viel; das Geschilderte scheint ja  
alltäglich.  
Nun, mir war dieses alles so neu und so herrlich,  
als hätt' ich  
nie dergleichen gesehn vor dem Antritt der heutigen  
Wandlung;  
selig bin ich noch jetzt und im mind'sten nicht müde.  
Ich könnte  
mit Vergnügen den Weg ein zweites Mal machen  
von vorn an.“ —

„Luz, nun seh' einer an! Zu Fuße von Hause  
bis hierher  
bist du, Tausendsassa, marschiert, wo fünf Stunden  
die Bahn fährt!“  
sprach der Onkel, erwärmt und erfreut durch des  
Jünglings Erzählung,  
und erzählte nun selbst aus der Chronik des Dorfs  
und des Gutshofs

dies und das, was geschah, seit der Neffe die Gegend  
verlassen.  
Diesen aber indes betrachtete schweigend die Tante,  
und ein schmerzlicher Zug veränderte plötzlich  
ihr Antlitz.  
Doch so flüchtig auch glitt die Verdüstrung über der  
Gutsfrau  
ausgeprägtes Gesicht, nicht entging es dem Gatten,  
er blickte  
auf sie hin voller Güte, mit heimlich bekümmertem  
Anteil.  
Auch der Jüngling begriff und erkannte im stillen,  
was vorging. —

Kaum das fünfzigste Jahr lag hinter Frau Julie,  
während  
bis zum sechzigsten schon gediehen war Gustav,  
ihr Gatte.  
Kinderlos war ihr Glück; zehn Jahre lang harrend,  
wie Hanna  
und Elkana und so anflehend den Herrgott im Himmel  
um den Erben, erschien auch ihnen der Tag  
der Erhörung.  
Julie genas eines Sohns. Man nannte ihn Erwin.  
Unsäglich  
war die Freude, das Glück, die mit jenem vom Himmel  
herabkam;  
seit des Knäbleins Geburt ward gleichsam ein Festhaus  
das Gutshaus.  
Keine Klage, nur Dank stieg dazumal täglich zu Gott auf,  
mit der Bitte vermählt, das Kleinod, den Sohn,  
zu behüten.  
Und er tat es, der Unerforschliche, wie sie ihn nannten,  
ließ erstehen ein Kind unter seligem Staunen der Eltern,  
einen Knaben, so gütig als schön, so unschuldigen  
Herzens

als auch tiefen Gemüts und an Reichtum des Geistes  
ein Wunder.

Und man fragte sich oft: wie kommt in die niedrige Hütte  
dieser Glanz, wie verirrt in die Fremde aus himmlischen  
Welten? —

Nun, es kehrte zurück im vierzehnten Jahre des Lebens  
Erwin, schwand wiederum und verließ die vernichteten  
Eltern.

Und sie lebten nur noch wie im Dämmer verhangener  
Zimmer,  
ob's den meisten auch schien, sie lebten wie andere  
Menschen

auch, mit Speise und Trank und sich freud behaglich  
des Daseins.

Nein, sie freuten sich nicht, sie zählten die Tage,  
die Stunden,

dankbar, wie es der Knecht mit den Furchen tut,  
die er geackert,

weil mit jeder ein Werk des mühsamen Frones getan ist,  
näher rücket die Zeit, wo das Joch von dem Nacken  
des Stiers fällt. —

„Nun, mein Junge, du hast einen Magen, so denk' ich,  
und Hunger“,  
sprach Frau Julie, stand auf und warf auf die Tafel das  
Strickzeug.

Keineswegs übereilt, vollkommen gefaßt, aber dennoch  
in der Seele bewegt, entwich sie, sich nicht  
zu verraten.

Sie war fort. Und es schwieg eine Weile der Gatte  
und sprach dann:  
„Armes Julchen! Sie denkt, du wirst das ja unschwer  
begreifen,  
unsres Lieblings, den ja der himmlische Vater  
zurücknahm.“

Heiter sitztest du hier, sein Gespiele einst, frisch und voll  
Hoffnung,  
bald nun völlig ein Mann, — unser Erwin schlummert  
im Grabe.

Nun, dies drängt sich ihr auf. Ihr Gedanke ist:  
lebte heut Erwin,  
stünde er da neben dir in dem nämlichen Alter und auch so  
frisch und blühend wie du; und da krampft sich das  
Herz ihr zusammen.

Doch nun muß ich aufs Feld zu den Rübenarbeitern,  
mein Guter“,  
fuhr der Landmann dann fort, und der Ernst des Berufes  
befiel ihn.

„Du mußt essen; sonst wohl, ich schlage dir vor, Luz,  
begleit mich,  
inspiziere mit mir dein treulos verlaßnes

Berufsfeld!  
Lorbeer hättest du zwar von diesem vielleicht nicht  
geerntet,  
aber um desto größere Kartoffeln gewiß, nach dem  
Sprichwort.“

Und er lachte vergnügt und freute sich laut seines  
Einfalls.

Weiter sagte er dann: „Wie schade, dein früheres  
Zimmer,  
wo dein Kasten noch hängt mit dem ausgestopften  
Geflügel“ —

nochmals lachte er auf —, „bald hätten wir's freilich  
gebraten!...

Ja, es ist nicht mehr frei, dein Zimmerchen.  
Unsre Elevelin  
hat es inne. Weil doch es mit dir, dem Eleveln,  
so mißriet —

denn du übtest Verrat, gesteh's, an dem heiligen  
Landbau —,

wandten Julchen und ich uns dem weiblichen Teile  
der Welt zu.  
Aber freilich auch da... nun still, der Erfolg wird es  
lehren.  
Du verstehst mich nicht falsch: sie ist redlich im Grunde,  
nur etwas  
eigenwillig, und Julie hat mit ihr oft ihre Mühe.“

## ZWEITER GESANG

Rosen nannte das Dorf sich, in welchem der Herr  
Oberamtmann  
Gustav Schwarzkopp ein Gut sich erworben, nachdem  
vor fünf Jahren —  
Erwins Tod ging voraus! — die Pacht des Dominiums  
abliefe,  
die er innegehabt und von wo auch sein Titel noch  
stammte.  
Zu erneuern die Pacht und weiter die Lasten so großer  
Mühen auf sich zu nehmen, wie eine Domäne sie auflegt,  
dies lag nicht mehr im Sinne des Manns, dem  
der Hingang des Sohnes  
jeden Anreiz genommen, Besitz und Vermögen  
zu mehren,  
und so trat er zurück und heraus aus dem Kreise  
der großen  
Ökonomen des Lands und bezog das bescheidene  
Gütchen;  
es entstand seinem Tor gegenüber das einfache  
Wohnhaus.  
Eben war das Gelände, auf welchem es stand, unter  
Bäumen,  
während diesseits der Straße der Gutshof ein wenig  
anstieg.

Als Herr Schwarzkopp den Jüngling verlassen und  
Luz nun allein war,  
schritt er sinnend umher in den freundlich durchsonnten  
Gemächern,  
und es stiegen ihm auf alle Freuden und Leiden  
der Lehrzeit.

Dieses Zimmer, in dem er stand, war die Seele  
des Hauses.

Hier nun stand das Klavier, und ein Bild hing darüber,  
das Christum  
zeigte, über das Meer hinwandelnd mit trockenem Fuße,  
Petro reichend die Hand, ihn rettend, der ungläubig  
einsank.  
„Ihr Kleingläubigen“, sprach der Herr, wie man  
deutlich erkannte.  
Auch den Leuten im Schiff galt der Vorwurf. Sie schrieen  
in Seenot.  
Auf dies Bild, wußte Luz, hielt Frau Julie täglich  
gerichtet  
ihren hoffenden Blick und erholte sich gläubige Stärkung.  
Selten spielte sie noch das Klavier, denn die lärmigen  
Schläge  
seiner Töne zertrennten die grauen Gewebe der Trauer  
und den dämmernden Duft, in den ihre Seele gehüllt war.  
Julie sah überdies den Tummelplatz weltlichen Rausches  
in der Klaviatur, und fast graute ihr vor der Berührung,  
ja sie haßte beinah die Tasten, als wären's Dämonen,  
auf Verführung bedacht und Zerstörung der ewigen  
Hoffnung.  
Nein, sie war auf der Hut, und man sollte sie nicht  
überlisten  
um das Kleinod des Schmerzes, das, ängstlich  
und neidisch gehütet,  
allen irdischen Guts Hochheiligstes war ihrem Herzen,  
noch auch gar um den Tag und die Stunde der  
Auferstehung,  
jene Stunde, von der sie wußte, die Stimme des Heilands  
werde liebeich sie rufen, um vor dem erstrahlenden  
Throne  
ihr den Sohn in die Arme zu legen mit freundlichen Worten.  
Dies und ähnliches ging durch die Seele des sinnenden  
Jünglings.  
Danach ruhte sein Blick auf der Orgel, die nah an der  
Wand stand.



So erschien nun Pauline, die Magd, das Brett voller  
Speisen,  
tischte auf und begrüßte den Hausgenossen von ehemals,  
und vertraulichen Tons erwiderte dieser dem Mädchen.  
Dann erschien Frau Julie wieder, nach ihrer Gewohnheit  
großen, eiligen Schritts: sie führte ein Kind in die Stube.  
Doch es machte sich frei der Wildfang, ein Mädchen  
von sieben  
Jahren war es, recht hübsch, der Abkömmling einfacher  
Leute,  
angenommen an Kindes Statt und auch wieder an Luzens.  
Thea hieß das Geschöpf, Luz kannte sie, seit sie ins Haus  
kam.  
„Thea, Thea“, so sagte die Tante, „du sollst nicht so wild  
sein!“  
Doch, unbändig vor Freude, bedeckte mit Küssen  
der Pflegling  
Luzens Wange und Mund, und es schien, daß sie ihn  
in Besitz nahm.  
Eigentum nimmt man so in Besitz, das man lange  
entbehrt hat.  
Fast beklommen erduldet Luz diesen stürmischen  
Zudrang.  
Endlich ward er befreit und Thea entfernt, und die Tante  
blieb alleine zurück, und indessen der Neffe den Hunger  
stillte, saß sie daneben und plauderte über dem  
Strickstrumpf. —

Irrtum würde es sein, zu vermeinen, das Wesen Frau  
Juliens  
sei in weichlichem Gram, schmerzseliger Schwäche  
zerflossen:  
männlich schien sie vielmehr, sprach laut und mit  
kräftigem Ausdruck.  
Tätig war sie und herb, meist ungeduldig, ja, ruhlos,  
unter rauhem Gewand die wehrlose Seele verbergend.

Zwar sie hatte die Welt mit eisernem Willen  
verworfen;

ihre Klugheit indes, ihre Wißbegier, ihre Talente,  
es war immer noch nicht gelungen, sie ganz zu erdrosseln.  
Freilich hatte zu lachen fast ganz verlernt diese Gutsfrau;  
tat sie's dennoch einmal, so klang es verstimmt,  
ja verletzend.

Nun sei aber das Haus ganz voll, bemerkte die Tante,  
denn die Schwiegermama sei da, die alte Frau

Schwarzkopp;  
diese brauche viel Pflege, sie sei doch nun weit über  
achtzig.

Leider sei nun auch Just wieder hier, denn er habe  
die Stellung

eingebüßt wiederum. Es sei immer das leidige Übel,  
das, wie stets, ihn auch jetzt um den Posten gebracht.

Und sie seufzte.  
Just war Juliens jüngerer Bruder, der sich als Verwalter  
kleiner Güter durchs Leben geschlagen, doch oftmals  
entgleist war;

denn es packte den Mann zuweilen der Dämon  
der Trunksucht.

War das Unglück geschehn, so fand der Betroffene  
meistens

bei der Schwester und bei dem Schwager Asyl, der ihn  
manchmal

wie ein totes Stück Holz aufhob von der Straße  
und mitnahm.

„Wie gesagt, er ist hier“, wiederholte die Tante,  
„und was nun

weiter mit ihm geschehn soll, das weiß allein wohl  
der Himmel.

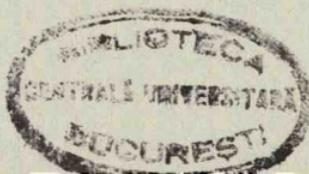
Nicht der Jüngste ist Just, der Gesündeste auch nicht.  
Wer kann es

denn nach dem, was geschehn, überhaupt mit dem  
Bruder noch wagen?“ —

Auf die Wirtschaftselevin kam plötzlich die Frau  
Oberamtmann,  
kurz auflachend und hart, es klang fast wie schmerzlich  
belustigt:  
„Beinah haben wir hier eine Besserungsanstalt! So etwas  
gleichsam wie ein Asyl für schwankende Existenzen.  
Nun, es ist nicht so schlimm“, unterbrach sie sich,  
„Anna verträgt sich  
mit der neuen Gewalt nicht daheim, der Stiefmutter  
im Hause,  
und es sind wohl auch sonst noch Flecken an ihr  
zu behandeln,  
Schönheitsflecken, nicht mehr; ich hoffe, sie werden  
herausgehn.“ —

Luz war wieder allein. Es erschollen die Rufe  
des Kuckucks  
in das lichte Gemach durch angelweit offene Fenster  
unaufhörlich, und Luz, der sie zählte, erhielt  
ein Jahr hundert  
Lebenszeit als Geschenk: wahrhaftig, es war nicht  
zu viel ihm.  
Zweige streckte herein ein blühender Obstbaum.  
Er brauste  
ganz von Bienen und andren Insekten und duftete  
köstlich. —  
Seltsam, wie es mich traf, was ist mir doch diese Elevin,  
daß mir stockte das Herz, als ihr Name, Anna, genannt  
ward?  
Ich war immer ein Narr, und mein Leben lang werd'  
ich ein Narr sein.  
Also dachte der junge Mensch bei sich selber und blickte  
über Garten und Straße hinüber durchs offene  
Hoftor:  
linker Hand lag das Haus mit den Wohnungen für das  
Gesinde,

hinten schlossen die Scheuern den Hof mit gewaltiger  
Durchfahrt,  
hoch genug, den getürmten, mit Garben beladenen Wagen  
unbehindert hindurchzulassen, herein in die Wirtschaft.  
Jeder Stein und jeglicher Winkel des ganzen Bereiches  
war dem Jüngling bekannt, in Ställen, auf Treppen,  
auf Böden  
war der einst'ge Eleve zu Hause, und wär's im  
Stockfinstern.  
Täglich hatte er ja den Kreis seiner Pflichten durchlaufen,  
in zwei Jahren, auf diesem Gebiete, von drei Uhr  
des Morgens  
bis zur sinkenden Nacht, wo er dann wie ein Stein in sein  
Bett sank.  
O wie wohl war ihm heute zumute, verglichen mit  
damals —  
heut, wo nichts ihn mehr band als Erinnerung an diesen  
Fronkreis.  
Träge ruhte das Vieh und wiederkäuend im Dughof,  
Schwalben streiften es fast mit den Flügeln im Flug,  
und es lärmten  
Spatzen auf der Umfriedung und plumpten fortwährend  
herunter  
in den goldigen Mist, um wer weiß welches Futter  
zu suchen.  
Gänse lagen nicht weit von der Pumpe und nah einer  
Pfützte,  
mittagsträg wie das Vieh, ja, es saßen nicht minder  
die Hühner  
schläfrig gesellt auf der Tür des Kuhstalls, und nur ihrer  
wen'ge  
schritten pickend umher, wie versonnen und nicht  
bei der Sache.  
Menschen zeigten sich nicht, denn alles war fort,  
auf dem Felde.



### DRITTER GESANG

Da indessen geschah's... Was geschah wohl?

Ein Nichts! Und doch klingt es:

Hebet den Liebesgesang, ihr Musen, mit süßem Getön an!

Ob ein Mädchen auch nur, den oberen Torweg

durch schreitend,

ganz gemächlich erscheint und hernieder zum unteren

Hof steigt:

hebt den Liebesgesang, ihr Musen, den Liebesgesang an!

Anna ist es, die neue E Levin. Wer sollte es sonst sein?

Was sie trägt im gehenkelten Korb, ist vom Standort

des Spähers

nicht zu sehn, doch es blinket der Korb so, als sei er

aus Golde.

Und Luz fühlt einen Stich, einen stechenden Schmerz

unterm Herzen. —

Hebt den Liebesgesang, ihr Musen, den Liebesgesang an!

Tiefer bohrt sich der Schmerz, anstatt sich zu mildern,

ein Schrecken

tritt hinzu, wie wenn jemand mit jäher Gewißheit

erkennt,

daß ein tückischer Schuß ihn im Marke des Lebens

versehrt hat. —

Hebt den Liebesgesang, ihr Musen, den bittren Gesang an!

Jung, apollinisch gelockt und niemals ein schlesischer

Landwirt

bist du gewesen, mein Luz; viel eher verwandt jenem

Gotte

nenn' ich, Lieber, dich dreist, der als Hirt sich verdang

bei Admetos.

Obenhin nur gesehn, allerdings, Luz, bot deine Abkunft

nicht den mindesten Zug des Übernatürlichen; denn du

kamst wie andere Kinder zur Welt, und nicht mal

am Sonntag,



Denn der göttliche Born, an die dorische Halle gefüget,  
er war eins mit der Flut des Kastalischen Quells  
am Parnassos:  
dies verriet so die dorische Säule, am Quellrand  
entsprungen,  
es verrieten's die griechischen Laute der lieblichen  
Nymphen,  
die auf strömendem Pfad, durch die heimlichen Tiefen  
der Erde,  
ihn besuchten und gern bewohnten und Luzen,  
den Knaben,  
mit nektarischem Naß und ambrosischem Anhauch  
verzückten.

Da indessen geschah's, wie gesagt... Was geschah?  
Nichts und Alles!  
Hebt, o hebet, sikelische Musen, den Liebesgesang an!  
Die E Levin schritt langsam herab und hervor aus der  
Durchfahrt,  
ganz wie jemand, den nichts zur Eile treibt oder auch  
anzieht.  
Lässig trug sie den Korb am Arme, es ruhte die Linke  
leicht am inneren Rand des Geflechtes. Das einfache  
Landkind  
schien versonnen, beinah, als sei es allein auf der Erde,  
zu nichts andrem bestimmt, als den eignen Gedanken  
zu leben.

Schütz', wo hattest du dich wohl verborgen?  
Aus welchem Verstecke,  
Boden, Tenne und Stall, entschwirrte dein Pfeil, der  
den Jüngling  
tödlich traf? Sieh, er wankt, und er greift sich entsetzt  
nach dem Herzen.  
Doch da kichert der Gott. Gemach nur, es stirbt sich  
so leicht nicht.

Wirklich lag ja der Hof ganz stille im Lichte  
des Mittags.  
Nichts war da des Betrachtens wert, nichts im mind'sten  
verdächtig.  
Und was sollte es Seltsames sein, wenn die Hühner  
und Gänse  
nickten und auf dem Dung wiederkäuend das schläfrige  
Rind lag  
und dazu die Mamsell gelangweilt und planlos  
herumschritt?

Und Luz runzelte stark seine Brauen, um schärfer  
zu sehen,  
zum Zerreißen gespannt die Brust und behindert  
am Atmen.  
Und was sah er? Nun wohl: die Elevin. Sie hieß Anna  
Wendland.  
Anna blühte im zwanzigsten Lenze. Es waren  
die neunzehn  
in dem letzten vereint und sie alle vereint in der Blüte,  
diesem schönen Geschöpf, einer Tochter des schlesischen  
Erdreichs.  
Gudrun nannte sie Luz in Gedanken: es schien ihm  
die magdlich  
stillverschloßne Gestalt, wie gebannt und gebunden  
in Fremdheit,  
Königsblut, in die Fremde verschlagen und niedrigem  
Volke  
ausgeliefert zu niedrigem Dienst. Wie ein goldener  
Kronreif  
schmückten lastende Zöpfe ihr Haupt, und es lag eine Süße  
in dem reinen Gesicht, drin sich Wehmut und Hoheit  
vermählten.  
Also war dies so nahe gewesen und nun schon  
erschieden,

was in heimlicher Ahnung bereits sich dem Knaben  
verraten,  
jenes, dem er entgegen gewartet in dumpfer  
Gewißheit  
und das je zu erleben ihm dennoch zu glauben versagt  
blieb.

Als den Liebling der Nymphen vom heiligen Quelle  
zu Salzborn  
so das Fieber der Wiedergeburt durch den Pfeilschuß  
des Eros  
überkommen, umschritt die E Levin gelassen den Gutshof.  
Und es hatte der Hahn, es hatten die Hennen und alles  
zahme Geflügel des Hofes sie entdeckt und sich um sie  
versammelt.  
Und vom Schlage sogar herschwankten die Tauben  
der Venus,  
flügelschlagend das frohe Getümmel des Volkes  
vermehrend.  
Da nun leitet der Gott ans gefiederte Ende des Pfeiles  
Luzens Hand, daß er selbst umdrehen ihn muß in der  
Wunde,  
und so saugt sie verdoppelt das Gift, entbrennet nun  
zehnfach.  
Hochmut kommt vor dem Fall. Luz, du bist viele Meilen  
gewandert,  
unermüdet und frei, nun erweichen dir plötzlich  
die Kniee,  
und du fühlst dich umstrickt. Geworfen in tödliches  
Siechtum,  
hat nur jene, die dort dem Geflügel das Futter  
verteilet,  
dich zu heilen die Macht, bei ihr liegt's, ob du  
verweilen  
darfst im seligen Licht oder schnell zu den Schatten  
hinabmußt.

Dies erwägend, wie wenn nach verhallendem Donner  
des Blitzschlags  
alles schüttert und bebt, noch ganz übertäubt  
und benommen,  
fühlt sich Luz an der Rechten gestreift und schrickt  
heftig zusammen.  
Es ist Fido, der Pudel, erblindet, vor Alter fast zahnlos,  
der, als Hündchen einst Erwin geschenkt mit  
atlassenem Bändchen  
ausgeschmückt, paradiert an des längst nun  
Entschlafnen Geburtstag.  
Fido winselte leise und atmete heftig. Die Zunge  
hing zum Rachen heraus, und sie perlte von Schweiß.  
Mit Gewedel  
drehte Fido den zottigen Leib und verbog ihn  
nach Kräften:  
alles dieses, weil Luz, nach Erwin, sein treuester Freund  
war,  
den er wieder erkannt und nun freudigen Herzens  
begrüßte.  
„Gut, schon gut“, sagte Luz, der den Anspruch des Hundes  
wohl kannte  
und sein Recht, auf erwiesene Taten der Freundschaft  
zu pochen,  
denn er war wie sein Schatten gewesen, verwichener  
Gutszeit.  
Heute schämte sich Luz dieser Freundschaft.  
Ein schrecklicher Ekel  
kam ihn an vor dem Bild des Verfalls und des traurigsten  
Elends.  
Ward er doch durch das häßliche Tier mit den kotigen  
Zotteln  
widerwärtig geweckt und herab aus den Himmeln  
gerissen,  
wo am Tische der Götter sein Sitz unter Göttern  
bereitstand.

Somit wandte sich Luz mit den Worten: „Fort, Vieh!“

Und es war ihm  
so, als habe ein feindlicher Dämon des Tiers sich bedienet,  
tückisch lauernden Neids, um das Heiligste ihm zu  
besudeln.

## VIERTER GESANG

Luz bewohnte mit Onkelchen Just eine Stube  
im Giebel.  
Alle Räume sonst waren besetzt, und man mußte sich  
fügen.  
Zwar der Onkel besaß viel Humor, und er hielt's mit der  
Jugend,  
und Luz hatte ihn gern. Er hörte ihn gern seine  
Schnurren,  
oft gepfeffert Art, erzählen. Indessen für diesmal  
wär's ihm lieber gewesen, ein Zimmer für sich zu besitzen.  
Denn es gärte in seiner Seele, er trug das Geheimnis;  
dieses wollte er nicht bedroht sehn durch Fragen, auch  
sollte  
nichts ablenken den Sinn ihm von diesem geheiligten  
Kleinod.  
Nicht das mindeste war von dem allen zu merken,  
als Luz und  
Onkel Just sich zur Ruhe begaben und schwatzend  
die Kleider  
von den Gliedern sich streiften. Sie lärmten und lachten  
vergnüglich,  
und sie trieben es so; es blickte sogar noch die Tante  
heiter mahnend zu ihnen herein und ersuchte um Ruhe.  
Halblaut setzte sich fort das Gespräch, als die  
Stubengenossen  
in die Betten gestreckt und die Lichter gelöscht und der  
Vollmond  
auf den Blüten des Birnbaums gleißte am offenen  
Fenster.

„Immer dasselbige Kreuz mit dem Leben der braven  
Verwandten“,  
seufzte Just, „sowohl was Freund Gustav betrifft als die  
Schwester.“

Was nicht bündeln sie alles sich auf! Gewiß ist es löblich,  
 gut nach Kräften zu sein, meinetwegen freigebig  
 und hilfreich.  
 Hier geschieht des Guten zu viel, das läßt sich nicht  
 leugnen!  
 So zum Beispiel nach meinem Geschmack auch  
 in Sachen des Glaubens.  
 Auch ich glaube an ein allmächtiges Wesen im Himmel.  
 Beten hat mich bereits meine Mutter gelehrt, und wo sie  
 nicht,  
 hätte Not es getan. Die Frömmigkeit halt' ich in Ehren.  
 Wie es Gustav und Julchen betreiben, das scheint mir  
 bedenklich.  
 Wird die Frömmigkeit doch beinah hier der Grund  
 zur Zerrüttung  
 des durchaus nicht sehr großen Vermögens der braven  
 Geschwister.  
 Denn der Kreis von Schmarutzern in Jesu Christ  
 ist gewaltig:  
 alte Herren, die gern gut essen, und junge Vikare,  
 die nicht langen mit ihrem Gehalte, erscheinen fast täglich  
 und dann wiederum auch kreuzbrave Apostel  
 aus Herrnhut,  
 gottbegnadete Seelen und Magen, nicht minder  
 begnadet!“

Also nörgelnd fuhr fort Onkel Just. Luz dachte:  
 Wie seltsam!  
 Jener Schwäche nur, die er mißbilligt und rügt, ihr  
 verdankt er,  
 daß ihn Liebe umgibt, ein Asyl und ein wohlige Bette.  
 Und der Gedanke taucht ihm nicht auf, wie er selber  
 wahrscheinlich  
 obdachlos sich von Dorf zu Dorf mit zerrissenen Schuhen  
 schliche bettelnd umher, wo nicht die grundgütigen  
 Hände

der Verwandten noch stets vor dem äußersten Fall ihn  
bewahret.

Jeder siehet wohl eher den Dorn in den Augen  
des andern  
als im eignen den Balken; allein dieser Fehler des Sehens  
bei dem Onkel war mehr als bei anderen Leuten  
entwickelt.

Manchmal schien es, als ahnte er etwas von seinem  
Gebrechen.

Und so jetzt, als er fortfuhr zu reden: „Es ist mir  
entsetzlich,  
selbst die Lasten der guten Geschwister sogar  
zu vermehren.

Freilich handelt sich's heute nur mehr noch um wenige  
Tage;

denn ich hoffe bestimmt, demnächst einen Posten  
zu finden.

Schnappt ihn jemand mir fort, fahr' wohl dann  
auf immer der Hochmut,  
keinen Augenblick zögere ich mehr, mich als Knecht  
zu verdingen.

Muß es sein, nur um fernerhin keinem zur Last mehr  
zu liegen,  
hüt' ich Schweine und nähre mich redlich wie sie von den  
Trebern.“

Und der Onkel, in Eifer geraten, fuhr fort, seine  
Schwächen  
rückhaltlos zu entblößen, wie das seine neueste Art war.

„Unverzeihlich ist meine Verfehlung“, rief jetzt  
aus dem Bette,  
unversehens sich lauter gehabend, der alternde Landwirt,  
„doch mir wird die Geschichte zu bunt, und sie steht mir  
bis hierher.

Es ist besser ein Ende mit Schrecken als Schreck ohne  
Ende.

Oftmals war ich so weit, ich versichre dich, Luz,  
 und mein Zeuge  
 ist der allmächtige Vater im Himmel, ihm freilich auch  
 dank' ich's,  
 daß ich die Sünde nicht auf mich geladen, mich selbst  
 zu entleiben.“  
 Er fuhr fort: „Ich habe auf Ehre einmal die Pistole  
 an das Herz mir gelegt, nicht etwa aus Schmerzen  
 der Liebe —  
 Gott bewahre mich, — nein, aus Verzweiflung über mein  
 Dasein.  
 Und ich habe auch losgeschossen. Luz, frag deinen  
 Vater!  
 Denn in Salzborn geschah's, im ‚Greifen‘, im Haus  
 deiner Eltern,  
 in der ‚Zwölf‘. Du bemerkst, ich weiß noch die Nummer  
 des Zimmers.  
 Darin hatten Asyl mir gewährt deine Eltern, wie immer  
 hilfreich, wenn mich mein Laster einmal wiederum  
 aus der Bahn warf.  
 Das war damals geschehn! Und als ich, aus bleiernem  
 Schläfe  
 aufgewacht, mich besann und, mich meines Rückfalls  
 erinnernd,  
 inward meiner unaustilgbaren, sträflichen  
 Schwachheit,  
 ja, da krachte der Schuß! Und wahrhaftig, ich lebte heut  
 nicht mehr,  
 hätte Zufall es nicht gewollt, daß ein Breslauer  
 Dienstmann  
 seine Marke mir abzufordern vergessen und eben  
 ausgerechnet durch sie der Lauf der Kugel gehemmt ward.  
 Denn ich trug sie bei mir, die Marke, wie heut im  
 Notizbuch.“  
 Und es kramte der Onkel dann lange herum auf dem  
 Nachttisch.

„Sag mir doch, Onkel Just“, unterbrach ihn nun  
plötzlich der Neffe,  
von sich werfend die Scheu und so gleichsam sich selbst  
übereilend,  
„Anna Wendland, so heißt ja wohl euere neue E Levin . . .  
Was ist eigentlich los mit ihr? Warum seufzt denn  
die Tante,  
wenn sie von der E Levin zu sprechen sich anschickt,  
und richtet  
niederwärts den vielsagenden Blick? Hat sie etwas  
verbrochen?“  
Ach, es hatte mit dieser Frage, so schien es, der Neffe  
den empfindlichsten Nerv berührt in der Seele  
des Onkels.  
„Luz“, so rief er, „du tätest wahrhaftig am besten,  
du liebest  
mich mit diesem Geschöpf ungeschoren! Sie steht mir  
bis hierher,  
und vor allem durch sie ist der Aufenthalt hier mir  
verleidet.  
Wo man hintritt, begegnet man ihr oder muß von ihr  
reden;  
man verspritzt seine Galle und ändert doch nicht ihre  
Hoffart.  
Oder hast du vielleicht nicht bemerkt, wie das Mädchen  
umhergeht,  
so, als wären wir alle nicht wert, ihr die Schuhe  
zu putzen?  
Ich war Kavallerist und, du weißt, ein vorzüglicher  
Reiter.  
Racker nennt man die Gäule, den schlimmeren Ausdruck  
verschweig' ich,  
die zuletzt das Genick jedem Reiter abstürzen, drum  
Achtung!  
Luz, sie haßt uns, sie haßt jeden Mann, wie der Racker  
den Reiter.“

Hast du wohl ihr Verhalten bemerkt, Luz, als ihr  
die Schwester  
deinen Namen genannt? Was? Schenkte sie dir wohl  
Beachtung?  
O bewahre, wie könntest du ihr etwas andres als Luft  
sein!  
Himmel, Herrgott, entweder sie weiß, was sich schickt  
und sich nicht schickt,  
oder aber man fackele nicht, es sie gründlich zu lehren!“  
Sind ihr Männer nur Luft, um so besser! Auch kann  
es mir recht sein,  
wenn sie Männer nicht liebt, sondern haßt, so erwog  
Luz befriedigt.  
Und er hatte wahrhaftig im mind'sten nichts andres  
erwartet.  
Schwerlich war sie wohl je einem Mann, ihrer würdig,  
begegnet.  
Also schwieg er, weit mehr durch den Wortschwall  
beglückt als entrüstet.

„Anna“, flüsterte Luz, als er folgenden Tages erwachte,  
spät, nach erquickendem Schlaf, und die Augen voll  
Staunen weit aufschlug.  
Justens Bette war leer, und er fand sich alleine  
im Zimmer.  
Oh, wie selig, wie süß ist ein solches Erwachen! Wie innig  
mischen Jugend, der Morgen des Lebens, der Morgen  
des Jahres  
und der Morgen des Tags, des Maitages, sich  
miteinander!  
Oh, wie süß ist die Freiheit, wie süß ist's, zu rasten  
und nicht mehr  
draußen Fröner zu sein in dem Hörigendienste  
der Scholle,  
ohne Freude an Licht und Luft, denn so ging es ja Luz  
einst:

kam die Sonne herauf, ihm erschien sie ein grausamer  
Fronvogt,  
ging sie unter, er durfte aufatmen, er durfte im Hause  
vor der schrecklichen Gorgo Natur sich ein Weilchen  
verstecken.

Aber heut: oh, wie süß war Natur, oh, wie süß war  
die Mailuft,  
und wie heiter sein Herz, einem springenden Fischlein  
vergleichbar!

Aus dem Bette sprang Luz, stand sicher auf seinen  
zwei Füßen,  
sog die Luft ein, hochauf in die Brust, ja ihm schien's,  
in die Seele;  
diese füllte sich an mit dem Taumel des seligsten Daseins.  
Und er steckte den Kopf in die Schüssel, er planschte  
und wusch sich.  
Dabei piff er höchst flott, ohne Syrinx, und endlich  
began er  
laut und fröhlich, und zwar mit männlichem Klange,  
zu singen.  
Prächtig scholl es durchs Haus. Nun mochten sie alle  
doch wissen,  
daß er furchtlos, voll hoffender Kraft und auch sonst  
ganz ein Mann war.  
Ja, er glich einem schreienden Hirsch, der den einsamen  
Bergwald  
mit dem trotzigen Ruf seiner Kampflust erfüllt, jeden  
Gegner  
fordernd, sicher des Siegs auf der Walstatt des Kampfs  
und der Liebe.

Als Pauline, die Magd, dem Jüngling das ländliche  
Frühstück  
aufgetragen, erklärte sie ihm, daß die Frau Oberamtman

sich nach Dromsdorf hinüber begeben, das Grab  
zu besuchen.  
Richtig, ja, dachte Luz, an dem heutigen Tag vor fünf  
Jahren  
starb ja Erwin. Und er beschloß, an dem Hügel  
des Vettters  
ebenfalls eine Stunde der stillen Versenkung zu feiern.

Wermut mischte sich nun in den brausenden Becher  
der Freude,  
doch vorerst nur so viel, als es not tat, ihn feiner  
zu würzen.  
Ausgestorben durchaus schien das Haus von Bewohnern.  
Doch war es  
voll dithyrambischen Lärms, wie der endende Mai ihn  
entfesselt.  
Vor geschlossener Tür, die Hand auf der Klinke:  
es schien fast  
so, als sängen die Vögel dahinter in jeglichem Zimmer.  
Außen war wie das Innen, und innen wie außen  
der Glücksrausch.  
Schimmernd stürzte das Grün überall durch geöffnete  
Fenster,  
und von leuchtendem Grün bis zum Rande aufquoll  
Luzens Seele.  
Hattest du auch wohl davon einen Rest hinterm Ohr,  
mein Geliebter?  
Wie dem immer auch sei: an einem Vormittag wie diesem  
starb Erwin. Er zerwühlte mit flammendem Haupte  
die Kissen,  
brandig glühte sein Mund, und dann brachen  
dem Dulder die Augen.

## FÜNFTER GESANG

Lieulich war es, das Kirchlein zu Dromsdorf,  
und lieulich der Kirchhof!  
Als die Pforte des Gräbergartens der Jüngling erreichte,  
stak der Schlüssel im Schloß, wo Frau Julie zurück ihn  
gelassen.

Und es wichen sogleich die Flügel dem leisesten Drucke,  
allerdings mit Geschrill ihrer rostigen Angeln.

Und Luz hielt  
schnell sie an, fast bestürzt; denn im Kirchlein spielte  
die Orgel  
Lehrer Krause und klang Tante Juliens herrliche  
Stimme.

Luz war frisch und aufatmend geschritten, mit festlicher  
Seele,  
über Land. Und je näher dem Ziel, um so deutlicher  
sah er

Erwins liebe Gestalt, seines treuen Gespielen  
von einstmals.  
Ganz so leuchtend wie heut war der Tag, und ebenso  
brauste

die ehrwürdige, mächtige Linde, ein Wächter  
der Kirchtür,  
denn sie blühte wie heut, und es schwelgten in Nektar  
die Bienen:  
nämlich damals, als schwarz von Menschen der liebliche  
Kirchhof

war und überall Schluchzen ertönte bei Erwins  
Bestattung.

Wieder stand Luz im Geist am geöffneten Grabe wie  
damals.

Hochher kam, wie ein Schiff, gewankt durch den Garten  
des Todes,  
vom Geschmetter der Vögel umjauchzt, der graue  
Metallsarg.

Abgesetzt schon am Rande der Gruft dann, seit mancher  
Minute,  
harrte er auf die Mutter des Toten, die zwischen dem  
Gatten  
und dem Freiherrn von Schulz mehr hängend als gehend  
herankam.  
Nicht ein Laut entrang sich der ehrfürchtig harrenden  
Menge,  
als man mit vieler Geduld und unsäglicher Mühe Frau  
Julien  
half, den furchtbaren Weg vom Kirchenportale  
zum Grabe  
zu bestehn und das Letzte zu dulden bei voller  
Besinnung.  
Mit Entschluß und zusammengebissenen Zähnen  
befreite  
Luz sich nun von dem innren Gesicht, das ihn völlig  
in Bann schlug,  
und der Friede des Orts besänftigte bald sein Gemüte.

Und es kam nun gestürmt durch den singenden Garten  
des Todes  
Thea, die Waise, das Kind, der muntere Pflegling  
der Schwarzkopps,  
warf sich hoch und umschloß mit Armen und Beinen  
den Jüngling.  
Ihn umspülte das Haar, er fühlte die Lippen  
des Wildfangs  
überrascht und beschämt auf den eignen. Sie saugten  
sich gierig  
fest, es entrang sich der Brust des Mädleins  
ein lustvolles Wimmern.  
Und wahrhaftig ein Biß — schon empfand er das Mal  
ihrer Zähne.  
„Katze“, rief er und machte sich frei von der Klammer  
des Kindes.

Seltsam ward ihm dabei, als hätt' es wahrhaftig  
 abzuwehren den Raub am Gedächtnis des Toten  
 an dem heilig verborgnen Geheimnis, das Luz in der  
 Doch mit feindlichem Blick, als wüßte sie, was in ihm  
 konnte auch die Rivalin genau, so stand Thea nun  
 und bevor er sie noch begütigen konnte, entsprang sie.

Wo die westliche und die südliche Mauer des Kirchhofs  
 sich einander im Winkel vereinten und also den Einbruch  
 einer bläulichen Flut leislispelnd herwogender Ähren  
 gleichsam stauten, vor Überschwemmung die Gräber  
 dort, ein besonderes Gärtlein, befand sich die Stätte,  
 schief in gemauerter Gruft und bestattet in erzenem  
 Um den Hügel, fast ganz unter schwärzlichem Efeu  
 frisch gerecht lag der Kies bis zum Buchsbaum  
 die ein Gitter umschloß, mit Sorgfalt gebildet  
 Ein gewaltiger Strauß Vergißmeinnicht lag auf dem  
 von der Mutter gepflückt am Rain, auf dem Hergang  
 Leise trat Luz hinzu, als gält' es, den kindlichen Schläfer  
 nicht zu wecken, und ließ auf der Steinbank sich nieder,  
 Kaum daß Luz sich gesetzt, so verstummte im Kirchlein  
 die Orgel'

gleich als wär's auf Geheiß, und es war nun um Luz  
eine Stille,  
tief verhalten, als ob sich Himmel und Erde vereinten  
in dem heil'gen Beschluß, nicht die Andacht  
des Jünglings zu stören. —

„Dein, Herr Jesu!“ so stand in Gold auf dem schwarzen  
Granitkreuz,  
das, gebettet in Efeu, bedeckte den länglichen Hügel:  
ebendas nämliche Wort, das um Erwins Bildnis  
gestickt war.  
Oh, es kannte genau die Geschichte des düsteren  
Denkmals  
Luz, der Eleve von einst, und es grüßte von ferne  
der Streitberg,  
wo das ernste Gestein man gebrochen im mächtigen  
Steinbruch.  
Immer wieder beriet man im häuslichen Kreise  
der Schwarzkopps  
Inscription, Stoff und Gestalt dieses Epitaphiums, eh es  
dann in Angriff genommen und also vollbrachte  
der Steinmetz.  
Nun erschien es im Haus und wurde im besten Gemache  
aufbewahrt, wo es lag, den Hausraum belastend  
mit Grufthauch.  
Doch dies war nun vorbei, und der Bann war gesprengt,  
und das Auge  
Luzens trübte sich nicht im erneuerten Anblick  
des Denkmals.  
Freilich ward ein Erinnern geweckt, aber nur an das  
Dasein.  
Und die lebendigste Liebe war's, welche vor allem  
geweckt ward.  
Ja sie drang in die Gruft, doch siehe, sie fand keinen  
Leichnam.

Aufgeflogen, entschwebt und doch in beglückender Nähe  
 schien der selige Knabe, der Bruder, der Freund  
 und der Liebling:  
 „O Gespiele, wie spielten wir doch den glückseligen Tag  
 durch,  
 unersättlich in Lust: und wahrhaftige Lust ist das Spiel  
 nur.  
 Kind und Künstler und dann die seligen Götter  
 im Himmel,  
 sie genießen das Recht allseliger zweckloser Spiele!  
 ‚Dein, Herr Jesu!‘ Jawohl, ich sehe dich schreiten  
 an seiner  
 mild-allmächtigen Hand, er führt durch das wogende  
 Korn dich.  
 Es erhascht noch mein Blick einen Zipfel bewegter  
 Gewandung  
 deines himmlischen Kleids, womit dich der Heiland  
 geschmückt hat.  
 Glücks genug sein Smaragd, sein Azur, sein Gepränge  
 von Blumen,  
 seine Juwelen und, Gold über Gold, der goldfeurige  
 Kronreif!  
 Glücks genug, nur zu sehn einen flüchtigen Glanz dieses  
 Prunkstücks  
 und zu ahnen die Pracht in den ewigen Orten  
 der Gottheit!  
 Sei bedankt, paradiesischer Freund, für den himmlischen  
 Anhauch.  
 Süß, fast stechend, durchdringt unirdische Wonne  
 die Brust mir.  
 Wie das Kind auf der Schaukel aufjauchzet, im seligen  
 Schwunge  
 hochgetragen, so treibt es zu jauchzen auch mich,  
 und ein Kitzel  
 will mich, wie es mir scheint, mit den Wonnen  
 des Himmels verschwistern.“

„Ach, schon da, guter Luz!“ klang plötzlich die Stimme  
 der Tante.  
 Und wahrhaftig, es fiel aus den Wolken durchaus  
 der Gemeinde.  
 Sie indessen fuhr fort: „Ich hoffe, du hast gut geschlafen.  
 Jüngst beklagte sich nämlich auf drollige Weise  
 ein Schulfreund  
 unseres Erwin, er war zum Besuche in Rosen und wohnte  
 so wie du jetzt mit Just, meinem seltsamen Bruder,  
 zusammen.  
 Schnarcht er wirklich so laut, wie es neulich der Jüngling  
 behauptet?  
 Hast du auch wohl wie dieser nachtsüber kein Auge  
 geschlossen?“  
 Damit war ins Geheg der Umzäunung getreten  
 die Gutsfrau,  
 ließ sich nieder aufs Knie sogleich, um den Hügel  
 zu jäten,  
 und entfernte mit sachlichem Eifer, als wär' sie beauftragt  
 mit der Pflege des Grabes, verdorrtes Geranke im Efeu.—  
 „Nein, ich schlief wie ein Stein und beklage mich nicht  
 über Onkel  
 Just, der in keinem Betracht meine nächtliche Ruhe  
 gestört hat.“  
 Stockend brachte hervor diese nüchternen Worte Luz  
 Holtmann;  
 daß er aber sie sprach, kaum wußte davon seine Seele.  
 Wunderbar, diese Frau, so erwägt er bei sich, heut und  
 damals  
 wie verändert das Bild! Beinahe gefühllos erscheint heut,  
 die ich einst an dem nämlichen Ort wie von Schwertern  
 durchbohrt sah.  
 Rauft und reißt sie nicht Ranke und Blatt  
 mit gleichgültiger Hand aus?  
 Klingt ihr Reden nicht hart, als hätte in ihr nie  
 Empfindung,

niemals Seele vibriert? — Luz sieht sich ernüchtert,  
ist fremd hier.  
Eine Stille tritt ein, eine peinliche. Peinlich zu bleiben  
und nicht minder zu gehn. Gleich peinlich zu schweigen,  
zu reden!  
Doch am Ende, um etwas zu sagen und so seinen Zustand  
irgendwie zu verändern, erklärt' er, es sei ihm unmöglich,  
vorzustellen den Tod, er begreife nur immer das Leben!  
Antwort gab ihm ein Laut aus Frau Juliens Munde,  
er sagt ihm:  
„Wohl, du sprachst, und ich hab' es gehört, aber was  
du gesprochen,  
ist gewiß nicht für mich. Doch halte es, wie es dich  
gutdünkt!“ —  
„Alles scheint mir mitunter untrennbare Einheit“,  
sprach Luz nun,  
„und so ist, kommt mir vor, in allem auch alles  
zu finden:  
das Entschwundene nicht nur, vor allem in allem  
die Gottheit.“ —  
„Nein, man darf nicht das Werk anstatt seines Schöpfers  
verehren“,  
sprach, als streifte sie nur ein Spinnweb sich etwa vom  
Ärmel,  
drauf Frau Julie. — „Tante“, begann jetzt der Neffe  
aufs neue,  
„mich durchdringt fast Gewißheit, daß Erwin uns hört  
und uns nah ist.“ —  
„Freilich ist er uns nah, denn er schläft ja hier unten  
im Grabe“,  
sprach die Tante so schlicht als wie etwa: heut ist sein  
Geburtstag.  
Und sie fügte hinzu: „Hier ist ja der Ort und sonst  
nirgend,  
wo ihm zu hören den Ruf der Posaune des Jüngsten  
Gerichtes

von dem himmlischen Vater und unserem Heiland  
bestimmt ward.“ —  
„Nun, so schläft seine Seele der ewigen Freude  
entgegen“,  
sagte Luz. Und Frau Julie ergänzte: „Ich baue auf  
Jesum.“

Jetzt nun drang ein schneidender Laut durch die  
Stille des Friedhofs,  
unterbrach das Gespräch und lenkte die Blicke  
der Tante  
in der Richtung des rostigen Pförtchens, zum Eingang  
des Kirchhofs;  
stammte doch das Geräusch, das schrille, von dort her.  
Es hatte  
seinen Flügel gedreht das Pförtchen in rostiger Angel.  
Nein, nicht selber! Das tat die Hand eines himmlischen  
Cherubs,  
der in einem Gewimmel von Glanz in das Dunkel  
hereintrat.  
Beim allmächtigen Gott! Und wie war es nur möglich,  
daß Tante  
kühl hinsagte: „Es ist Anna Wendland. Es geht wohl  
auf Mittag.  
Unser Käser wohnt hier in Dromsdorf. Sie hatte  
um elf Uhr  
bei dem Manne zu tun und versprochen, mich auf dem  
Rückweg  
hier zu treffen.“ Sie schloß: „Nun, da sind Sie ja schon,  
liebe Anna!“ —  
Langsam schreitend kam Anna herüber. Sie trug einen  
Buschen  
Flieder, grüßte, nur leicht das Haupt und die Lippen  
bewegend.  
Keine Miene verzog ihr Angesicht. Nur daß die Flügel  
ihrer Nase, so fein wie Schmetterlingsflügel, erbebtten.





Damals wardst du lädiert am Rückgrat; allein die  
Erkenntnis  
nützt dir nichts, wo es heißt, ein ganzer, ein schrotiger  
Kerl sein.  
Endlich fange doch an, sonst ist deine Lage entsetzlich!  
Sprich vom Wetter! Das Wetter ist schön, und wer wollte  
das leugnen,  
also stelle das fest! Damit sagst du doch immerhin etwas.  
So erfuhr denn die still Hinwandelnde, was sie schon  
wußte.  
Und sie sah ihn befremdet an und verzog keine Miene.  
Ich bin Luft, dachte Luz, nie fühlt' ich so völlig  
als Luft mich.  
Welch ein Zustand: ich bin — und bin doch für sie nicht  
vorhanden!

Plötzlich: „Essen Sie Kirschen?“ erklang's jetzt  
im Ohre Luz Holtmanns,  
und er blickte verduzt und wußte nicht, ob diese Worte  
wirklich jemand gesagt. Oder hatte er nur bei sich selber  
diese Phrase geprüft, ob sie angängig sei  
zur Verwendung?  
Doch wo dachte er hin! Nie hätten drei Worte des eignen  
Innern so ihn im Mark getroffen und so ihn beseligt.  
Nie wird Luz die Musik von diesen drei köstlichen  
Worten,  
die ein unsterblicher Hauch aus dem himmlischen Ort  
Aphrodites  
trug, vergessen und nie je die gleiche Musik wieder hören.  
Welche Gnade und welche Huld war's, so zu ihm  
zu sprechen!

„Viele Kirschen gibt's dieses Jahr“, sagte Luz  
und erstaunte,  
wie so leicht dieser Satz ihm, ja förmlich geläufig,  
vom Mund floß.

Doch ihm war jetzt zumut wie einem erstarreten Falter,  
wenn in Schatten und Frost ihn die Sonne berührt  
und auftaut.  
Und er lachte und Glück überflutete ganz seine Seele.

Eine Kirschenallee, schnurgrade, durch welche  
die Dörfer  
Dromsdorf und Rosen verbunden waren, sie hatte  
zur Hälfte  
jetzt durchschritten das Paar. Nun stand eine bretterne  
Hütte  
ihm zur Linken; davor, in die grasige Erde gerammt,  
Tisch und Bänke, und eine war gänzlich mit Körben  
bedeckt,  
jeder voll bis zum Rand mit der zeitigsten Kirsche,  
der Maifrucht.  
Und es steckte ein Mann seinen Kopf aus der Hütte  
und grüßte  
Fräulein Anna, doch stumm, nur mit leise andeutendem  
Lächeln.  
Sie bog hin, als sie ihn, durch Bewegung der Wimpern,  
kaum merklich,  
wieder hatte begrüßt, und trat zu den Körben und prüfte,  
was der schweigsame Mann in den Wipfeln der Bäume  
geerntet.  
Dieser kam nun herzu und füllte, als wär's ihm gegeben,  
in den Herzen der Menschen die unausgesprochenen  
Wünsche  
zu erkennen, ein Maß mit Kirschen und bot es  
dem Fräulein.  
„Dank' schön“, sagte sie nur und bloß einmal;  
nichts weiter als: „Dank' schön!“  
Welcher Zauber indes lag für Luzen in diesen zwei  
Worten!  
Niemals konnt' er, nachdem er sie einmal gehört,  
mehr im Leben

ganz verarmen, nie wieder je völlig versinken im Unglück.  
Und die schöne E Levin nahm Platz auf einer der Bänke,  
sprechend: „Ist's Ihnen recht, so warten wir hier  
auf Frau Schwarzkopp!“  
Welche Frage, das: Ist's Ihnen recht? Recht wär's ihm  
gewesen,  
dem Gefragten, er hätte können den Rest seines Daseins  
hier und wartend verbringen, mit Anna, womöglich  
die Hütte  
mit ihr teilen. Er wünschte nichts Beßres auf Zeit seines  
Lebens.

Und so saß er im Tiefsten erregt, ja im Tiefsten  
beseligt,  
aber doch auch im Zustande schmerzhafter Bangnis  
und Spannung.  
Denn nach den wenigen Worten, die Anna Wendland  
gesprochen,  
aß sie schweigend die purpurnen Kirschen, gelassenen  
Sinnes,  
mit sich selber allein und ihn nicht im geringsten  
beachtend.  
Hui, was fegte denn dort im Staube der Straße so eilig  
in der Richtung von Rosen gen Dromsdorf vorüber?  
Ein Männlein,  
das nicht hörte und sah. Wie flogen die Schöße  
des Rocks ihm!  
Höchste Zeit war's zur Bahn, und es durfte den Zug  
nicht versäumen.  
Heftig schwenkte die Linke den Filz, und es stampfte  
die Rechte  
laut zu Boden den Stock, mit der eisernen Schaufel  
als Zwinge.  
Doch es gab keinen Bahnhof in Dromsdorf noch sonst  
in der Gegend!  
„Heda, Onkel, wohin denn in Gottes Namen so eilig?“

Was ist los, und wo brennt's“, so rief Luz jetzt,  
der plötzlich den Onkel  
Just erkannte. Der Bann war gebrochen, er hatte  
die Sprache  
wiedergewonnen beim Anblick des Onkels, doch leider,  
weil dieser  
wie durch Steinwurf die Tauben der Aphrodite  
verscheuchte,  
alle Zauber der Liebe zugleich durch sein nüchternes  
Dasein.  
Ja, er tat noch ein übriges gleich, um durch Mißlaut  
und Mißduft  
die elysische Luft um Luzen ja ganz zu verstäkern.

„Ja, wo brennt's denn? Du hast gut fragen,  
du hochidealer  
Jüngling, der noch beschwingt und in Schuhen mit  
Schnallen umherläuft;  
du sagst gick und sie gack, und ihr beide, ihr guckt  
in den Himmel.  
Fräulein Anna sitzt hier, ißt Kirschen, dieweil auf dem  
Hofe  
alles geht, wie es mag. Und so geht es denn drunter  
und drüber.  
Ich muß laufen mit meinen Vierzigen hier auf dem Buckel,  
laufe morgens zur Post und laufe euch nach, weil  
der Schwager  
alle Schlüssel vermißt, die er braucht, um dem Müller  
Getreide  
zum Vermahlen, den Leuten das Deputat auszugeben.  
Und Sie haben das Bund, Fräulein Anna, gewiß in der  
Tasche.  
Doch was tut's, wenn ich auch die Auszehrung kriege,  
die Schwindsucht  
mir zuziehe, wenn nur Fräulein Anna davon keine Not  
hat!“

Sie entgegnet darauf: „Sie irren, Herr Just, denn entweder  
 hat ein anderer das Bündel mit den Schlüsseln vom Brette  
 genommen,  
 oder aber es hängt noch jetzt, wo es hing, als ich fortging.“  
 Dies gesprochen, erhebt sich das Mädchen, bezahlt ihre  
 Kirschen  
 und setzt fort ohne Hast den kaum unterbrochenen  
 Heimweg.  
 „Gott“, sagt Luz, denn er ist geärgert, ja förmlich  
 verbittert,  
 „Schlüsselbünde, wie oft hat man solche gesucht  
 oder etwa  
 in der Tasche gehabt, wenn andere verzweifelt  
 sie suchten!“ —  
 „Du, versteht sich“, sagt Just, „warst niemals,  
 mein Junge, ein Landwirt,  
 ob du das Schlüsselbündel in der Tasche nun trugst  
 oder suchtest.  
 Deine Taten auf diesem Gebiete erzählen die Leute,  
 wie man Schnurren erzählt, fast täglich in Rosen  
 und Umkreis.“  
 Drauf sagt Luz: „Ja, was ist da zu tun, wenn am Ende  
 die Taten  
 eines jungen Kumpanen an die deinen nicht reichen?  
 Ich bin mir  
 des natürlich bewußt. Aber sage mir, lieber Verwandter,  
 womit hättest du verdient, daß du plötzlich so über mich  
 herfällst?“  
 Hierauf sagt Onkel Just: „Daraus mach' ich mir nichts,  
 wie du's auffaßt,  
 viele Jahre noch kannst du viel von mir lernen,  
 obgleich du  
 nicht sehr edel auf etwas in meiner Vergangenheit  
 anspielst.“  
 „Dein Verhalten“, sagt Luz, „besonders auch gegen das  
 Fräulein,

ist nicht so, daß es mir eines gläubigen Studiums wert  
scheint.“ —

Und es wandte sich Onkel Just nun zum Staunen Luz  
Holtmanns

zur Elevin und sprach: „Ich frage Sie nun aufs Gewissen,  
hab' ich jetzt oder je Sie auch nur im geringsten  
beleidigt?“

Und sie sagte und schüttelte leis mit dem Kopfe: „Gewiß  
nicht!“

## SECHSTER GESANG

Ganz entschieden verstimmt saß Luz bei Tische.  
Die Schwarzkopps  
machten keinen Versuch, seiner Schweigsamkeit ihn  
zu entreißen,  
denn sie waren der Meinung, es seien die Stunden am Grabe,  
die zum Ernste gestimmt sein Gemüt, sowie Erwins  
Gedächtnis.  
Und man sprach auch im ganzen nur wenig beim Essen,  
sehr kärglich  
lösten Worte sich los und gingen von einem zum andern.  
Kaum daß Schwarzkopp gesprochen das Schlußgebetlein  
der Mahlzeit,  
als sich Luz schon empfahl und sogleich auf sein Zimmer  
zurückzog.  
Und er warf auf sein Bette sich hin mit dem innigen  
Wunsche,  
daß sein kräklicher Stubengenosse nur ja nicht erscheinen  
möge, ihm zum Verdruß; denn er war ihm verhaßt  
und zum Ekel.

Was ist eigentlich mit mir geschehen? so fragte Luz  
bitter,  
an die Decke des Zimmers die Augen geheftet, wo Fliegen,  
dunkle Punkte, umher in allerlei Schlingen sich jagten.  
Schlingen, ja! Und mir ist so, als sei ich in eine getreten.  
Nun, es ist an der Zeit, jedenfalls, meine Lage ein wenig  
zu bedenken, mit nüchternem Sinne ins Auge zu fassen;  
denn ich habe zu früh jubiliert, und es ist mir entgangen,  
daß die Himmlische, die mir erschienen, nicht nur  
die Gewalt hat,  
mir die Hallen der Seligen aufzutun, nein, auch den  
Abgrund.  
Ja, das ist's. Und nun seh' ich ihn, senke die  
schaudernden Blicke

in den schwindelnden Abgrund hinab, der auf einmal  
so nah ist.  
Fast erblick' ich nur ihn noch, dann allerdings wäre ja  
plötzlich  
ein ganz anderes Ziel erreicht, als es gestern mich  
deuchte. —  
Sein empfindsames Herz rang schwer. Es bemächtigte  
Kleinmut  
jetzt sich seiner durchaus. Er, der heute morgen,  
im Kraftrausch,  
Triumphator sich hatte gefühlt und Bezwinger  
des Weltalls,  
fühlte nun sich hinfällig und klein und von allen  
verlassen.

Und er sprach mit sich selbst, und er sprach zu sich  
selbst etwa dieses:  
Freund, du kamest ja gestern hierher, um die Wonnen  
der Freiheit  
hundertfach zu genießen am Ort, wo du unfrei gelebt  
hast,  
unfrei, was deinen Körper betraf und so auch deine Seele.  
Wolltest sehen und mehr noch sehen dich lassen nach  
deiner  
Mauser, Luz, und man sollte dein neues Gefieder  
bewundern.  
Wo du als Entlein gelebt und auf lehmiger Pfütze  
geschnattert  
unbeachtet, da wollt'st du dich blähen und entfalten dein  
Pfaudad.  
Denn du bist kein gewöhnlicher Mensch mehr, du bist  
ja ein Fürst jetzt.  
Michelangelos Moses, du hast ihn zwar noch nicht  
gemeißelt,  
doch es kann dir gewiß nicht fehlen, du wirst es dereinst  
tun.



Ziegen, Hühner, was mehr? Nur freilich, es müßte  
die Hütte  
Anna teilen mit dir. Anna Wendland! Jawohl, Anna  
Wendland!

Fast wie Winseln und Betteln erklang auf den Lippen  
des Jünglings  
dieser Name. Luz selber erschrak. Aufbrausend begann er  
nicht unbillig, in heftigster Weise sich so zu beschimpfen:  
O du dünklicher Geselle, großmäuliger Bursche,  
prosit Mahlzeit, heut hast du dich wahrhaft als solchen  
bewiesen,  
Einfaltspinsel, als blöd du neben dem Mädchen  
einhergingst. —  
Und er schimpfte und grübelte weiter und wurde ganz  
elend,  
bis der Onkel am Ende doch noch in das Zimmer  
hereinkam.  
„Sag mal“, rief er vergnügt, „was ist denn wohl in dich  
gefahren?  
Mensch, du täuschest dich sehr; wenn du meinst, ich hatte  
die Absicht  
dich zu kränken, so ist das im äußersten Grade  
ein Irrtum.  
Mißverständnis liegt vor! Es genügt dir wohl, wenn ich  
das sage.  
Du bist gestern gekommen und weißt drum nicht,  
wie es hier zugeht:  
was ich zum Beispiel für Grund und Ursache habe,  
so deutlich  
und energisch mit Anna zu reden, wie heute vor Mittag.  
Lern sie kennen, du wirst mich sehr bald ohne weiteres  
begreifen!  
Du, ich warne dich, Luz“, rief im Tone des treuen  
Verwandten,  
des erfahrenen Mentors, die Stimme erhebend, der Onkel.

Doch er dämpfte sie gleich: „Sie hat einen bösen  
 Charakter.  
 Darin kenn' ich mich aus! Wofür hätte man seine  
 Erfahrung!“ —  
 „Nun“, sprach Luz, „das mag sein, wie es wolle, es fehlt  
 mir an Neigung,  
 Onkel, und an Beruf, mich aufzuwerfen als Richter  
 über jemand, der mich im Grunde genommen  
 ganz kalt läßt.“  
 Dies antwortete Luz. So log er mit eiserner Stirne,  
 selbst im Tiefsten erschreckt durch den Judasverrat  
 seiner Liebe,  
 den er zynisch verübt. Indessen, er hätte den Onkel  
 gern mit Inbrunst umarmt für seine entzückende  
 Warnung.  
 Zweierlei ging hervor aus ihr: daß der ältliche Landwirt  
 es für möglich erachte, es könne die schöne E Levin  
 den Gedanken wohl fassen, nach ihm ihre Netze  
 zu werfen.  
 Eifersüchtige Furcht und die Absicht sodann, einen  
 Ausgang  
 diesem ähnlich durchaus auf jedmögliche Art  
 zu verhindern!  
 Ja, es hatte der Onkel wahrhaftig sich gründlich  
 verplappert! —  
 Luz sprang auf und verdutzte den Warner durch lautes  
 Gelächter.  
 „Warum lachst du denn?“ ward er gefragt; „das Ding  
 ist sehr ernsthaft“,  
 hieß es weiter, „mit solchen Vampiren, mein Kind,  
 ist schlecht spaßen.  
 Höre, du nimmst das Ding viel zu leicht, guter Junge,  
 ich will dir  
 mal erzählen, warum ich bis heut auf die Ehe verzichtet.  
 Wie das Mädchen geheißen, das tut nichts zur Sache.  
 Wir waren



„Wie, bevor sie mich kennengelernt, nicht mehr Jungfrau  
das kleine,  
sechzehnjährige Lieselchen Schütz? Aber Liebster  
und Bester!

Damals glaubte sie noch ganz fest, es würden die Kinder  
aus dem Lehmteich geholt, hinterm Armenhaus,  
durch die zwei Störche,  
die ihr Nest sich gemacht beim Rudolfbauer, der ihnen  
ein gewaltiges Rad auf dem Giebel der Scheune  
befestigt.

Unbescholtener war und auch ahnungsloser  
kein Schäflein!

Oder hältst du mich allen Ernstes für fähig, mein Bester,  
mich mit einer Person, die Vergangenheit hat,  
zu verloben?“ —

„Lieber Onkel, du siehst mich verduzt, ja, es ist mir  
zumute  
so, als wär' ich nicht ganz mehr, hier oben, bei klarer  
Besinnung.

Du verlobst dich mit einem Kinde, das keusch  
und das treu ist,  
dir allein nur gehört. Und dann nach drei Jahren, in denen  
sie wie Gold sich bewährt, da meinst du...? Ich kann's  
nicht begreifen!“ —

Und der Onkel: „Bewährt! Daran hat es ja eben  
gemangelt.

Dazu fehlte dem Mädchen die Kraft, und so ist sie  
gefallen.

Ein gefallenes Mädchen ist jedermanns Beute, doch  
niemals  
nimmt ein Mann, der sich achtet, ein solches Geschöpf  
sich zur Ehe,  
gründet auf solche Geschöpfe mitnichten Familie  
und Hausstand.“ —

„Ach, ich werde verrückt, ich bin fällig für Leubus;  
denn, Onkel,

immer hör' ich von einer Jungfrau, die keusch und die  
treu ist,  
und dann nennst du die selbe mir unkeusch und eine  
Gefallne.“  
So rief Luz und drückte die Handflächen gegen die  
Schläfen.  
„Hab Erbarmen mit mir, Onkel Just, denn du treibst  
mich zum Wahnsinn.“ —  
„Würdst du dich mit einem Mädchen fürs Leben  
verbinden, mein Junge“,  
sprach mit ruhigem Ernst, an der Pfeife saugend, der alte  
Schwerenöter, „das dir in der Nacht nach dem Tage  
der Hochzeit  
etwas Neues nicht mehr zu geben hat, weil sie dir alles  
längst geschenkt? Und du alles und noch was schon  
längst im Besitz hast?  
Mache du ein entsetztes Gesicht, Luz, ich will dich nicht  
hindern,  
wenn ein ähnlicher Fall dir in Zukunft mal blüht und du  
etwa  
Obst, das wurmstichtig ist, für gesundes zu speisen  
geneigt bist.  
Denkst du laxer in Sachen Moral, Freund, ich will dich  
nicht stören.  
In dem Punkt bin ich streng und von strengster Moral  
ohne Gnade.“ —  
„Ich empfand“, sagte Luz, „in der Tat eine leise  
Verblüfftheit  
über die Wendung, die deine Erzählung so plötzlich  
genommen.  
Du hast also das Mädchen verführt, und weil sie  
gehorsam,  
voll Vertrauen sich dir überließ, voller Liebe sich hingab,  
darum ist sie vor dir entehrt, zur Gefallnen geworden?  
Hier versagt mein Verstand. Und daß er versagt:  
es ist gut so!

Kein Vergnügen gewährt's, ihn auf ein Verfahren  
zu lenken,  
das die Marke der Schurkerei so frech an der Stirn  
trägt!“ —  
„Nun, dein Ausfall ist stark, und du hast dich vergriffen  
im Ausdruck,  
doch du meinst's nicht so schlimm, bist auch darin  
der Sohn deines Vaters.  
Sachte, sachte! Wie oft, wenn er tobte, Luz, ich ihm  
das zurief!  
Du verstehst nichts von Weibern: das Weib ist das  
Werkzeug des Satans.“—  
„Wohl, so war Lieschen Schütz dein Werkzeug, und du  
warst der Satan:  
dabei bleibt es, und das ist in dieser Geschichte mein  
Standpunkt“,  
sagte Luz. Und der Onkel, erst ernst und dann plötzlich  
geschmeichelt,  
kurz auflachend sodann und wieder sodann und noch  
einmal,  
sprach: „Das geb' ich dir zu und will ich am Ende nicht  
leugnen,  
weitaus besser als ich ist unser Herr Jesus! Ich bin ein  
Sünder oftmals gewesen und bin es zuzeiten auch  
heut noch.  
Und den gepfefferten Satan zu spielen, gelang mir meist  
prächtig.“



## SIEBENTER GESANG

Doch es pochte. „Herein!“ rief Luz. Und da stand  
Onkel Schwarzkopp  
mit dem strohigen Haar, voll Sommersprossen  
das Antlitz,  
durch die goldene Brille heräugelnd mit lustigen Blicken.  
„Nun, das ist recht, ihr seid fröhlich. Gott liebt ja  
die fröhlichen Herzen“,  
sprach er und setzte hinzu: „Ich komme, Luz, um dich  
zu fragen,  
ob du mit mir einen Gang in die Felder zu machen  
geneigt bist.“ —  
„Ja, mit Freuden“, log Luz. Ihm war der Gedanke  
entsetzlich,  
sich vom Haus und vom Hof entfernen zu müssen,  
wo Anna  
war und Hoffnung bestand, sie zu sehn oder ihr  
zu begegnen.  
Doch was half's? Er stand auf, man trank in der Eile  
noch Kaffee,  
und bald schritt er dahin mit dem heiter plaudernden  
Landmann,  
dem entlegensten Felde der Ortsgemarkung entgegen.  
Und der Onkel weist hin auf die grünenden Breiten  
des Landes,  
lobt den heiteren Tag und den schwellenden Segen  
der Feldfrucht,  
den allmächtigen Gott, der dies alles so herrlich gemacht  
hat.  
Und bei alledem denkt der Neffe: Ich sehe wahrhaftig  
auf der Erde und in der Luft kein Ding, das mich anzieht.  
Nein, mich geht dieses alles nichts an, denn was kann  
es mir nützen,  
wenn ich in Allem ein Nichts und in Einem das Alles  
erblicke!



Was hier einmal geschehn sein mag, nun, das weiß  
der Allmächt'ge.

Doch es gibt eben Orte, die tragen den Bann  
der Verfluchung.

Niemand sieht dieser Wiese es an, und was wär' auch  
zu sehen?

Denn sie ist ja in nichts von den andren ringsum  
unterschieden,

und doch wird einem stets in der schweigenden Luft hier  
zumute

so, als ob man sich doppelt dem gnädigen Vater  
im Himmel

grade hier an das Herz zu legen Grund hätte.

Und wär' ich  
Katholik, lieber Luz, ich schlüge hier stets die drei  
Kreuze.“

Schwaches Hundegebell erscholl ringsher von den  
Dörfern,

auch der Lerchengesang drang nur schwach zu der  
Gegend des Feldflecks,

ganz als wären die Vögel beauftragt, die Wiese zu meiden.  
Nur ein Kiebitz umflog in der Nähe sein Nest,

seine Stimme  
mit dem Fluge bald senkend, mit diesem auch wieder

erhebend.  
Klänglich war die Musik, eine Künderin ewiger Trübsal.

„Ja, da hätten wir nun ein Gebiet“, sprach belebter  
der Onkel,

als das verrufene Feld erst im Rücken lag, „wo sich  
die Geister

wohl entschiedener trennen als sonst auf den meisten.  
Und richtig

ist es: Vorsicht erheischt jede Frage, die dunkle Gebiete,

solche, die Gott uns verbarg, betrifft; denn leicht fällt  
man in Sünde.  
Immerhin bleibt bestehn, von unzähligen Zeugen  
bestätigt,  
daß ein gespenstisches Pferd sich, ein Schimmel,  
des Nachts auf den Dörfern,  
und zwar immer vor einem bedeutenden Unglück  
gezeigt hat.  
Von hier komme das weiße Pferd, wird gesagt, nach hier  
kehre  
es auch wieder zurück. Allerdings, ich selbst sah es niemals  
und begehre es auch, so es Gott gefällt, nimmer zu sehen.“  
Und der Onkel ward blaß bis unter die Wurzeln  
des Haares.

Oh, er spukte gewaltig in Rosen, der Keuhengst.  
So nennt man  
überall das Gespenst. „Ich selbst“, sagte Luz, „glaubte  
mehrmals,  
es zu sehen des Nachts, wenn ich einsam im Dorfe  
heraufkam,  
um die Tagelöhner des Guts aus den Federn zu holen.  
Bei dem Kretscham erschien's, an dem unteren Ende  
des Dorfes,  
Augen hatte es wie Rubin, und es flog seine Mähne  
weiß im Mondschein, indes es sich bäumte, aus feurigen  
Nüstern  
Funken schnaubte, bis es in rasendem Laufe herankam.  
Eingebildet natürlicherweise war diese Erscheinung,  
doch es war meine Phantasie in der nächtlichen Stille  
so erregt, daß ich oft von der gleißenden Rennbahn  
der Straße  
schnell zurück und beiseite mich drückte ins Dunkel  
der Büsche,  
um vorüber zu lassen den milchig schimmernden  
Keuhengst.“

So sprach Luz. Und es stand nun abermals stille  
Herr Schwarzkopp,  
sah dem Neffen ins Auge mit tiefer Bewegung und sagte:  
„So wie du jetzt es schilderst, erblickte drei Tage  
vor Erwins  
unerwartetem Hingang der Gutsschreiber Brinke —  
es war die  
Nacht von Mittwoch zu Donnerstag, frühe am Sonntag  
starb Erwin! —  
das Gespenst, diesen Keuhengst. Du kennst ja  
den Gutshof von Lohnig,  
wo ich damals noch saß in der Pacht. Der Spuk kam  
vom Keu her  
durch das hintere Tor, er durchsprengte den Hof  
und verließ ihn  
durch das vordere dann. Der Gutsschreiber Brinke  
indessen,  
der am Morgen sogleich sein Erlebnis Julien erzählte,  
konnte lange sich nicht von dem nächtlichen Schrecken  
erholen.  
Und nach dem, was mit Erwin geschah binnen kurzem,  
wer mag's ihm  
da verdenken, wenn er von der Wahrheit des Spuks  
überzeugt ist.“

## ACHTER GESANG

„Sag doch, Lieber“, sprach heut Onkel Schwarzkopp  
über dem Schachbrett,  
als er eben die dritte Partie an den Neffen verloren,  
„sag doch, bitte, wie stehst du denn eigentlich jetzt  
mit der Dichtkunst?“  
Gutgelaunt kam die Frage heraus. Schwarzkopp liebte  
das Necken.  
Und es lachte der Onkel, es lachte der Neffe,  
es lachte  
selbst die Tante kurz auf, die am Stickrahmen saß.  
Es war Abend,  
Schlafenszeit, und es gaukelten rings um die brennende  
Lampe  
Falter, trunken vom Licht, das ihnen die Flügel  
verbrannte.  
„Gut, recht gut“, gab der Neffe zurück, und zwar fest  
und mit Freimut.  
„Mit der Muse der Dichtkunst steh' ich auf freundlichstem  
Fuße,  
und du hast dich beträchtlich geirrt, als du deinem  
Eleven  
ganz entschieden dereinst das Drechseln von Versen  
verboten,  
weil in den Schnitzeln, die du gefunden, kein Funke  
Talent sei.  
Nein, ich habe Talent, und ich will es euch gleich  
auf der Stelle  
schwarz auf weiß — nämlich wenn ihr ein bißchen Geduld  
habt — beweisen.“  
Ja, man wollte geduldig sein, und so rückten denn alle  
um die Lampe. Auch Just war zugegen, vor allem auch  
Anna,  
eifrig nähend und keinen Blick von der Arbeit  
verwendend.

Und Luz nahm aus der Tasche ein kleines vergriffnes  
 Oktavbuch,  
 ehemals grünmarmoriert der Deckel, im Innern  
 bekritzelt,  
 brav beschmiert und bekleckst überall, und begann draus  
 zu lesen,  
 frei und klar und voll Mut, was nur ihm zu entziffern  
 vergönnt war.

Luz, du warest sehr stolz auf das, was du lasest. Es waren  
 sogenannte Gesänge, und zwar ihrer zwei, die du selber,  
 beim allmächtigen Gott, wag' jemand es dir zu bestreiten!  
 hingezaubert, aus nichts hervor, zu poetischem Dasein.  
 Und du zweifeltest nicht, mein Liebling, es würde dir  
 glücken,  
 dem unsterblichen Paar anzureihen die andern Gesänge,  
 die das unsterbliche Werk noch zur letzten Vollendung  
 verlangte.

Damit war aber dann dein unsterbliches Schicksal  
 entschieden,  
 und, bisher nur verhüllt, trat dann deine Epiphanie ein.  
 Wer alsdann dich zu sehn noch Verlangen trug unter  
 den niedern  
 Kreaturen — das waren doch eben die sterblichen  
 Menschen —,  
 mußte das Auge zugleich zum Himmel erheben  
 und schützen  
 mit der Hand vor dem Glanz, der unsterblich von dorten  
 herabbrach.

Also sah er den Thron des Homeros und ihn, der darauf  
 thront,  
 ein unsterblicher Zeus! Ihm zur Linken den Thronszitz  
 Vergilens.

Und den dritten! — Genug — man weiß es ja längst,  
 wem er zusteht.

Ja und abermals ja: drei gewaltige Sonnen  
 der Dichtkunst,

mit unsterblicher Lichtgewalt, so getrennt als dreieinig,  
würden die kommende Welt mit unsterblicher Schönheit  
beglücken,  
wenn der Schlußpunkt dereinst unter Luzens Gesänge  
gesetzt war.

Ehrlich sei der Chronist: es machte die Dichtung Luz  
Holtmanns  
auf den Kreis seiner einfachen Hörer entschiedenen  
Eindruck.  
„Hermannslied“ war das Epos betitelt von seinem  
Erzeuger,  
Held der berühmte Cherusker natürlich, der einstmals  
den Varus  
schlug aufs Haupt und die Römer vertrieben und  
Deutschland befreit hat.  
Und er hörte die Harfen der Barden, solange er vorlas.

Also war er nicht übel zufrieden, der Dichter, mit seiner  
Wirkung. Eins war gewiß: man war überrascht, und man  
hatte  
ihm dergleichen nicht zugetraut, niemals, nicht  
im entfernt'sten!  
Andres aber erfüllte mit innerster Wonne den Jüngling:  
daß zwei Augen auf ihm unablässig voll Spannung  
gehaftet,  
als er las, und es gab auf der weiten, bevölkerten  
Erde  
nicht noch einmal ein Paar solcher Augen, so nixenhaft  
schillernd  
nicht und nicht so durchgleißt von eisig verzehrendem  
Feuer.

Freilich las er allein für sie, der diese zwei Augen  
angehörten, es galt auch um ihretwillen allein ihm,  
was die übrigen ihm an Beifall gespendet. Es traf sich  
gut, daß Luzens Gedicht zunächst die heroischen Falten

nicht um Hermann schlug, den Cherusker, sondern  
 um eine  
 Marsin, ein herrliches Mädchen natürlich,  
 von „göttlicher“ Schönheit.  
 Diese schildernd, mit vielen Worten, hochtönenden  
 Schalles,  
 war ihm einmal, zweimal vergönnt, mit flüchtigem  
 Aufblick  
 den zwei Augen zu sagen, wem einzig-allein dieses Lob  
 galt.  
 Und sie senkten sich nicht, die zwei Augen. Das heiligste  
 Antlitz,  
 horchend blieb es auf ihn gerichtet, und Mittel und Wege  
 hatte nun das Gefühl, das übermächt'ge, auf einmal  
 sich, verborgen in Glut und Begeisterung, der zu verraten,  
 der es lohete, von der es die himmlische Nahrung  
 empfangen.

Onkel Just, er stand auf, als man noch mit dem eben  
 Gehörten  
 sich befaßte, und sagte in nüchternem Tone  
 zu Schwarzkopp:  
 „Höre, Schwager, mir fällt eben ein, wir brauchen für  
 morgen  
 unbedingt das verborgte Faß, morgen müssen wir  
 jauchen,  
 denn die Grube läuft über, es bilden sich Pfützen im Hofe.  
 Ach, verzeih, lieber Luz“ — er lacht nicht selten ein wenig  
 hämisch —, „ich reiße dich da, wider Willen, aus höheren  
 Sphären“,  
 damit wandte er sich an den Dichter, „doch was ist  
 zu machen?  
 Schließlich lebt ohne Verse der Mensch, während Brot  
 und Kartoffeln,  
 Rindfleisch, Speck und so fort unerlässlich ihm sind  
 für sein Dasein.

Und der Dung, wie du weißt, ist das lauterste Gold  
für den Landmann.“ —

Luz gab dies ihm zurück, und zwar ohne Besinnen:

„Das Gillfaß  
sei dir gerne gegönnt, lieber Onkel, und fülle mit Gold es  
bis zum Rande und mache zum Segen der hungernden  
Menschheit

auf den Spund wiederum und so das Flüssige flüssig!  
Aber komm nur der Klaviatur nicht zu nah und dem  
Flügel!

Und es fahre der Knecht nicht etwa damit durch die  
Kirchtür!“ —

Lärmend entfernte sich Just und gezwungen auflachend,  
die Worte,  
die Luz eben gesprochen, geflissentlich ganz überhörend.

Doch es lachten, wenn auch nicht laut, so Tante  
als Onkel,  
und fast schien es, als gönnten sie Just die gelungene  
Abfuhr.

Anna Wendland blieb stumm. Sie erhob kaum den Kopf  
von der Arbeit.

Luzen aber kam nun ein überaus seltsamer Einfall:  
Wag' ich jetzt einen kleinen Betrug und erkläre  
zum Beispiel,  
daß ich Rosen wahrscheinlich schon morgen müsse  
verlassen,

so erwägt er, dann wird Anna Wendland, sofern sie mich  
gern hat,  
unvermeidlich beinah, eine kleine Enttäuschung  
verraten...

Wie gedacht, so getan, und so sprach er sogleich und voll  
Frechheit,  
mit dem sichren Instinkt der Liebe auswerfend  
die Schlinge:

„Leider, leider wird meines Bleibens wohl morgen ein Ende

sein. Ich fürchte, es bringt der Briefträger morgen  
die Nachricht  
daß...“ Hier kam er nicht weiter. Wie wenn man den  
Arm sich erschellet,  
so erschellt, fast betäubt war der Leib, war die Seele  
des Jünglings.  
Funken tanzten, und taghell leuchtete ihm vor den  
Augen  
auf und abermals auf ein paradiesisches Blitzlicht.  
Und es tauchten darin Gestalten auf, selige Knaben,  
diamantene Noten absingend von goldenen Rollen.  
Und Luz lebte nun nicht mehr im Elemente  
des Luftmeers,  
sondern einzig und nur allein im Gesange der Engel.  
Und was sangen sie denn? Sie sangen in ewigem Echo  
nur ein einziges Wort, triumphierend, das Anna  
gesprochen...  
Nein, es waren ja zwei verräterisch köstliche Worte:  
„Ach!“ und „Schon?“ Nur „Ach, schon?“ hatte Anna  
gesprochen. Der aber,  
gnadenlos sei er gestürzt in die schwärzesten Schlünde  
der Hölle,  
der eine Silbe, geschweige ein Wort dieser zwei  
unterschlüge;  
niemals werde er selig, er sterbe gewaltsamen Todes!  
„Leider, leider wird meines Bleibens wohl morgen  
ein Ende  
sein. Ich fürchte, es bringt der Briefträger morgen  
die Nachricht,  
daß...“, so lautete Luzens höchst lügenhafte Vermutung.  
Da erklang erst ein „Ach!“, in dem Schreck und Bedauern  
sich malte,  
dann ein fragendes „Schon?“ mit dem Stimmklang  
wahrer Enttäuschung.  
Anna hatte die Worte gesagt, niemand anders als Anna.

## NEUNTER GESANG

Wie voll Ungeduld heut ging zu Bette Luz Holtmann!  
Wie waren ungeduldig und wild seine hoffnungbeflügelten Träume!  
Seine Wünsche, im Schlaf selbst, sie stürmten wie feurige  
Rosse durch die hemmende Nacht und der Sonne des Tages  
entgegen.  
Und da war er, der Tag, von der gestern empfangnen  
Gewißheit doppelt hell und durchaus von glückseliger Ahnung  
beladen.

„Wie gefällt dir denn eigentlich Anna?“ so fragte  
der Onkel Just, von draußen hereingekommen, als Luz sich erst  
anzog. —  
„Oh, es macht sich. Warum denn auch nicht: sie gefällt  
mir ganz leidlich“, gab zur Antwort ihm Luz und seifte sich über dem  
Waschtisch. —  
„Ach, die Gute, was hat sie wohl gestern gedacht, als du  
lasest? Nichts, wie immer, so fürcht' ich“, dies sagte nun weiter  
der Onkel.  
„Nichts versteht sie, rein nichts! Und so hat sie,  
ich schwöre, auch gestern ganz so vieles von deiner nicht unebnen Dichtung  
verstanden.“ —  
„Das kann sein und auch nicht“, sagte Luz, „und wer  
will es entscheiden?“ —  
„Nein, es ist“, sagte Just. „Trotzdem bleibt sie nicht  
minder gefährlich. Ist ein Weib gut gebaut und hat jugendlich üppige  
Schenkel,

hat sie Waffen genug, um die Klugheit des Manns in die  
 mir nichts dir nichts zu blasen. Und Anna ist wirklich  
 ein Vampir.“  
 Fröhlich lachte da Luz und gradezu etwas triumphhaft.  
 Unbeirrt fuhr Just fort: „Oh, das scheint mir bei Anna  
 sehr möglich.  
 Und so kann man sich schließlich und endlich nicht einmal  
 mehr wundern,  
 wenn ihr etwas bigotter Herr Vater, der Rechnungsrat  
 Wendland,  
 zu der Meinung sich neigt, Anna habe den Bösen  
 im Leibe.“ —  
 „Ich verbitte mir das“, sagte Luz, „das ist Unsinn  
 und Frechheit  
 so von dir, Onkel Just, wie dem würdigen Herrn  
 Kanzleirat.  
 Laß, ich bitte dich, solches Geschwätz, denn es ist mir  
 zum Ekel.“ —  
 „Braver Junge, du denkst wohl an mich zurück  
 eines Tages“,  
 sagte Just, „wenn der Rat mit zwei dicken Aposteln hier  
 einschneit  
 zu dem Zweck, aus dem sündigen Körper der Tochter  
 den Satan  
 auszutreiben: man ist ja doch fest überzeugt, daß er  
 drin steckt.“ —  
 „Onkel Just“, rief der Neffe, „ich habe den Finger  
 im Ohre,  
 höre nichts, was du sprichst, also bitte, du läßt es jetzt  
 gut sein!“ —  
 „Wer will wissen“, schloß Just, sich mit bitterem Lachen  
 entfernend,  
 „ob man's am Ende nicht gar für nötig erachtet,  
 um Anna  
 aus den Klauen des Teufels zu retten, sie einem der Brüder

anzutrauen und so ihr den Weg in den Himmel  
zu ebnen.“

Anna liebt mich! Ich weiß es, ich habe es gestern  
untrüglich,  
ganz untrüglich gefühlt: so jubelte Freude in Luz jetzt.  
Niemand macht mir mehr Angst, nicht mit Vätern und  
nicht mit Rivalen.

Ach, es traf bald darauf die Blumen der gläubigen  
Hoffnung  
ein gewaltiger Frost, und Anna war's, die ihn hervorrief:  
Kälte hauchte sie aus, wie noch kaum bei der ersten  
Begegnung,  
und so blieb es, sooft man sich traf, im Verlaufe  
des Tages.  
Mehr! Es schien dem gepeinigten Jüngling, sie mied ihn  
mit Absicht;  
wo dies aber mißlang, so traf ihn kein Blick, und man  
mußte  
meinen, sie sähe ihn nicht und wolle auch nicht ihn  
bemerken.  
Was ist das, dachte Luz, wie kann sich ein Weib  
so verändern?  
Gestern so und heut so. Die untrügliche Sprache  
des Herzens  
gestern, heute dafür ein verschlossenes Wesen,  
fast feindlich.

Du bist grausam, sann Luz, dessen Innres ein einziger  
Schmerz war,  
eine Spannung voll Pein; du bist grausam, nicht weil du  
so kalt scheinst,  
sondern weil du in deiner kalten Verachtung  
so schön bist.

Furchtbar bist du und grausam, allein durch das Gift  
deiner Schönheit,  
das den Willen mir lähmt und den Körper in Fesseln  
dahinwirft.

Sieh, hier lieg' ich, nur noch jedes Winks deiner Wimper  
gewärtig.

Töten kann er und kann mich höher beglücken als Gott  
selbst.

Willst du, sag' ich ihm ab für ein einziges leises Berühren  
deines Scheitels, dem Herrgott, und Vater und Mutter  
verleugn' ich.

„Lieber Luz“, sagte nach dem Kaffee Onkel

Schwarzkopf zum Neffen,  
„ist's dir recht, und fast mein' ich am Ende, es sei dir  
willkommen,  
einen Gang aufs Dominium Lohnig mit mir nach der  
Vesper  
anzutreten? Ich muß hinüber, von Wirtschaftler Schröder  
etwas über den Stand unsres Mumienweizens erfahren.  
Siebenährig, du weißt, ist der Halm und gewaltig  
ertragreich.“ —

„Ganz gewiß“, sagte Luz, „mit Freuden!“ Und dachte  
im stillen:

Wie entsetzlich! Ich hass' ihn, er raubt mir unschätzbare  
Stunden,  
schleppt lebendigen Leibs mich fort in die Öde des Todes,  
aus dem Bereich des Gestirns, von dem ich, es durstig  
umkreisend,  
als ein Gnadengeschenk mein schmerzliches Dasein  
erhalte.

Doch was half es, es kam die Vesper, die Stunde  
des Aufbruchs,  
und durchs obere Tor des Hofes mit rüstigen Schritten,  
dem Gerichteten gleich der Neffe zur Seite des Onkels,  
zog das ungleiche Paar von dannen, hinaus in die Feldflur.

Diesmal war man indes nicht lange gewandert,  
als Luzens  
Brust der Zauber verklungener Tage und Stunden  
in Bann schlug.  
Auch der Onkel war ernst, und je mehr man der einstigen  
Pachtung,  
dem Dominium Lohnig, sich näherte, mehr und mehr  
wortkarg.  
Denn dort hatte er sechzehn köstliche Jahre im höchsten  
Glück der Liebe und Ehe verbracht, davon vierzehn  
mit Erwin.  
Welche Wandlung! Wie fremd heut im Feld liegt der  
Dominialhof.  
Kurz, wie kurz ist der Weg! Nicht einmal ein Stündchen  
von Rosen  
liegt die Herrschaft entfernt, und zwar wenn man  
gemächlich zu Fuß geht.  
Weit, wie weit ist der Weg nach dem lieblichen Orte  
der Kindheit,  
wo Frau Julie munter geherrscht und in tätigem Frohsinn,  
nicht dieselbe wie heut, wahrhaftig, nein, eine ganz andre.  
Diese andre, sie glich der von heut wie der Mai  
dem November.  
Alles blühte an ihr und in ihr, und man kam, dieses  
Blühen  
der bewunderten Frau zu genießen, von weit her  
im Umkreis.  
Darum ward auch das Gutshaus von Gästen nicht leer:  
gern gesehen  
und an Seele und Leib von den Wirten aufs schönste  
erquicket.  
Oh, wie weit ist der Weg nach dem Hause! Du kämest  
dorthin nicht,  
ob du dreimal die Erde umkreistest auf eigenen Füßen.  
Wohl, ein ähnliches steht, denkt Luz, auf dem  
Dominialhof,

doch mich schaudert schon jetzt vor diesem Gespenst  
des entschwundenen.  
Weh ward Luzen ums Herz. Wohl stand er im Zeichen  
der Liebe  
hoffnungsvoll! Und er war im Grunde durchaus nicht  
verzweifelt.  
Allgewaltig war sein Gefühl, und nicht möglich,  
zu denken,  
daß dies Wunder in ihm ganz nutzlos solle gewirkt sein.  
Trotzdem ward, wie gesagt, ihm wehe ums Herz.  
Es ergriff ihn  
gleichsam Urweh. Wie hinfällig war, wie vergänglich  
doch alles!  
Täuschung jeder Besitz, wie er sterblichen Menschen  
gewährt ist.  
Vieles lockt uns, und greifbar ist manches, doch haltbar  
durchaus nichts,  
und mit allem Besitz ist Verlust untrennbar verbunden.  
Stündlich wirst du geboren, und stündlich auch rührt  
dich der Tod an.  
Ich bin jung, und sie nennen mich jung! Doch wie alt  
komm' ich selber  
wohl mir vor, wenn ich bei mir selber im stillen erwäge,  
was nicht alles ich überlebt und was alles besessen!  
Eine Welt! Oder nicht? Besaß ich am Ende sie niemals?  
Und so wären denn nur eben Schatten zu Schatten  
geworden?  
War sie wirklich die Welt, nun, so ist es dasselbe:  
zerschmolzen  
ist sie, ein Wölkchen, in Luft, und so hab' ich sie sehen  
dahingehn.

Man erreichte nun bald die wenigen Hütten von  
Lohnig,  
die gedrückt und verarmt das Haupttor des Gutshofs  
umlagern,





von der Köchin bald da und bald dorthin mit Eifer  
gerissen,  
die vom lebhaften Feuer weißglühenden eisernen Ringe.  
Kuchen lagen bereit für den Ofen auf knatternden  
Blechen,  
und es mischten die Düfte von Mandeln und Zimt sich  
mit jenen  
von Kaffee und dem Brodem der schmorenden Braten  
im Bratröhr.  
Und es stieg in den Keller hinunter der Herr  
Oberamtman  
immer wieder, indes das Getrommel der Tritte  
der Mädchen  
nie ermüdend im Dienst der Gäste treppauf und treppab  
lief.  
Doch da stand ja der Onkel, als sei ihm dies alles  
entfallen,  
schöpfte über das Brett aus der Küche den Weizen und  
hob ihn  
an das bebrillte Auge herauf bis in dichteste Nähe.  
Und es tat der Verwalter ein gleiches: sie brummelten  
beide,  
daß es aussah und sich anhörte, als wären sie hier, um  
dunkle Bräuche im Dienst Verstorbener so zu verrichten.  
Danach stieg man die Treppe hinan in die obern  
Gemächer.  
Da war jenes, wo Luz als Knabe geschlafen mit Erwin.  
Feuchte Wände, zwei Schuh hoch der Boden beschüttet  
mit Roggen.  
So das Zimmer, wo Onkel und Tante geschlafen! So jenes,  
wo man aß! So auch das, wo Harmonium einst  
und Klavier stand!  
Ein aufflammendes Holz gab Licht, bis der Wirtschaftler  
Schröder,  
knietief watend im Korn, einen Laden entriegelt  
und aufstieß.

Da ward's Tag! Von dem krachenden Lärme geweckt  
und dem Glanze,  
aber schwebten anjetzt im Kreise und lautlosen Fluges  
Fledermäuse gleich Schatten umher der versunkenen  
Zeiten.

Waren bleiern die Füße Luzens beim Herweg,  
der Rückweg  
fiel dem Eilenden leicht: sie scheinen beflügelt, sie lösen  
sich vom Feldrain, vom Feldwege los wie im Tanz.  
Und nicht anders  
ist dem Jüngling zu Sinn, als wäre nun plötzlich  
ein Festtag.  
Freilich, alles ist ja in Wandlung: wo gestern das Leben  
froh vertrauend geblüht, da war heute die Stätte  
des Todes.  
Nein, nicht ganz! Nur in einem Betrachte. Es lag ja  
das Brotkorn  
dort schon wieder bereit zur Aussaat, unsterbliches  
Leben  
in geheiligter, winziger Kapsel von Golde bewahrend.  
Und der Jüngling zerbiß ein Weizenkorn zwischen  
den Zähnen.  
Freilich also: in Wandlung ist alles, und nichts ist  
beständig,  
aber was auch gewesen und heut nicht mehr war —  
nun es war doch  
einmal. Und zudem, für den Lebenden gab's eine Zukunft.  
Ja, man mochte vergehn und mit Freuden auf alles  
verzichten,  
wenn man das erst genossen, was ahnender Liebe  
bevorstand.  
Wie mit klingendem Spiel die Kapelle vom Grabe  
zurückkehrt,  
so mit klingendem Spiel, voll Hoffnung, voll Glaube,  
voll Liebe,

schwebte Luz überfeld. Oh, es jauchzte in ihm  
ohnemaßen.  
So wie so: er empfand es als sicher, es würde  
die Welt ihm  
eines Tages gewiß ihre köstlichste Wonne gewähren.  
Dann — man hatte gelebt, man konnte gelassen  
dahingehn.

## ZEHNTER GESANG

Und ihm blühte ein Glück, unerwartet, noch heut,  
als er heimkam.  
Abgebogen war dicht vor dem Gutstor der Onkel,  
zum Rechten  
irgendwo noch zu sehn, und es würde um nichts in der  
Welt jetzt  
nochmals Folge geleistet haben der Nefte. Ein Ahnen  
trieb ihn, heiligen Zwangs, als gälte es nichts  
zu versäumen.  
Ja, bei Gott, ganz allein, im Kanzleizimmer, saß  
Fräulein Anna,  
hart am Fenster, das offenstand, und mit Nählen  
beschäftigt.

Als der Liebende nun betrat das Gemach, die E Levin  
aber flüchtig empor das schlicht gescheitelte Haupt hob,  
trieb's ihn an, so zu tun, als sei er enttäuscht und als  
hätte  
er im stillen gehofft, unbesetzt den Kanzleiraum  
zu finden.  
„Stör' ich?“ fragte sogleich, bis zum Ansatz des Halses  
errötend,  
Anna, „gern kann ich gehn und woanders die Arbeit  
verrichten.“ —  
„Nein“, rief Luz, „und es mag Gott im Himmel verhüten,  
daß ich Sie  
je vertriebe durch mein Erscheinen, wo immer es sein  
mag!“  
Hab' ich dies selber gesagt? dachte Luz und fühlte sich  
gleichfalls  
tief erröten. Bemerkte es wohl oder nicht die E Levin?  
Luzen schien es, als suchte sie äußerst gelassen das Nähzeug  
mit der Rechten zusammen, indem sie sagte:  
„Oh, bitt' schön.“



Anna sagte: „Auch ich“, und bewegte dabei keine Miene.  
 Er ist tot, dachte Luz, und möcht' ich wahrhaftig doch  
 tot sein,  
 könnt' ich in Annas Traum dadurch seinen Platz mir  
 erkaufen.  
 Und er sagte: „Das Leben ist schal, und ich würde gern  
 sterben;  
 aus der Nähe besehn, hat Erwin im Grund nichts  
 verloren,  
 ebensowenig mein Freund, der vor etwa vier Wochen  
 freiwillig  
 und mit klarem Entschluß aus dem nichtigen Leben  
 davonging.“  
 Oh, was hab' ich gesagt, denkt Luz, womit hab' ich's  
 versehen?  
 Denn es blickt die E Levin ihn an mit entgeistertem  
 Ausdruck,  
 ihrem Antlitz entweicht die Farbe, und Blässe bedeckt es.  
 Danach senkt sie die Stirn in Verwirrung; es atmet  
 gewaltsam,  
 heftig ringend, die Brust, Überraschung, ja Schrecken  
 verratend.  
 „Habe ich Sie ohne Wissen verletzt? Wenn das ist,  
 Fräulein Anna“,  
 so der Jüngling, „vergeben Sie mir, denn es liegt mir  
 nichts ferner,  
 das bezeuge mir Gott, als wissentlich jemand zu kränken,  
 der mir wert ist wie Sie.“ — „Es geht schon vorüber,  
 es ist nichts“,  
 sprach das Mädchen, „ich habe mich nur eines Vorfalles  
 erinnert,  
 eines Unglücks, das mir, ich kann es nicht sagen,  
 wie nah ging.“

Und sie schwieg Als sie endlich sich faßte —  
 Luz harrte betreten —,

sprach sie so, erst mit zitterndem Ton, doch allmählich  
die alte,  
kühl gelassene Art zu reden sich wieder gewinnend:  
„Wenn Sie wüßten, wovon Sie reden, es wüßten,  
wie ich's weiß,  
ach, Sie würden gewiß vor dem eigenen Wort  
sich entsetzen.  
Sie sind Freigeist, ich glaube an Gott, und ich weiß  
von der Sünde,  
die selbst Gott nicht vergibt; also sprechen Sie nie mehr  
von Selbstmord!“  
Darauf wieder log Luz: „Ja, was soll der, der sich bewußt  
ist,  
ein nichtsnutziges Glied der Gesellschaft zu sein, der mit  
Recht drum  
eine Niete sich zog!“ Und die Näherin fragte:  
„Wer ist das?“ —  
„Blick' ich ehrlich in mich, so seh' ich des Bösen  
die Menge.  
Und bezwäng' ich mich nicht, welche Scheußlichkeit  
könnte ich nicht tun!“ —  
„Aufs Bezwingen kommt's an“, sagte Anna. Und Luz  
schrak zusammen.  
War dies Wort doch recht gut als gewichtige Warnung  
zu deuten.  
Dennoch trieb's ihn, in sich noch weiter zu wühlen  
und dadurch  
auch in Anna und so ihr verschloßnes Gemüt zu  
versuchen:  
„Ach, wie fiel es noch eben in Lohnig mir auf das Gewissen,  
wie grade ich Vetter Erwin gequält, der so rührend mir  
anhang.  
Fügsam war er und gut, hingebend, von adliger  
Großmut,  
und doch macht' ich ihn weinen gar oft, nur aus  
grausamem Antrieb,

um ihn weinen zu sehn. . . “ Da wandte das Auge der Anna  
Wendland Luzen sich zu mit kaltem, durchdringendem  
Schillern,  
beinah grün wie Opal, und er schauderte förmlich  
zusammen.

„Nein, das haben Sie nicht getan, denn Sie sind  
gar nicht grausam.“

Und sie kehrte sich ab, indem sie das sagte, mit leisem  
Nüsternzucken und einem kaum merklich sardonischen  
Lächeln.

„Doch“, so sprach er, „ich tat’s, und heute noch habe  
ich Zeiten,  
wo mich Reue nicht rührt. Und bei dem Allmächt’gen,  
ich weiß nicht,  
was geschähe, sofern er wieder erschiene, um etwa  
in den Weg mir zu treten und mich wie dereinst  
zu verdunkeln.“

Abgelöst ward dies Wort durch ein langes, bedeutsames  
Schweigen,  
drin auf offener Bahn sich hüllenlos trafen die Seelen.  
Er erhob sich und trat ans Fenster. In bleicher Erregung  
nahm er Platz mit Entschluß, ihr dicht gegenüber  
am Nähtisch.

Hob das Mädchen den Blick von der Arbeit, sie mußte  
ihn ansehen.

„Warum quälen sich doch die Menschen“, so sagte er  
plötzlich,  
„ohne Ursach’ so viel? Sie brauchen doch schließlich  
nur wollen,  
um einander ein Paradies schon auf Erden zu schaffen.“

Tiefer beugte ihr Haupt die Näherin über die Arbeit.  
Aber einmal im Zug, fragte Luz: „Oder denken Sie  
anders?“

Und sie schwieg. Eine Weile zum mindesten, bis dann  
am Ende

doch die Antwort noch kam. „Es mag ja wohl sein“,  
sagte Anna,  
„daß die Menschen sich vielfältig quälen und oftmals  
auch grundlos.“  
Dabei hob ihre Brust sich, tief sog sie, beklommen,  
die Luft ein;  
dann ausatmend, als ob sie von drückender Last  
sich befreite,  
schloß sie: „Freilich, so ist's, davon wüßte mancher  
zu sagen.“  
Sie hat Schweres gelitten, so fühlte jetzt Luz, wie schon  
früher.  
Mitleid füllte ihn ganz. Von den eigenen Leiden begann er  
zu berichten, um so sie mit sich zu reißen, womöglich  
einen Gleichklang mit ihr, sympathischen Geists,  
zu erzielen.  
Wie die Schule das Rückgrat ihm hatte lädiert,  
das beschrieb er,  
die Wahrhaftigkeit hatte sie ihm und den Freimut  
genommen,  
eigenes Denken verpönt und abgestempelten Unsinn  
einzukleiden versucht in das edle Organ, drin die edle,  
hochgebietend und frei, die Vernunft, zu thronen  
bestimmt sei.  
Doch er hatte sich freigemacht aus dem Joche  
der Knechtschaft,  
sagend: selbst ist der Mann! und selbst ist der Mensch  
und sein selber  
Herr ein jeder, befugt, seinen Wandel allein  
zu bestimmen.  
„Welch unendliches Glück“, rief er aus, „ist die Freiheit  
des Geistes!  
Wohl, es kann mir geschehn, daß ich äußere Fesseln  
erdulde,  
niemand aber, vom Weibe geboren, nicht König, nicht  
Pfaffe,

kann mich zwingen fortan, mich irgendwie meines  
Urteils  
zu begeben, beträfe die Sache auch Gott und den Teufel.  
Gottes Weg zu den Menschen ist frei, er bedarf keines  
Mittlers:  
darauf fuß' ich allein, auf ebendem Wege, der frei ist,  
keinen duld' ich, der mir, wer immer, dabei in den Wurf  
tritt,  
Pastor oder auch selbst ein kreuzbraver Apostel  
aus Herrnhut.“

## ELFTER GESANG

Anna hatte ihr Haupt zuweilen erhoben und Luzen  
aufmerksam und mit prüfendem Auge gelassen  
betrachtet.  
„Was Sie sagen, versteh' ich nicht ganz. Ich weiß nur,  
ich hatte  
sechs Geschwister, als Mutter starb und ich dreizehn  
Jahr' alt war.“  
Also sprach sie und fuhr dann fort: „Ich war nämlich  
die Ält'ste.  
Seit dem Tode der Mutter besorgt' ich für Vater  
den Haushalt  
ganz allein. Das Gehalt war gering, und wir hatten kein  
Mädchen.  
Manchmal ist das nicht leicht: sechs Geschwister, das  
Jüngste ein Säugling!  
Denn sie war ja, ich meine die Mutter, im Kindbett  
gestorben.  
Vaters Wäsche nicht mal wurde außer dem Hause  
gereinigt.  
Ich beklage mich nicht... im Winter das Heizen zum  
Beispiel!...  
Ich beklage mich nicht, doch gibt es Verhältnisse, die sich  
unbezwänglich um einen herumtun: das fühlt man auch  
geistig.“ —  
So, nun war es heraus. Und auf einmal fiel es  
wie Schuppen  
von den Augen des Jünglings. Ein solches Gesicht trug  
das Schicksal  
Anna Wendlands, und so sah die Sünderin aus, die nicht  
gut tat!  
Und Entrüstung, vermischt mit unendlichem Mitleid,  
erhob sich  
in der Seele des jungen Luz Holtmann. Mit Mühe nur  
hielt er

die Bewegung zurück, sie machte sein Antlitz erbleichen.  
Er versuchte zu reden; da saß ihm ein Frosch  
in der Kehle,  
wie man sagt, und er konnte nichts andres als külstern  
und hüsteln.  
Nein, unmöglich zu sprechen und sich dabei nicht  
verraten.  
Und Luz dachte: Was ist mit mir, und was tut sich  
in meinem  
Innern? Und wie entstand dieser Sturm, der beinahe mich  
umwirft?  
Eben hab' ich geprahlt, es müsse sein eigener Herr sein  
jeder Mensch, und nun packt es und wirbelt mich  
ohne mein Zutun.

Anna, Engel! Du schmähhch Verkannte! Es ist ja  
Verkennung  
das am meisten begangne Verbrechen des Alters  
am Geiste  
der erwachenden Jugend. Mein Los war wie deines:  
Verkanntsein.  
Wie man an dir sich vergeht, das aber ist gradezu  
ruchlos.  
Wie, sie wagen's, sie wagen es, Anna, nachdem du  
die Jahre  
deiner Kindheit dem Vater und deinen Geschwistern  
geopfert,  
dich wie ein räudiges Schaf, ein verlorenes Lamm  
zu behandeln?  
Dies geschieht, und dies kann geschehen, obgleich nicht  
ein leiser,  
nicht ein leisester Zweifel an deiner Erzählung erlaubt ist,  
weil, wie ich eben mit bitterster Wonne, Geliebte,  
entdecke,  
du ein Mal der Wahrhaftigkeit deutlich an deiner Gestalt  
trägst.

Was ist dies für ein Mal? Oh, könnt' ich es küssen,  
oh, könnt' ich,  
schönes Mädchen, dir deine armen, unförmigen Hände,  
die so deutlich vom allerhärtesten Frone der Arbeit  
zeugen, hüllen in köstliche Seiden, und wieder enthüllen,  
immer wieder und immerzu sie mit Küssen bedecken!  
Diese Hände, oh, diese Hände, wer könnte sie ansehen,  
ohne daß es ihn zwänge aufs Knie, um ein Herz  
zu verehren,  
das so willig geopfert den Pflichten des Lebens  
die Schönheit!  
Aber auch, wer verschlösse sein Ohr vor der schrecklichen  
Klage  
dieser klagenden Hände? Anklagende Hände, es hört euch  
einer, und sei immerhin mit Taubheit geschlagen  
die Welt auch.

Schweigend hatte an seinen Lippen genagt Luz,  
als dieses  
alles und noch viel mehr gebar an Gedanken und Worten  
seine stürmende Brust: sie war aufgewühlt bis zum  
Grunde.  
Und nun war sie gekommen, die heilige Stunde  
des Durchbruchs. —  
Oh, du Heiland, du Eros, du Gott, wenn nun etwa dein  
Reich kommt  
und du etwa dich mir offenbarest, zur Rechten  
des Vaters,  
und du denkst das Wehr vor dem Meer deiner Gnade  
zu öffnen,  
daß es sintflutgewässerartig hereinbricht, bedenke,  
daß ich nichts als ein tönerner, als ein zerbrechlicher  
Krug bin!

Anna, erbarme dich mein! Auf Erden nicht und nicht  
im Himmel

wardst du je so geliebt. Und bliebst du in ewiger Jugend  
und erlebtest das Tausendjährige Reich Jesu Christi,  
nie mehr wirst du, kein zweites Mal, solche Liebe  
erwecken.

Sprich ein Ja, wenn ich frage: Du Heilige, darf ich dich  
lieben?

Dieses Ja, dieses kleine Ja nur, es tilgt von der Erde  
alles Leid, allen Gram, alle Ängste und Nöte und Mühsal,  
und die goldene Zeit, die noch jeder vergeblich herbeirief,  
sie ist da. Und ich sage noch mehr: dieses winzige Jawort  
tilgt, vernichtet mit einem Schlag die von Sünde  
verderbte

Erde, zaubert hervor das verlorene Eden, auf daß wir  
wie dereinst uns darin glücklich und sündlos ergötzen.  
Anna, hör meinen Ruf! Es nahet dein Sabbat.

Hier bin ich,  
dich zu mahnen, daß du nicht versäumest, was nie mehr  
zurückkehrt.

Sieh, auch ich, nicht als Bettler zu dir bin ich etwa  
gekommen.

Ich bin reich! Meine Brust ist ein Hort von unendlichem  
Reichtum.

Alles könntest du hinter dich werfen; besitzest du ihn nur,  
ist viel tausendmal dir erstattet, was immer du  
wegwirfst.

Hier ist Liebe! Das Wunder der Liebe! Die Liebe!  
Verstehst du?

Heilig ist mir der Staub, den deine Sohlen berühren,  
Brot bist du mir und Wein, bist Luft mir, bist Sonne,  
bist alles.

Sieh, ich bebe, ich bin eiskalt, und mir perlt auf der  
Stirne

etwas, das mir beinah wie Schweiß eines Sterbenden  
vorkommt.

Rühr mich an, und ich bin gesund, ja, und läg' ich  
im Sarge,

tot, und sprächst du zu mir: Geliebter! und nur eine  
Träne  
tropfte brennend auf mich herunter, nicht würd' ich  
mehr tot sein.

Solches alles ward keineswegs mit dem Munde  
gesprochen.  
Innen tobte noch immer sich aus und nicht hörbar dem  
Mädchen  
dieser Sturm des Gefühls. Oh, hättest du lieber  
die Schleusen  
doch geöffnet, mein Freund, anstatt erst die Probe  
zu halten!  
Endlich warst du so weit, und du nahmst  
den entschlossenen Anlauf,  
und noch waren die Massen genugsam im Flusse,  
wahrhaftig:  
„Fräulein Anna, Sie haben mir da...“, so begann er  
auch wirklich,  
„ein erschütterndes Schicksal enthüllt...“  
Nur bis hierher, nicht weiter  
war die Rede gediehen, als plötzlich, gleichwie aus dem  
Boden  
aufgestiegen.... als Thea, die Waise, der Pflegling,  
vor Luz stand.  
Und sie rief: Sie sind hier, Onkel Just, komm, ich hab' sie  
gefunden!  
Und der Onkel erschien... und dahin war, vertan war  
die Stunde.

## ZWÖLFTER GESANG

„Luz, du hast ja geschrieen im Traum“, sprach  
frühmorgens der Onkel,  
„hast mich zweimal geweckt und ausführliche Reden  
gehalten.  
Und ich hab' dich zurechtgerückt, denn du hingst  
mit den Armen  
und dem Kopf, lieber Freund, kotzjämmerlich über  
den Bettrand.“ —  
„Ach, das macht wohl der Mond“, rief Luz, „die Nacht  
war ja taghell.“  
Doch er war sich bewußt, daß der Mond nicht alleine  
die Schuld trug.

Und die Not war so groß, die Spannung und Stauung  
so mächtig  
in der Seele des langgelockten bezauberten Jünglings,  
des verhaltenen Jauchzens so voll und verhaltener  
Tränen  
war sein Herz, so voll heiligen Sturms und voll bitterster  
Ängste,  
daß noch am selbigen Morgen die Schleuse der Seele  
entzweibrach.  
Und es war Onkel Just, der nun einmal den Schlafraum  
mit Luzen  
teilte, in dessen Gemüt die Beichte des Neffen sich ausgoß.

Schmunzelnd hörte er zu. „Ich sage dir, Onkel“,  
schloß Luz jetzt  
einen langen Sermon, „ich kann dir nur sagen, ich liebe  
Anna Wendland. Beachte dies Wort! Es hat viel  
zu bedeuten.  
Dir vertrau' ich es an, weil ich weiß, daß du immer  
mein Freund warst,

von dir weiß ich gewiß, du kannst mein Vertrauen nicht  
täuschen.“ —

„Lieber Neffe, ich denke wohl auch, dessen wirst du  
gewiß sein.“ —

„Onkel Just, du hast eines Tages den Lauf einer Waffe  
kurz entschlossen dir gegen die Schläfe gehalten...“ —

„Ach, nicht doch“,  
unterbrach ihn hier Just, „ein Junge wie du muß verliebt  
sein.

Larifari! Was da Revolver? Womöglich gar Selbstmord!  
Ich war alt und mein Leben vertan, und da hatt' ich  
wohl Ursach',

einmal mutlos zu sein und den Kopf, wie man sagt,  
zu verlieren.

Aber du — Gott bewahr' mich! Er ist noch kaum flügge,  
der Bartflaum

mit der Lupe noch kaum zu entdecken, und fuchtelte  
bereits mit

solchen Phrasen herum, wie wenn sich ein Abc-Schütz  
von vier Jahren bereits mit dem Schieferstift wollte  
erstechen!“ —

„Onkel, höre mich an, unterschätze mich nicht  
und mein Dasein!

Was ist alt und was jung? Es haben achtjährige Knaben  
ihrem Leben ein Ende gesetzt, weshalb sollt' ich es  
nicht tun?

Höre also, sofern du vermagst, ohne Skepsis:  
die Stunde  
der Entscheidung ist da, unverbrüchlich vollendet mein  
Los sich.

Als ich Anna zuerst von weitem erblickte, da traf mich  
die Erkenntnis sofort, und sie schlug in mich wie ein  
Blitzschlag.

Was ich suchte, war sie, seit ich anfang zu denken  
und anfang

mich zu sehnen ins Unbekannte, dem Ort  
zu; denn wir haben ja doch eine Ahnung des Zieles  
der Bestimmung  
im Herzen.  
Ist sie mir nicht bestimmt, diese arme Verkannte,  
die man hier  
liebelos, ja, ich sag' es, geradezu ruchlos mißhandelt:  
gut, so steht statt den weiten, geöffneten Räumen  
des Lebens,  
Tummelplätzen des herrlichsten Strebens, der heitersten  
Arbeit,  
eine Mauer vor mir aus Granit, dran die Stirn  
zu zerschmettern.“  
Ein unbänd'ges Gelächter war Justens alleinige Antwort.

Mitten in das Gelächter hinein trat urplötzlich Frau  
Julie,  
und sie sagte zu Luz, im Ton der ihr eignen  
Bestimmtheit:  
„Sei so gut und begleite mich, Luz, denn ich muß zu den  
Schulzens  
in das Dromsdorfer Schloß und möchte nicht gerne  
allein gehn!“

Domgewölbe von Wipfeln, durch mächtige Säulen  
getragen,  
standen über den Wegen, die Tante und Neffe jetzt  
schritten.  
Sie durchquerten den herrlichen Schloßpark von Rosen,  
als welchen  
ein stets offenes Tor mit dem Schloßpark von Dromsdorf  
verbindet.  
Wenig hatte bis jetzt Frau Julie gesprochen, doch merkte  
Luz, es lag ihr ein Etwas im Sinn und ein Ding, das ihn  
anging.

„Höre“, sprach sie denn auch, ohne Umschweif zur Sache  
sich wendend,  
„du sollst wissen, ich habe vorhin deine Worte  
vernommen,  
denn du redetest mit Bruder Just, daß es förmlich  
durchs Haus scholl.  
Eine Lauscherin bin ich durchaus nicht. Das wirst du  
mir glauben,  
doch ich zählte nun einmal im oberen Hausflur  
das Weißzeug,  
Watte hatte ich nicht in den Ohren, und also verstand  
ich  
dies und das, was du sprachst. Nur einiges, keineswegs  
alles.  
Laß mich reden, du wirst es in dieser Minute erfahren,  
ob ich Rechtes, ob Falsches gehört, Luz, und was mich  
veranlaßt,  
im Vertrauen mit dir über alles Gehörte zu sprechen.

Bruder Just, in der Tat, hat die furchtbare Sünde  
begangen,  
eines Tags gegen sich eine tödliche Waffe zu richten:  
die entsetzlichste Tat, von den furchtbarsten Folgen  
im Jenseits.  
Nun, es hat dem allmächtigen Vater in Gnaden  
gefallen,  
zu verhindern, daß Just seine schreckliche Absicht  
vollendet.  
Davon sprach ihr und sprachet frivol von dem  
furchtbaren Umstand,  
solcher Art, daß es mir wie mit blutigen Messern durchs  
Herz schnitt.  
Oder sollte ich nicht erschrecken — Just ist ja mein  
Bruder —  
wenn du ihn an den schwärzesten Tag seines Daseins  
erinnerst

und er nur mit Geschwätz ja Gelächter darüber  
hinwegspringt?  
Weinen müßte mein Bruder und seufzen und beten,  
in Reue  
seine Tage verbringen, so viele ihm hier noch vergönnt  
sind,  
denn nur so kann er hoffen, det ewigen Pein  
zu entrinnen.“

Worauf will sie hinaus, dachte Luz, und er lauschte  
mit Spannung,  
als sie fortfuhr: „Das ist mein Bruder, das andre geht  
dich an.  
Alter Mensch, so wie Baum, beide werden sie etwa wohl  
kernfaul.  
Zehnmal ärger jedoch, wenn Fäulnis sich zeigt im  
Grünholz!  
Und das ist's, guter Luz, was ich leider bei dir jetzt  
befürchte.“

„Aber Tante“, rief Luz. Doch sie schnitt ihm  
entschieden das Wort ab:  
„Leugne es, wenn du kannst, daß auch du mit dem  
Selbstmord gedroht hast!  
Wenn ich denke, wohin die Jugend von heute gelangt ist,  
oh, so werd' ich nicht müde, dem Vater im Himmel  
zu danken,  
daß er Erwin so früh aus dem irdischen Leben  
hinwegnahm.  
Schlimmer wird ja die Menschheit mit jeglichem Tag,  
der heraufkommt,  
und es mehren sich rings die Zeichen der letzten  
Verderbnis.  
Doch genug! Solche Worte vermögen dich schwerlich  
zu rühren;

denn du stehst ja auf anderem Grund, Luz, du bist ja  
ein Freigeist.  
Hast du jemals geglaubt und nur deinen Glauben verloren  
oder niemals geglaubt? Früher dacht' ich einmal, es sei  
möglich,  
den im Dunkel Verirrten zum Quell der Erleuchtung  
zu führen.  
Es mißriet mir. Nun wohl, ich war ein unwürdiges  
Werkzeug.  
Heute weiß ich nichts weiter zu tun, als dich Gott  
zu empfehlen.  
Glaube also durchaus nicht, ich hätte die Absicht, mein  
Guter,  
etwa meinen Versuch zu erneuern, zu deiner Bekehrung!  
Nein! Zwar drängte es mich, dir noch einmal  
die furchtbaren Folgen  
vorzustellen, die den, der sich selber entleibet, im  
Jenseits  
unverbrüchlich erwarten, allein ich wollte vor allem  
dir, dem Sohn meiner Schwester, im schlichtesten  
Hausverstand beistehn.“

Julie schwieg und fuhr fort: „Wenn jemand die  
schrecklichste Sünde  
zu begehnen in Erwägung zieht, muß der Grund dafür ernst  
sein.  
Nun, ich kann deinen Grund nicht ergründen. Es liegt ja  
auch wenig,  
Luz, daran, welche Gründe du hast, denn es gibt ja doch  
keinen,  
stark genug in der Welt, um die Sünde des Selbstmords  
zu tilgen.  
Was du also für Gründe gehabt, liegt mir fern  
zu erforschen,  
und mein Standort am Wäscheregal hat sie mir  
unterschlagen.“

Doch ich gehe vielleicht nicht fehl, wenn ich etwa  
 auf eine  
 Liebelei oder Ähnliches schließe, die du in der Stadt  
 hast.“  
 Gott sei dank, dachte Luz, Tante ahnt nicht, um was es  
 sich handelt!  
 Fester noch überzeugt' ihn davon, was die Tante nun  
 vorbringt.  
 „Jung war jeder, der alt ist, mein Junge. Mir ging es  
 nicht anders.  
 Flatterhaft war mein Sinn und nach eitlen Vergnügungen  
 durstig  
 und begehrlieh nach was weiß Gott zwischen fünfzehn  
 und neunzehn.  
 Später fiel dann ein Reif, worauf denn die Blüte zerstört  
 ward.  
 Das war gut, und so mußte es sein. Heute dank' ich  
 dem Himmel,  
 daß die Hoffnung von einst mich so völlig und gründlich  
 betrogen.  
 Nun erst lernt' ich es kennen und lieben, das Glück  
 der Entsagung,  
 unter Tränen, gewiß; dennoch ist es auf Erden  
 das höchste.  
 Wer es zeitig erkennt und begreift, dieses Glück,  
 dem erschließt es  
 früh das goldene Tor zu den wahrhaften Freuden  
 des Diesseits,  
 reinen Freuden, entlehnt einer ewigen, himmlischen  
 Heimat.  
 Und ein Mädchen wie Anna zum Beispiel, es will nicht  
 begreifen,  
 welchen Schatz es verwirft, wenn es Freuden wie diese  
 zurückstößt  
 und mit störrischem Sinn nach vergifteten Früchten  
 umhergreift.

Was das Mädchen bereits erfahren, es sollte genug sein,  
ihm den rechten, den einzigen Weg der Entsagung  
zu weisen.

Anna Wendland ist keineswegs von heitrer Gemütsart,  
Schwere liegt ihr im Blut; es verstarb ihre Mutter  
in Schwermut.

Sie ist ernst, und sie kennt ein entsagendes Leben,  
das Pflicht heißt,  
hat dies Leben gelebt und die Hände durch Arbeit  
gehärtet.

Dennoch nistet in ihr irgendwie ein gefährlicher  
Schlupfgeist,  
einem anderen Wesen vergleichbar, das Anna von Grund  
aus

zu verändern vermag, das sie willenlos macht  
und beherrscht,  
ja, sie knechtet! Dann tut sie Dinge, vom bösen Prinzip  
angespornt, die hernach nicht die bitterste Reue mehr  
auslöscht.

Und so ist es denn auch tatsächlich geschehen: ein Jüngling,  
fast noch Knabe, hat sich ertränkt, und er hat seinen  
Eltern  
Anna Wendland genannt als die Urheberin seines  
Unglücks.“

Luz erblaßte. Nun ist ihm auf einmal verständlich  
geworden,  
was geschah, als er Anna vom Tode des Freundes  
erzählte.

Darum schrak sie zusammen, und deshalb verstörte  
ihr Blick sich.  
Darum rang ihre Brust nach Luft und sie selber  
nach Fassung.

„Schwer zu sagen“, fuhr Julie nun fort, „welche Schuld  
Anna Wendland

wirklich trifft an dem Tode des Gymnasiasten.

Wer weiß es?

Niemand weiß es. Nicht einmal sie selber vielleicht,  
die man anklagt.

Doch sie wird diesen Schatten nicht los, und es kann auch  
nicht anders  
sein. Gewollt oder nicht, immer war sie der traurige  
Anlaß,  
der die verzweifelte Seele ins ew'ge Verderben gehetzt hat.

Warum halt' ich es nun für Pflicht, dir dies alles  
zu sagen?

Weil ich meine, es müsse ein Beispiel so nahe  
wie dieses  
ganz besonders zur Warnung vor ähnlichem Schicksal  
sich eignen.  
Dieser Jüngling verscherzte leichtsinnig sein Diesseits  
und Jenseits  
und belud, die er liebte, mit einer erdrückenden  
Schuldlast.“

Luz begriff, daß die Rede der Tante auf Anna gemünzt  
war,

und so hatte sie doch eine Ahnung vielleicht  
und Befürchtung  
nach der Richtung, in der sein innres Geschick sich  
vollendet.

Ach, er kannte den Text. Sie sangen ja alle das gleiche  
Lied. Es lief drauf hinaus, eine Heil'ge zur Sünderin  
zu stempeln.

Freilich war sie bewehrt mit betörender Schönheit:  
das war sie!

Weh der Motte, die ihrem unsterblichen Glanze zu nah  
kam.

Nicht für Motten ist Anna bestimmt noch für  
Gymnasiasten.

Sie wird mein. Sie ist mein: denn ich allein weiß ihren  
Zauber  
zu empfinden, ihm standzuhalten und mit ihm  
zu wuchern.  
Nur Geduld, und ihr werdet sie sehn zu unsterblichem  
Ruhme  
an den Himmel erhöht, als ein nie zu verdunkelndes  
Sternbild!

## DREIZEHNTER GESANG

Weit gefehlt, wenn Frau Julie gemeint, daß der Tod  
des verliebten  
Schülers, Luzen erzählt, seine Leidenschaft sollte  
vermindern.  
Vielmehr war das Geschehene Öl, in ein Feuer gegossen.  
Denn die furchtbare Macht, die er kannte, sie ward ihm  
bestätigt.  
Und er sollte sie fühlen noch oftmals, der arme Luz  
Holtmann,  
und zuvörderst am folgenden Tag. Ach, er hatte erwartet,  
der vertrauende Ton, der vertrauliche, sollte sich heute,  
und womöglich noch wärmer und trauter als gestern,  
erneuern.  
Sieh, das Mädchen betrug sich, als hätte sie niemals  
mit Luzen  
nur zwei Worte getauscht, ja, als hätte sie nie ihn gesehen  
noch als sähe sie ihn, wo sie zufällig an ihm vorbeiging.  
So unnahbar, so eisig erschien sie, so fern jedem  
Wunsche,  
daß ein solcher, geweckt, in mutlose Lähmung  
zurücksank.  
Und Luz griff an die Stirn, er fragte sich: Gab es ein  
Gestern,  
oder hab' ich's geträumt? Und was ist denn wohl Traum,  
was ist Wahrheit?  
Spielt ein Teufel mit mir und verhöhnt mich mit  
höllischem Blendwerk?  
Ich unseliger Narr, der ich gestern von Hoffnung  
berauscht war,  
weil sich Anna herbeigelassen, mit mir nur zu reden!  
Heute büße ich schwer meine selber verschuldete  
Täuschung.  
Und er litt, schlich umher wie vernagelt. Er kam sich  
verachtet

vor, übersehen und von dem Gesinde im Hofe  
 geringschätzt.  
 Niemand kümmerte sich um ihn, so wenigstens schien's  
 ihm.  
 „Bist du krank, Luz?“ rief Schwarzkopp ihm zu, als er  
 eilig ins Feld ging.  
 Oh, das war er gewiß, er war siech und zerschlagen  
 und elend.  
 Punkte schwammen ihm vor den Augen, und über dem  
 Magen  
 lag ein peinlicher Druck. — Trotzdem rief er: „Nein!“,  
 als der Onkel  
 schon davonwar und nichts von der Antwort des Neffen  
 mehr hörte.  
 Und sie redeten alle mit Anna, das war  
 das Verruchte:  
 Onkel Just ward mit ihr fortwährend gesehen,  
 und fuchtelnd  
 mit den Armen, durchschritt er, jetzt ihr zur Seite,  
 das Hoftor.  
 Warum durfte der schwitzende Knecht mit ihr reden  
 und tat es?  
 Warum rief die unruhige Tante fortwährend ihr: Anna!  
 Warum streichelte Anna den räudigen Pudel? Nun, Fido,  
 unsre Rollen sind heute vertauscht, und ich fühle  
 als Hund mich,  
 der voll Scheelsucht und Neid dich aus feiger  
 Entfernung belauert!  
 Und so blieb es. Es kam dem Verzweifelten nicht  
 der Gedanke,  
 welcher Einfluß sich etwa vielleicht Fräulein Annas  
 bemächtigt;  
 denn sie mied ihn, sie hielt ihn sich fern mit erkennbarer  
 Absicht.  
 Scham verhinderte Luz, Onkel Justen sein Leid  
 zu verraten.

Doch wenn auch der Gedanke ihm aufstieg, vermied es  
der Onkel  
unverkennbar, mit deutlicher Absicht, von Anna  
zu sprechen.  
So vergingen die Tage und wurden Luz Holtmann zur  
Folter.

Doch da trug's eines Sonntags sich zu: es waren  
die Schwarzkopps  
früh zur Kirche gefahren nach Jenkau, um dann bei dem  
alten  
Pastor Balzer zu speisen. Und damit verschob ihre  
Rückkehr  
bis zum sinkenden Abend sich meist! Es war auch  
der Onkel  
Just heut fort über Land. Er hatte recht mürrischen  
Abschied  
von dem Neffen und Anna genommen, doch half hier  
kein Sträuben.  
Diese Reise war nicht zu vermeiden: es suchte  
ein Gutsherr  
einen tüchtigen Ökonomen und wünschte, daß Just sich,  
dessen Brief ihm gefallen, in eigener Person präsentiere.  
Und auch Thea war heut nicht im Haus, sondern fort  
mit den Schwarzkopps.  
Dieses aber, das Haus, lag verlassen im Grün seiner  
Büsche,  
seiner mächtigen Ulmen und heiter gebreiteten Wiesen.

Und es schlich durch den Garten Freund Luz, einem  
Wilddieb vergleichbar,  
der die edelste Hinde umkreist, die er heut unbewacht  
weiß.  
Doch sie war nicht zu sehn. Luz wußte, es hatte im  
Zimmer,

wo ihr Bett stand, sich Anna verschlossen: dort schrieb  
sie wohl Briefe.  
Und er trat unters Fenster, nach uraltem Brauch  
der Verliebten,  
promenierte davor und hielt es beständig im Auge,  
wenn er schließlich einmal sich weiter vom Fenster  
entfernte.

Jäh durchzuckte es ihn, weil Anna nun plötzlich darin  
stand.  
Ruhig stand sie. Sie stand unbeweglich. Den Blick in die  
Ferne  
unverwandt und verloren gerichtet, die Arme gebreitet  
und in jeder der Hände je einen der offenen Flügel.  
Und sie atmete tief. Es wölbte sich voll ihre Brust auf,  
sank dann wieder und hob sich zum anderen Male  
und höher.  
Oh, wie hämmerte Luzen das Herz, als er nun sich  
versteckte  
und es fühlte: sie weiß, daß ich da bin, sie liebt mich,  
sie liebt mich!  
Denn was will sie mir anders mit solcherlei Seufzern  
verraten  
als, sie lebe, wie ich, in Entbehrung und schwerer  
Bedrängnis,  
sei gefangen, wie ich, und schwelge in Seufzern  
der Sehnsucht?  
Und da faßte er Mut und rief: „Fräulein Anna, es ist wohl  
keinem Menschen erlaubt, das Heiligtum Ihrer vier  
Wände,  
wär's auch nur für die Hälfte, das Viertel von einer  
Minute,  
zu betreten? Es hängen da nämlich noch immer im  
Kasten  
meine Spechte und Pirols verglast, aus vergangenen  
Zeiten.

Ich bin froh, daß sie Ihnen, wie mir einst, das Zimmer  
beleben.

Doch ich würde sie gern und ganz flüchtig mal wieder  
begrüßen."

Es verging eine Zeit, dann klang es herunter:

„Oh, bitt' schön!“

Und da waren sie nun allein in dem kahlen Gemache.  
Anna rückte den Korbstuhl zurecht und sprach

wiederum: „Bitt' schön!

Bitt' schön, setzen Sie sich“, fuhr sie fort mit dem  
äußersten Gleichmut.

Als sich Luz überlang in die gläsernen Kästen vertiefte,  
die zerfressenen Bälgen von Vögeln und Motten

und Spinnen

zu Behausungen dienten — es kreiste in Wahrheit

das Zimmer

rings um Luzen, es kreiste das Dorf, und er konnte kaum  
stehen.

## VIERZEHNTER GESANG

Und sie blickte ihn an, die schöne E Levin, mit Augen  
von Opal. Doch das wechselnde Spiel dieser schillernden  
Farben  
schien entflammt und bewegt, gleich den grünlichen  
Wassern des Alpsees.  
Und sie sann. Und sie prüfte verstohlenen Sinnes, fast  
lauernd,  
den, der sprach und nichts sah. Fast schien's, sie erwarte  
mit Spannung  
irgend etwas, ein Wort, ein erlösendes, welches am Ende  
ihr bereit lag im Grund dieser Seele und für sie bestimmt  
war.  
Doch bald drang in den Blick des jungen Geschöpfes ein  
Neues,  
drang ein anderes auf, ein Licht, das sich nixenhaft  
ansog:  
fischhaft war es, eiskalt und doch stechend, gleichwie  
unterm Brennglas.  
Hilfe suchte nicht mehr dieses Licht, dazu spielte  
zu grausam  
dieser brennende Strahl: wie ein zitterndes Opfer  
empfand ihn  
Luz, er fühlte den Blick, als dräng' ihm ein Gift in die  
Brust ein.  
Und es wirkt: ihm war, als entrückte ein Nebel die Erde  
und er schwimme verlassen im Raum des unendlichen  
Weltalls.  
Trotzdem hört er sich reden und redet, als ging's um sein  
Dasein.  
Was wird sein und geschehn, denkt Luz, wenn der  
magische Zustand  
des betäubenden Zwangs in der nächsten Sekunde nicht  
weicht?  
Doch da hört er die Stimme des Mädchens: „Wir wollen  
hinunter“,

sagt sie, „kommen Sie jetzt, Herr Luz, ich höre die alte Dame!“ — Schritte vernahm auch Luz; denn die alte Frau Schwarzkopp, Greisin, Mutter des Herrn Oberamtmanns, sie wurde hinunter in den Garten geführt, und es knarrte und ächzte die Stiege. —

Selten sah man, fast nie, die alte Frau Schwarzkopp, sie zählte neunzig Jahr', und es war eine Pflegerin um sie beschäftigt. Heute ward sie herab, wie gesagt, in den Garten geleitet. Sei es nun, weil die Wärme des Maitags sie lockte, vielleicht auch, weil so still und verlassen das Haus, war im Herzen der Greisin heute grade der Wunsch entkeimt, sich ins Freie zu wagen.

Schön geschmückt mit bebänderter Haube, im seidenen Kleide, schwarz, mit Spitzen verbrämt, saß die freundliche Greisin im Lehnstuhl, den die Magd in die Laube gestellt, etwas seitlich zum Tische. Und es dampfte bereits auf dem Tische der Kaffee, die fette Sahne, eben geschöpft, stand dabei, frische Butter und Honig. Auch die silberne Dose mit Zucker und freundlich geblühtes Porzellan, wie der Wohlstand des Schwarzkopp'schen Hauses es darbot. Bald nun saß man zu drein um den Tisch in der Laube, es hatte

sich die Pflegerin gern ein wenig beurlaubt, um einmal  
 aufzuatmen vom Zwange des Diensts. Unterm Blicke  
 der Greisin  
 saßen Anna und Luz: und es war ein unsagbarer Zauber  
 allverstehender Milde darin, der sie beide durchwärmte.  
 Wenig sprach sie, die hochehrwürdige Alte. Sie schien fast  
 nicht aus irdischem Stoff, oder aus Amiant,  
 unverbrennlich,  
 seidig weiß, nur von Güte beseelt und von Liebe zum  
 Menschen.  
 Zärtlich ruhte auf Luz das lächelnde Auge der Mutter  
 Onkel Schwarzkopps, und wissend umfing es zugleich  
 die E Levin:  
 Und es war wie ein lächelnder Segen, den beide empfanden.  
 Ja, er schmolz sie zusammen, die Seelen. Wie Eisblock  
 und Eisblock.  
 eine Flut wird, so wurden sie eins in der Wärme  
 des Anhauchs.  
 Wollt ihr zögern, die Stunde versäumen? so schien sie  
 zu fragen.  
 Liebt euch, traut meinem Segen, traut, Kinderchen,  
 eurer Patronin!  
 Köstlich ist's, euch zu sehn, eure tauige Jugend  
 und Schönheit!  
 Schon der Abglanz erfüllt meinen Abend mit Strahlen  
 von Frühlicht.  
 Zögert nicht, ach, und fürchtet euch nicht! Laßt euch  
 sagen, Gott will es!  
 Euch betrügt, wer es anders euch sagt, und die Stunde  
 verrinnt euch:  
 sie verrinnt, und ihr ringt eure Hände umsonst nach  
 dem Flüchtling,  
 ruft vergeblich nach ihm und schicket vergeblich  
 die Träume  
 eurer Sehnsucht zurück, gleich nächtlich umirrenden  
 Schatten,

nach den Stätten umher zu wittern, wo einstens  
der Dämon  
euch bewogen, euch selbst um das köstlichste Gut  
zu bestehlen.

Und allmächtig ergriff der werdende Sommer  
den Frühling  
heut, es brannte die Sonne herab aus blauglühender  
Wölbung  
in den Garten. Tief tönte die Luft vom Gesumm  
der Insekten,  
Hummeln brausten im Baß und mit zornigem Flug durch  
die Laube.  
Skarabäen, so blau wie Stahl, wagten brummende  
Flüge;  
grünlich rannte der Käfer voll Raubgier über den  
Kiesweg.  
Schmetternd geigte der Fink, gewaltig ertönte des Pirols  
heller Ruf. Es revierte der Wiedehopf laut durch die  
Dorfmark.  
Aufgeplatzt im Rondell war der brünstige Ball  
der Päonie,  
dunkelrot. Ihre Stauden umgab das Smaragdgrün  
der Wiese.  
Blendend geilte darin die dotterfarb-fettige Wolfsmilch.  
Doch Bewegung und Fülle des Klanges und Wettstreit  
der Farben,  
all dies Drängen und Weben im Licht: es vermochte  
ein süßes  
Schweigen nicht zu ersticken, das fruchtbar und schläfrig  
im Licht lag.  
Und es schienen wie Seelen des Schweigens die lautlosen  
Falter,  
traumhaft taumelnd, wie blind, in beweglichem Schläfe  
befangen,  
Somnambulen des Tags, und magische Stille verbreitend.

Still verzückt neben Anna und fast ihre Schulter  
 berührend,  
 doch nicht ganz, saß der Liebende nun. Eine magische  
 Klammer  
 war auch ihm um die Schläfen gelegt, und es brütete  
 etwas  
 so berückend als wie erstickend dem Jüngling im Blute.  
 Ach, es war wie die süße Betäubung von Weihrauch  
 und Myrrhen,  
 Spezereien, weit köstlicher noch, als die Könige brachten,  
 die der Stern unsres Heilands geleitet zu Bethlehems  
 Krippe.  
 Luz, du warest ganz Ohnmacht in dieser unsterblichen  
 Fülle,  
 drin du plötzlich dich fandst, übereilt von dem Zauber  
 der Stunde.  
 Niemals hattest du Wonne gefühlt, wie sie jetzt in dir  
 aufdrang,  
 als die Unnahbare nun, die Geliebte, auf einmal so nah  
 war.  
 Doch was war's, und warum schlug plötzlich so hoch  
 in den Hals dir  
 dein unsinniges Herz und benahm dir dabei fast  
 den Atem?  
 War dies wirklich, und durftest du trauen dem, was du  
 erblicktest,  
 was du fühltest, so lag deine Hand um die Hand Fräulein  
 Annas,  
 und es hatte in sanfter Berührung ihr Knie an das  
 deine  
 unterm Tisch sich geschmiegt — und was bliebe dir jetzt  
 noch zu wünschen?  
 Und es lüftet verstohlen ein Knäblein mit goldenem  
 Gürtel  
 das Gebüsch, das ihn barg, und blickt listig, voll Neugier  
 herüber.

Rosen kränzen dem Kinde, blutrot, die ambrosischen  
Locken,  
und er zupft in Gedanken die Sehne des Bogens, die einen  
Ton, nur einen, ertönt, sie entstammt der Leier

Apollens,  
dem sie Eros, der Knabe und Pflegling des Hermes,  
gestohlen.

Und es ist niemand anders als er, den des Liebenden  
Auge  
in hellstichtiger Wut der Verzauberung eben entdeckte,  
wie er kommt, um zu sehn, was sein sicheres Gift nun  
gewirkt hat.

Und es lösen sich Luz alle Glieder in Wollust und  
Schönheit,  
bis urplötzlich ein Krampf ihn durchfährt und er hart  
der Geliebten  
Arm ergreift, ihn emporreißt und wütend die lechzenden  
Lippen  
preßt ins blühende Fleisch, dorthin, wo das Knäblein es  
wollte.

## FÜNFZEHNTER GESANG

Und sie hatten durch Wink und die wenigsten Worte  
beschlossen,  
nach dem Nachtmahl sich noch in der Stille der Felder  
zu treffen,  
als mit lautem Geräusch Onkel Gustav und Tante und  
Thea  
sich dem Wagen entwanden, zur leidigen Stunde  
der Heimkehr.  
Luzens Brust aber war so übervoll: — ganz unerträglich  
schien ihm Theas Geschwätz und die Nähe der guten  
Verwandten.  
Er empfahl sich und bat, mit dem Essen auf ihn nicht  
zu warten.

Festlich rauschte das Korn, als Luz auf dem Feldweg  
dahinschritt,  
in der Richtung gen Morgen. Noch hatte im Abend  
die Sonne  
nicht den Erdrand erreicht, und sie wärmte den Rücken  
des Jünglings,  
der unnennbar beseligt, das Auge erhoben zum Vollmond,  
schritt entgegen dem Ort, wo die sel'ge Begegnung  
bevorstand.  
Und es rauschte in ihm noch immer von Wassern  
des Frühlings,  
Bäche stürzten und, vielfach zerteilet, die Schäume  
des Bergstroms  
von gewaltigen Felsen herab in die köstlichsten Gärten,  
drin sich klingende Bäume und Wogen und Rosen  
bewegten.  
Solche hatte er oft sich erträumt, doch noch keine  
wie diese.  
Und er sprach zu den Halmen, zum einsamen Baum,  
der im Feld stand,









Oh, wie elend ich bin, steigt ihm auf, welche brennende  
Krankheit  
frißt an mir, wie die Klaue zerreiβet die Brust  
des Prometheus!  
Ja, nun kenn' ich den Eros: ein grausamer Gott,  
aus der Löwin  
Euter sog er die Milch, und es nährt' ihn die Mutter  
auf Felshöhn,  
ihn, der arg mich versengt und bis auf den Knochen mir  
bohret.  
Und aus grünlicher Wolke von leuchtenden Punkten  
sieht Luz nun,  
wie zwei Augen auf ihn mit grünlichen Rundungen  
glotzen.  
Und er schreit: „Wer ist da?“ Darauf wird ihm ein  
Winseln als Antwort,  
und Sekunden danach schlängelt Fido sich ihm um die  
Füße.  
Und er stößt mit dem Fuße den Hund und stürzt sinnlos  
von dannen.

„Hast du Mondscheinpromnaden gemacht, mein  
romantischer Neffe?“  
klang Onkel Justens leicht hämische Stimme, als Luz  
in den Hof trat. —  
„Wie du siehst“, sagte Luz, „denn ich habe ja leider  
die Macht nicht,  
Mondschein, wenn der Kalender ihn anzeigt, ganz einfach  
zu streichen.“ —  
„Nichts für ungut“, sprach Just, „ich meine nur, daß  
du es gut hast,  
denn wir hatten zu tun, Fräulein Anna und ich, mit dem  
Lohntag.“

## SECHZEHNTER GESANG

Anna hatte sich schon in ihr Zimmer begeben; es sah sie  
Luz am Abend nicht mehr. Aus dem Fenster nur traf  
ihn ihr Lichtschein.  
Und die Nacht, die nun kam, ach, sie hatte für Luz  
keinen Schlummer!  
Peinlich hell schien der Mond, mit durchdringendem  
Lichtglanz das Zimmer  
füllend und Luzens Hirn, ob er gleich seine Augen fest  
zuschloß.  
Das Entbehren, das Meiden, das Abschiednehmen,  
in seiner  
Seele nahm es kein Ende. Er war gegen Morgen ein wenig  
wohl entschlummert und fand sich im Traum auf dem  
Dromsdorfer Kirchhof,  
wo man Erwin begrub wiederum und mit finstrem  
Gepränge.  
Und wie jüngst beim Besuch mit der Tante, so knarrte  
das Pförtchen,  
und der Cherub erschien in der süßen Gestalt Fräulein  
Annas.  
Wieder legte sich furchtbare Angst auf die Seele Luz  
Holtmanns,  
diesmal nicht vor dem kommenden Glanz, nein, vielmehr  
von dem Grufthauch  
und dem eisigen Wind der Verwesung, der gegen ihn  
andrang.  
Denn sie war in Kreppe gehüllt, und sie glich einer  
Wittib  
des Verstorbenen, dazu bestimmt, ihm als Opfer  
zu folgen.  
Und lebendig begraben zu werden war ihre Bestimmung.  
Da nun packte den Träumer unbändig rasende Wut an,  
wie sie ähnlich ihn nie übermannt und geschüttelt  
im Wachsein,

und mit entrüsteten Tränen am Ende vermischt,  
zerriß sie  
das Gewebe des Traums, und der Jüngling erwachte noch  
zitternd  
und erbebend vor Grimm und in reichlichen Tränen  
gebadet.

Und es kamen nun Tage, in Wahrheit von morgens  
bis abends  
nur ein Irren, ein heimliches Suchen, ein marterndes  
Dürsten  
in der dorrenden Wüste der Welt für den armen Luz  
Holtmann.  
Denn das Gestern war tot, das Erlebte wie niemals  
vorhanden.  
Kalt, unnahbar und fremd blieb das süße Gesicht  
Fräulein Annas:  
nicht der leiseste Blick, der ihn traf oder auch nur ihn  
streifte  
oder etwas verriet von dem Tage des Glücks, der dahin  
war.

Und er sagte zu sich: Nun wohl, du warst nur  
ihr Spielzeug.  
Und so nahm sie dich auf, als die Laune dazu in ihr  
aufstieg,  
warf dich weg, als die Laune, die grausame, wieder  
vorbei war.  
Solches kann sie, sie hat die Macht, und ich kann mich  
nicht wehren.  
Sagte nicht Onkel Just: Gib acht, Luz, sie saugt uns  
das Blut aus?  
Uns? Nun freilich nur mir, denn der Onkel ist alt  
und schon blutlos.  
Etwas andres noch sagte der Onkel — Luz grübelte  
ernsthafte.

Richtig, ja: von der möglichen Heirat mit einem Apostel  
war die Rede gewesen. Es hatte der böse Gedanke,  
Luzen halb nur bewußt, ihm genagt an den Wurzeln  
des Lebens.  
Darum war der Schreck nicht gering, als die Tante einst  
meinte,  
wie sie hoffe, so seien doch mehrere Wagen am Sonntag  
frei, man wolle doch wohl in Gemeinschaft nach Diesdorf  
zum Feste.  
Oftmals hatte man schon Erwähnung getan des  
Missionsfests,  
das, von vielen Pastoren besucht und Herrnhutischen  
Brüdern,  
als ein großes Ereignis nun schon binnen kurzem  
bevorstand.  
Manches wurde auf solchen hochheiligen Festen  
beschlossen,  
Missionare bestimmt für entlegene Inseln der Südsee,  
Wunder wurden getan durch Gebet und auch Ehen  
geschlossen. —  
„Oh, es wird ganz gewiß eine herrliche Feier“, sprach  
Schwarzkopp.  
„Ganz gewiß“, sagte Julie drauf, doch die übrigen  
schwiegen.  
Schweigsam aß man. Man saß um den Tisch gegen Ende  
der Mahlzeit.  
So verging eine Zeit. Dann hub Onkel Just an:  
„Ich weiß nicht,  
ob ich kann, liebes Julchen, ich meine, am Sonntag  
dabeisein.  
Denn das ist ja der einzige Tag, wo ich einige Briefe  
schreiben kann, die mein Fortkommen angehn: das ist  
ja doch wichtig.“  
Doch da wurde die Miene der Schwester, das Antlitz  
Frau Juliens  
umgewandelt. Es war wie ein bittres Entsagen in ihren

Zügen sowie ihrem Wort, als sie sagte: „Man darf wohl  
im Zweifel  
sein, was wichtiger ist, das Zeitliche oder das Jenseits.“ —  
„Lieber Schwager, du tust mir die Liebe“, begann nun  
voll Milde  
Schwarzkopf, „und du entschließt dich doch, Sonntag  
mit uns zu fahren;  
denn ich habe vor Wochen bereits Bruder Tobler aus  
Herrnhut  
unterrichtet davon, daß du kämest, um mit ihm  
zu sprechen.  
Und du hattest ja doch diese löbliche Absicht. Es ist auch  
nur durchaus zu verstehn, den Zuspruch von Männern  
zu suchen,  
deren Wirken der Herr im Himmel so sichtbarlich  
segnet.“ —  
„Nun, dann reden wir noch davon“, sagte Just voller  
Ärger,  
das Gebet mit gefalteten Händen ein wenig markierend,  
und entwich. Und es seufzten voll Kummer die guten  
Verwandten.

Luz war mürbe und blaß und durchschlich seine  
Stunden im Elend.  
Am Harmonium hockte er oft, unterm Bilde des Veters,  
trat die Bälge bis zur Ermüdung und schwelgte sein  
Leid aus.  
Heute saß er versonnen und hatte vergessen, die Hände  
auf die Tasten zu legen, weil plötzlich die furchtbarste  
Sorge  
ihn befallen und ihm seine innersten Ängste gesteigert.  
Nun, ich denke wie Luther, so spricht er bei sich,  
und begleite  
Anna hin zu dem Fest, und warteten mein so viel Teufel,  
als die Dachdecker Ziegel gelegt auf die Dächer von  
Diesdorf. —

Da nun aber geschieht, was der Jüngling am mind'sten  
erwartet:  
den Verzweifelten trifft überraschend ein Strahl höchster  
Gnade.  
Jemand fragt: „Nun, Herr Luz, Sie fahren doch auch  
zum Missionsfest?“  
Ist es Anna? Wahrhaftig, sie ist's, die die Frage getan  
hat!  
Luz erschrickt vor dem Glanz. Doch schon spricht er  
fast ohne Bewußtsein:  
„Nein, ich bleibe zu Haus, für die Frömmerei bin ich  
verloren.“ —  
„Nun, dann bleib' ich mit Ihnen zu Hause“, sagt Anna.  
— Was sagt sie?  
hallt es jauchzend in Luz. Und er sagt nur erschüttert:  
„Oh, Anna...“

Und es stellte sich Luz mißmutig und wortkarg  
am Abend,  
um das Fieber der Brust nur ja als Geheimnis zu wahren.  
Dies mit gutem Bedacht und mit schlauem Instinkt.  
Er besorgte,  
daß der Onkel am Ende, gefoltert von Scheelsucht, noch  
Mittel  
finden könne, daheim zu bleiben. Nicht Feuer, nicht  
Kohle  
überdies brennt so heiß, wie ein Spruch sagt, als  
heimliche Liebe.

Und der Tag kam heran. Mißbilligend hatte die Tante  
Annas Entschließung, und zwar durch sie selber,  
vernommen. Doch drang sie,  
weil ihr die meist unbeugsame Starrheit des Mädchens  
bekannt war,  
drum nicht weiter in sie. Zudem widerriet es ihr  
Schwarzkopp.

„Gott hat Mittel und Wege genug, er braucht unsern  
Zwang nicht,  
und“, so sprach er, „er weiß die verstockteste Seele  
zu finden,  
wenn er eben nichts andres beschließt. Und dabei  
mag es bleiben.“

Und es fuhren zwei Wagen vors Haus. Warum ihrer  
zweie,  
achtete Luz nicht weiter: zu sehr frohlockte das Herz  
ihm,  
denn es war ja gespannt und beglückt von der höchsten  
Erwartung.  
Um so mehr knirschte Just. Er verbarg seinen  
grimmigen Zorn kaum.  
Tückische Blicke schoß er auf Luz und auf Anna,  
die Gift und  
Galle, ja gradezu die bitterste Feindschaft enthielten.  
Doch was half es, man mußte doch fort. Den Fuß  
auf das Trittbrett  
und dann flugs zu der Großmutter Schwarzkopp hinein  
in die Kutsche.  
Gott sei Dank, dachte Luz, er muß! Ihm sind Hände  
und Füße  
in moralische Fesseln gelegt, und sie sind unzerreißlich.  
Sonst weh uns! Unser Tag wäre hin, unsere Hoffnung  
vernichtet!  
Es erkannte nun plötzlich der Liebende deutlich,  
was vorging,  
welche Krisis sich, in den bewegten Minuten der Abfahrt,  
im Geschick dreier Menschen vollzog: so im eignen,  
in Annas  
und — begriff er nun klar, mit sehend gewordenen  
Augen —  
im Geschick Onkel Justs, denn er war ganz gewiß sein  
Rivale.

Endlich knallten die Peitschen, es rückten vom Flecke  
die Kutschen,  
fort, zum Garten hinaus, entrollten und rollten die grade  
Straße fort und verfolgt von den Augen des liebenden  
Paares,  
bis, am Ende des Dorfs, vor dem Kretscham  
sie seitwärts entschwanden.

## SIEBZEHNTER GESANG

Lächelnd deckte die Magd den Tisch in der nämlichen  
Laube,  
drin das Paar mit der Greisin, der alten Frau  
Schwarzkopp, gesessen.  
Und sie rief: „Heut, Herr Luz, heute sind Sie der Herr  
Oberamtmann,  
Fräulein Anna die Frau.“ Und sie zwinkerte klug  
mit den Augen.

Wie es oftmals geschieht, wenn lange Ersehntes nun  
endlich  
sich erfüllt... wenn ein Ziel, ein mit Eifer verfolgtes,  
erreicht ist,  
so geschah es auch hier: man empfand eine leise  
Ernüchterung.  
Dies ist eine der Tücken des ränkevoll listigen Eros,  
daß er Absicht, sofern er sie merket, nicht ungen  
durchkreuzet.  
Gänzlich frei war der Weg, nun kam es drauf an,  
ihn zu gehen.

„Fräulein Anna“, sprach Luz, nach einer  
bedrückenden Stille —  
nicht zur Seite saß er dem Mädchen, nur ihr  
gegenüber —,  
„werden Sie mir es glauben, mich hat dies verschlafene  
Dörfchen  
Rosen, dem ich doch jüngst erst entrann, wieder völlig  
umspinnen.  
Ich war frei wie der Wind, als ich diesmal hierher  
zu Besuch kam,  
offen lag mir die Welt. Ich war Künstler, ich wollte als  
Dichter

unvergänglichen Ruhm mir erwerben, Sie kennen mein  
Opus.

Rom, die ewige Stadt, wollt' ich sehn und Paris  
und was weiß ich!

Weite Reisen zur See wollt' ich tun. Und es mag Ihnen  
Onkel

Just erzählen, was Kameraden und ich alles planten.  
Denn wir sind übereingekommen, zum wenigsten  
waren's,

auf jungfräulichem Land einen Staat, eine Siedlung  
zu gründen

und in ihr die größtmögliche Summe von Glück  
allbereits hier

auf der Erde den Bürgern der Kolonie zu vermitteln.  
Doch was geht mich jetzt alles dies an, Fräulein Anna?

Man sucht ja  
eigentlich für sich selbst, wenn man vorgibt, für andre  
zu suchen.

Weggeblasen ist dieser Staat, dieses irdische Zion,  
jeder Wunsch ist verlöscht nach der überhirnischen  
Glücksstadt.

Was ich immer davon dem Onkelchen jüngst auch  
geflunkert,  
heute denk' ich an mich und an jemanden, der's in der  
Hand hat,

mich auf alles verzichten zu machen im Diesseits  
und Jenseits,  
wenn ich eines dafür nur erkaufe: ihn selbst, diesen  
Jemand!"

Anna schwieg. Er sprach weiter: „Ich wollte nichts  
andres hienieden.  
Möchte dann mich die Welt doch vergessen! So ist kein  
Versteck dann,  
kein Gefilde verborgen genug, mein Asyl mir  
zu bauen.

Gräben macht' ich darum, Fußangeln verteilt' ich  
und Schlingen,  
eifersüchtig weit mehr als Blaubart, wenschon nicht  
so grausam.  
Und wir äßen zusammen das karge Mahl, Fräulein  
Anna...“  
Gut, mein Luz! Nun betrittst du die Brücke. Sie hält.  
Mutig vorwärts!  
„Fräulein Anna, Sie wissen vielleicht nicht, wie sehr  
dies mein Ernst ist“,  
fährt er stockend dann fort mit beinahe versagender  
Stimme.  
„Arm eracht' ich, wenn das, was ich meine, zur  
Wirklichkeit würde,  
allen fürstlichen Glanz und Ruhm und Reichtum der Erde.  
Schnitte mir eine das Brot, die ich meine, mit heiligen  
Händen,  
wie sie es ihren Geschwistern geschnitten, die Schwester  
und Mutter,  
trocken, sollt' es mir sein wie das himmlische Manna des  
Herrgotts.“

Da erbleichte die schöne E Levin, ihr meerfarbnes Auge  
selbst erblaßte, wie wenn ein Gewölke die Buchten  
entfärbet;  
heftig gingen, wie Kiemen der Fische, die Flügel  
des Näschens,  
das so grade und fein im reinen Oval des Gesichts stand,  
und sie sagte: „Es gibt einen Jemand, in dem Sie sich  
täuschen.  
Dieser Jemand ist schlecht und nicht wert, daß ihn einer  
vergöttert.“ —  
„Anna, lästern Sie nicht ein Geschöpf, das mir alles in  
allem,  
Himmel, Erde, so Vater wie Mutter, so Bruder wie  
Schwester



Mut zu machen zur Tat, zugleich sein Geschwätze  
verwünschend.  
Und auch Anna erhob sich. Es ging durch den Garten  
ein Windhauch.  
War er kühl oder heiß? Genug, Luzen strich er durchs  
Herze.  
Fast erschrak er, als künde er ihm eine Wendung  
des Schicksals.  
Anna sprach, und sie setzte dabei still die Teller  
und Tassen  
und das übrige Kaffeegeschirr aufs Tablett: „Ach, Herr  
Holtmann,  
Sie sind weitaus zu gut für die Welt und von diesem  
Herrn Jemand —  
sei es auch eine Frau meinethalben —, Sie denken von  
ihr dann  
ebenfalls viel zu gut. Sie haben Verwandte, die wissen,  
wer sie ist, großer Gott! und sie würden es Ihnen  
erklären.“  
Nicht mehr fest war die Stimme der schönen E Levin bei  
diesen  
Worten. Immer noch ballte die Fäuste verzweifelt  
der Jüngling,  
weil sein Handeln noch immer durch Ängste und  
Rücksicht gelähmt war.  
Doch er hatte sich umgewandt und umfing mit den  
Augen  
starr die schöne Gestalt der Geliebten, die nicht zu ihm  
aufsah.  
Knapp geschnitten und schlicht umspannte die Formen  
des schönen  
Leibs das selbergefertigte Kleid, es war bräunliche Seide.  
Von dem nämlichen Stoff im gescheitelten Haar war das  
Haarband.  
Doch es würde vergeblich sein, zu versuchen,  
der Schönheit

unaussprechlichen Zauber und Reiz mit dem Worte  
zu schildern:  
eine Stirn wie der Mond, der Olympierin Augen darunter,  
unergründlich im wechselnden Glanz wie die Fläche  
des Weltmeers.  
Streng der Mund, aber dennoch der Mund eines  
saugenden Kindes.  
Runder Fülle, voll Adel das Kinn, edle Ahnen verratend.  
Stark der Nacken, voll Liebreiz der Hals und betörend  
der Busen,  
unterm seidigen Stoff sich, so steigend wie fallend,  
verratend.  
Ja, so stand er denn endlich vor ihr, die noch immer  
nicht aufsah.  
Und es hatten die zitternden Hände die Schläfen  
der Schönen,  
elfenbeinerne Schläfen und bläulich geädert, gefunden.  
Und die Flächen der Hände bedeckten mit innigem  
Druck sie. —  
Nein, es pochte nicht mehr jetzt das Herz  
des bewußtlosen Jünglings,  
und doch ließ es geduldig geschehen die schöne E Levin,  
hob dann furchtsam den Blick und demütig fragend,  
doch gänzlich  
fügsam, als er die Lippen, schon nahe der köstlichen Stirne,  
zu den geflüsterten Worten: „O ewig, o ewig!“ erst formte  
und alsdann diese Stirn mit dem keuschesten Kusse  
berührte.  
Doch da fuhr sie zusammen und horchte. Es war wie ein  
Anruf,  
der sie traf und erweckte, wie jemanden, welcher zur  
Nachtzeit  
sich im magischen Traum ergeht auf den Firsten  
der Dächer  
und, Bestürzung und Angst, ja Entsetzen im Antlitz,  
herabrollt.

Nein doch, nichts! Es war nichts. Noch horchte sie  
starr eine Weile,  
und nachdem alles still blieb, begann sie aufs neue,  
die Tassen  
und das Kaffeegeschirr ineinander zu ordnen:  
„Mir war nur“,  
sprach sie dann, mit dem alten verschlossenen Ausdruck  
im Antlitz,  
„so, als wäre vorm Hause das eiserne Türchen gegangen.“

Anna trug das Geschirr in das Haus, und im Garten  
zurück  
blieb der Jüngling, verdutzt und beinahe ein wenig  
ernüchtert.  
Kam sie wieder, jetzt war er entschlossen, sich ihr  
zu erklären.

## ACHTZEHNTER GESANG

Und sie kam. Anna trug einen Teller mit gelblichen  
Kirschen.  
Wohin ging sie? Nicht mehr zur Laube, dorthin nicht,  
wo Luz schritt,  
sondern langsam seitab in die tiefere Wildnis  
des Gartens,  
sein nicht achtend, des Zaudrers, ja völlig ihn scheinbar  
vergessend,  
so, als ginge sie selbst sein Zaudern nichts an. —  
„Anna! Anna!“  
seufzte Luz aus beklommenster Brust. „Oh, welch  
furchtbarer Schwächling  
bin ich doch, und wie stark würd' ich sein, wenn nur du  
es so wolltest!“

Und er schlich hinterdrein unter Hangen und Bängen  
und hätte  
küssen mögen den Kies, der den Abdruck des Fußes  
bewahrte  
des vergotteten Weibs. Und es ward ihm beschieden,  
sie nochmals  
im Verstecke der tiefsten Verborgenheit sitzend zu finden.  
Zögernd trat er zu ihr. „Ist's erlaubt, mich zu setzen?“  
so fragt er.  
Groß und fremd blickt sie auf. Was soll diese Frage?  
Warum nicht?  
scheint die Miene zu sagen. Er tut's. Und er bricht sich  
ein Rütlein,  
da ihr Wesen ihn völlig verwirrt, ihn betreten und stumm  
macht,  
zeichnet Kreise mit Schlingen, höchst törichtes Zeug,  
in den Kiessand.  
Ungenützt rinnt die Zeit, rinnt dahin durch Minuten  
und Stunden.

Wenig war's und ganz ohn' Belang, was die beiden  
gesprochen.

Endlich fragte sich Luz, warum die E Levin so still saß?  
Forschend sah er sie an und erkannte, sie weinte.

Es flossen  
dicke Tränen ihr übers Gesicht, welches ruhig und starr  
blieb.

Und nun warest du reif, mein Freund, und du legtest  
den linken

Arm behutsam um sie und drücktest die Wange an ihre.  
Und du fühltest die Feuchte der Tränen des himmlischen  
Mädchens.

Keine Regung von Widerstand, nicht die allergeringste,  
als dein Druck sich verstärkt'! Und nun waren

die Tage des Leidens,  
waren die schweren, die furchtbaren Nöte des  
Schmachtens vorüber.

Halt! sie horchte und drängte ihn von sich, nicht hart,  
sondern liebeich,  
horchte wieder, stand auf und sagte: „'s ist jemand  
gekommen.“

Wirklich nun schlugen Türen im Haus, man erkannte,  
wie Schritte  
über Dielen hinstampften der Zimmer, bis sich eine  
Stimme

hören ließ, Onkel Justs, mit Gelärm, unverkennbar.  
Sie ging nun,  
wie es schien, um den lärmenden, zankenden Mann  
zu beschwicht'gen.

Tief erschüttert stand Luz. Es wurde ihm schwarz  
vor den Augen,  
als ihm klar ward, daß wirklich der Onkel zurück  
und im Haus war.

Und er sucht' sich zu sammeln, er sucht' sich zu fassen,  
er weint' sich  
knirschend aus im Gebüsch. Er bezwingt sich zuletzt,  
als er mehrmals  
rings den Garten umgangen, sein kochendes Blut  
zu besänft'gen.  
Er bezwingt sich so weit, daß er nun seiner Fassung  
gewiß ist.  
So erscheint er im Raum, wo Onkel Just kauend am  
Tisch sitzt,  
höchst unbillig rumort über liederlich säumige Wirtschaft:  
Zucker fehlt ihm, es wird heißes Wasser serviert statt  
des Kaffees.  
Alle Brötchen sind hart, die Butter versalzen und ranzig.  
Was der Onkel damit bezweckt, scheint dem Neffen  
nicht unklar;  
gibt sein Ärger zu tun, so kommt man nicht erst  
zur Besinnung  
und vergißt ihn zu fragen, warum er denn das  
Missionsfest  
abgebrochen und umgekehrt und so früh schon  
zurück sei.

Doch ein andres erstaunt' ihn aufs tiefste: was wurde  
aus Anna?  
Welche Wandlung geschah mit dem Mädchen? Sie glich  
einer Sklavin,  
Onkel Just ihrem Herrn: er befahl, und sie stand  
im Gehorsam.

Als der Onkel nun endlich sich einigermaßen beruhigt  
und gesättigt, entfernte sich Anna und ging auf ihr  
Zimmer.  
Und es dachte der Neffe daran, nun den Onkel zu stellen:  
ausgestreckt lag er da und ziemlich befriedigt  
im Lehnstuhl.

Luzens Blick zu begegnen, Luz nur zu betrachten,  
vermied er.  
Tief zerrissen und tiefer zerstöret, als irgendwer ahnte,  
fühlte Luz, daß ein Augenblick unwiderruflich  
versäumt war.  
Und ihm schwante noch mehr: ein Geschick, das um  
Anna sich ballte;  
denn wie wären ihr sonst die Tränen vom Antlitz  
geträufelt?  
Und er hatte zu schweigen, er durfte die Brust nicht  
erleichtern.  
Also trieb es ihn fort. Da rief ihn der Onkel: „So bleib  
doch!“  
Und er blieb. Denn am Ende, wen hatte man außer dem  
Onkel,  
der bereit war und immer bereit war, von Anna zu reden.  
Und er tat es auch jetzt. Er sagte: „Gott weiß, was dich  
aufregt!  
Irgend etwas, was immer ich rede, das bringt dich  
in Harnisch,  
und doch habe ich recht. Erinne dich, wie ich dir  
neulich  
davon sprach, daß man glaube, es hause in Anna ein  
Dämon,  
und du hast dich empört und wahrscheinlich gemeint,  
Luz, ich selber  
sei vom Teufel besessen. Nun also: es werden heut abend  
mit den guten Verwandten zugleich so der Rechnungsrat  
Wendland  
wie zwei Brüder in Jesu Christ, Teufelsbanner,  
erscheinen.“

„Onkel, bist du verrückt?“ entfuhr es jetzt Luz  
unwillkürlich. —  
„Oh, es macht nichts“, sprach jener, „und tu dir nur ja  
keinen Zwang an,

denn die Sache ist stark, ist, ich gebe das zu,  
fast unglaublich.

Blei und Tobler, zwei Missionare, der letzte ein Schweizer,  
innig verbrüdet in Christo mit Rechnungsrat

Wendland, sie waren  
aufgetaucht mit dem Rat bei dem heutigen Feste  
in Diesdorf.

Und sie hatten den Fall Anna Wendland besonders  
erörtert.

Darum lief ich nach Haus“, rief der Onkel, „spornstreichs  
und kopfüber,

denn ich wollte dem armen Geschöpf, was heranzieht,  
verkünden.

Selbstverständlich ist wohl, daß ich hierbei ganz ihre  
Partei bin.“

Und er paffte erregter und sagte: „Es werden  
die Burschen

ihr die Hölle gehörig heizen! Sie hält, wie sie sagen,  
viele noch ihrer Sünden geheim in entschloßner

Verstockung.  
Danach werden sie wühlen und angeln und krebsen

und grabschen,  
bis das arme Geschöpf, zerknirscht, nicht ein mehr noch

aus weiß  
und sich selbst, und wen noch, der ärgsten Vergehen

beziehtigt.  
Das nun darf nicht geschehn, sie dürfen die arme Person

nicht  
ganz vernichten: hier fühl' ich als Mensch und als Mann,

der Vernunft hat.  
Steh' doch ich, meine Wenigkeit, auch auf der Liste

der Schächer,  
und sie werden ihr Hokuspokus an mir auch erproben.“

Dunkel war es, der Abend brach an. Es bewölkte  
der Himmel



Dieses führt nicht nach vorne hinaus, es liegt seitwärts  
im Giebel:  
also hört er nur Stimmen. Die Stimme der Tante,  
der Fremden.  
Der jetzt brummelt, es ist gewißlich der Rechnungsrat  
Wendland.  
So, nun ebbt das Geräusch und verstummt. Und es  
rücken die Kutschen  
an und wenden und winden sich durch in den Hof  
gegenüber.  
Aber im Innern des Hauses erwachen erstickte Geräusche,  
welche Luzen mit Grausen erfüllen und mehr noch  
mit Abscheu,  
denn sie stammen von blinden Zeloten: sie haben ihr  
Werkzeug  
mitgebracht, um es morgen zum blutigen Opfer  
zu brauchen.

Was ist das? War das nicht ein hastiges Wort Onkel  
Justens,  
tief im Garten? Und kamen nicht eilige Schritte von  
dorthier?  
Und nun rauschte ein Kleid, und dann klinkte die  
hintere Haustür.  
Luzen sträubte das Haar sich empor, und es traf ihn ein  
Eishauch.  
Nein, er hatte geträumt! Denn nun regte sich nichts  
mehr. Und lange  
herrschte Stille und Nacht. Allein nun bewegte sich  
zögernd  
wer den Giebel entlang. „He, Onkel!“ rief Luz. Und:  
„Ja, was denn?“  
klang Justens Stimme zurück. Luz dachte: so ist er es  
wirklich.  
Und es legte sich bleiern auf ihn, als er nun sich zurück-  
zog.

## NEUNZEHNTER GESANG

Bleiern lag es auf allen im Hause am folgenden Morgen,  
und es glich der Bewölkung der Seelen der Anblick  
des Himmels.  
Nur in verschleiertem Ton sprach Rat Wendland, schon  
als man beim Frühstück  
saß, und hob beinah nie die Blicke von Tasse und Teller.  
Er war gut und mit Sorgfalt gekleidet und trug eine  
Brille.  
Anna ging hin und her und betreute den Kreis ihrer  
Pflichten.  
Niemals blickte der Vater sie an, und so auch Anna  
ihn nicht,  
dennoch war sie nicht mehr, die sie war, als der Vater  
das Haus nicht  
mit dem Drucke der Autorität seines Daseins beengte.  
Hilflos schien sie, sie schien ohne Stolz, ja durchaus wie  
entmündigt.  
Ihre Miene war fast verlegen und bittend. Gehorsam  
schien ihr einziges Glück zu bedeuten, fernab jedem  
Hochmut.  
Die so trotzig zu blicken verstand, sie schien jetzt fast  
schüchtern,  
nach der Schnur ihre Arbeit verrichtend, die Menschen  
zu meiden.  
Luz schlich knirschend umher und von wirklichen  
Schmerzen gemartert,  
schon allein die Verwandlung des Mädchens empörte ihn  
bitter.  
Onkel Just fuhr vom Hause zum Hofe, von Scheune  
zu Kuhstall,  
aus dem Keller zum Boden hinauf und von da in den  
Keller,  
fuhr im Garten, im Hofe umher wie gehetzt  
und vergiftet,

doch er änderte nichts an dem erzenen Gang  
des Geschickes,  
das im Haus sich vollzog, an der mahrenden Mühle,  
die langsam,  
unaufhaltsam die Steine bewegte, gleichgültig beflissen,  
Lebensrechte und menschliches Glück zwischen sich  
zu zermalmen.

Nach dem Frühstück erschienen die beiden Apostel  
aus Herrnhut,  
die Gesichter bis unter die Augen mit Haaren  
verwachsen.  
Kurze Häse auf mächtigen Schultern und bäurische  
Fäuste,  
dickes, wettergewohntes Zeug, trotz der Wärme  
der Jahreszeit,  
ließ sie Händlern mit Schwarzvieh nicht unähnlich  
scheinen, als welche  
auf der Straße bei jeglichem Wetter zu leben gewohnt  
sind.  
Doch sie hatten in ihren Gesichtern den Ausdruck  
von Sanftmut,  
und der Ton ihrer Stimmen war ebenfalls weich  
und verschleiert,  
und sie hatten im Auge unleugbar ein seltsames Glänzen,  
tief und gut und der sonst'gen Gestalt durchaus  
widersprechend.

Später dann, gegen Mittag, als Luz, auf sein Bette  
geworfen,  
böser Ahnungen voll, sich fruchtlosem Grübeln  
anheimgab,  
was denn wohl der Besuch dieses Rechnungsrats  
Wendland und seiner  
Spießgesellen, besonders im Hinblick auf Anna, bedeute:

da begab sich's, daß sich im Zimmer des Mädchens —  
es lag ja  
Wand an Wand mit dem seinen — zwei redende Stimmen  
erhoben.  
Luz sprang auf, er verschloß seine Tür und — es wird ihm  
verziehen! —  
schlich erbleichend zur Wand, um verhaltenen Atems  
zu lauschen.

Ohne Zweifel, es war der drübige Sprecher Rat  
Wendland.  
Und es klang nicht wie Scherz, was er sprach,  
und belangloses Plaudern.  
Ein Gebrummel, bald lauter, bald leiser, verriet,  
daß der alte  
Bürokrat irgendwen nicht grade ganz sanft ins Gebet  
nahm.  
Seine Tochter natürlich, wer anders sollte es sonst sein?  
War es nun, daß im Hirne des Horchers die Ängste  
der Seele  
Furchtgespenster erzeugten, die Geister unsinnigster  
Täuschung,  
eins ist sicher, er meinte das Folgende deutlich zu hören:  
„Du verkennst deine Lage. Begreif das!“ So Vater  
zur Tochter.  
„Dieser letzte Versuch ist gemacht und ist wieder  
gescheitert.  
Du wirst sagen, er sei nicht gescheitert. Belüge dich  
selbst nicht,  
Anna, ist meine Antwort darauf! Magst du selber  
ergründen,  
dir beweisen, was mich zu ergründen und dir zu beweisen  
ekeln würde, anwidern! Allein du darfst dich nicht  
täuschen:  
wenn auch Schwarzkopps, die ausgezeichneten  
Menschen, nichts ahnen,

ist es ruchbar im Dorf und weit in der ganzen  
Umgebung!“ —

„Es ist Lüge, und nichts ist geschehn mit Herrn —  
Just!“ Oder war's ein

anderer Name, den Luz nicht verstand? Was sollte mit  
Just sein?

Woran lag es, daß Luz, so gespannt er auch lauschte,  
nun lange

Zeit kein Wörtchen mehr deutlich verstand? Vielleicht  
hatte der eine

Name Just ihn verwirrt oder gab ihm an sich viel  
zu denken.

Endlich aber verstärkte sich doch die Stimme Rat  
Wendlands

so gewaltig, daß Luz das Gesagte nicht konnte entgehen:  
„Weisest du von der Hand, was die Stimme des Höchsten

dir bietet,  
durch den Mund dieses heiligen Manns, ja in diesem

Mann selber,  
nun, dann nenne sich eine Verworfne nicht mehr meine

Tochter!  
Denn verworfen, das bist du, so ganz eine Beute des bösen

Geistes, daß du Verderben jedwedem bringst, welchen  
du anrührst.

Du verlockest zur Lust, ja, die böse Lust, du bist sie  
selber!

Deine Opfer trifft ewiger Tod! Und wir haben's erfahren.“

Eine Stille entstand nach diesen entsetzlichen Worten.  
Wenig hätte gefehlt, und Luz vergaß sich und pochte

rasend gegen die Wand. Doch er ballte die Fäuste im  
Abstand.

Plötzlich drang an das Ohr des Empörten ein Weinen,  
das anwuchs

und sich endlich zu wildem, herzbrechendem Schluchzen  
verstärkte,

bittere Marter und bitterste Not eines Menschen  
bezeugend.

Was geschah im Gemüte des Jünglings, nachdem ihn  
das Schicksal  
hier zum Zeugen gemacht des rätselvoll-peinlichen  
Vorgangs,  
dieses Vorgangs, so wirr als bedrohlich in vielerlei Hinsicht?  
Schon die Sprache des Vaters, die Luzen empört  
und entrüstet,  
dann der Hinweis auf eine Verfehlung, mit welcher  
der Name  
Just — wohl nicht Onkel Just? — auf unfaßbare Weise  
verknüpft ward!  
Wie man schläft und erwacht von dem Schreck, den das  
Traumbild uns vortäuscht,  
etwa, daß ein Geländer zerbricht an dem Umgang  
des Kirchturms,  
ähnlich, gleichsam im Sturz in den Abgrund, erwachte  
der Jüngling,  
als der Name des Onkels sein Ohr traf in solcher  
Verbindung.  
Und noch war dieser Schlag nicht verwunden, der Sturz  
nicht vollendet,  
da erhob sich bereits aus den heftigen Worten des Vaters,  
die vom Wege der Rettung, dem einzig noch möglichen,  
sprachen,  
ein Entsetzensgespenst, dessen Anhauch der eisige Tod war:  
denn wie sollte man sie wohl anders verstehen, als daß man  
drauf und dran war, die schöne E Levin dem einen der beiden  
Gottesmänner, der Diener am Worte des Herrn,  
zu verkuppeln!  
Nacht war plötzlich um Luz, er ächzte und tappte  
verzweifelt  
wie ein Blinder erstickend umher, wenn die Wohnung  
in Brand steht.



mich zu bessern. Ich wurde nach Basel geschickt in die  
 Anstalt.  
 Auf dem Wege dahin, in Dresden war's, kam meine  
 Barschaft  
 mir abhanden. Ein scheußliches Pech. Nun, ich schrieb  
 Schwager Schwarzkopp  
 von dem Unglück, der mich aufs neue mit Mammon  
 versorgte.“  
 Herzlich lachte er in sich hinein, bis er lachend  
 so fortfuhr:  
 „Ahnungsloser, gottseliger Gustav, verzeih' mir  
 der Himmel,  
 was ich damals dir aufgebunden, dir aufbinden mußte —  
 Briefpapier ist geduldig —, als ich in der Krone  
 zu Dresden  
 festsaß, nicht einen Heller im Sack und gerupft wie ein  
 Sperling.  
 Hätte ich dir die Wahrheit gesagt vom Verbleib meines  
 Geldes,  
 guter Schwager, dir stünde noch heute der Mund vor  
 Entsetzen  
 offen; offenen Munds erschienest du selbst  
 am Gerichtstag.“  
 Lachend kippte der Ökonom außer Dienst jetzt sein  
 Schnapsglas,  
 klopfte heftig damit auf den Tisch, bis der Gastwirt es  
 füllte,  
 und fuhr fort: „Nun, man kennt dich ja, Luz, du bist  
 wahrlich kein Mucker.  
 's ist mir lieb, daß wir endlich einmal so vertraulich hier  
 sitzen.  
 Wir verstehen uns ja — und er zwinkerte —, Luz,  
 du begreifst mich.  
 Nun, da gibt es in Dresden ein Haus. Es gibt viele Häuser  
 dort, natürlich: sonst wär' es am Ende ja wohl keine  
 Großstadt!



anbetrifft, nun, in wem kommt nicht manchmal der  
Schweinhund nach oben?  
Oh, das nenn' ich ein großes Kapitel: der Mann und der  
Schweinhund,  
doch ein größeres noch: das Weib und der Schweinhund.  
Schluß! Sela!“

Und es seufzte der Onkel und leerte sein Glas, und man  
hörte  
sein Gepösch durch das Haus nach erneuerter eiliger  
Füllung.  
„Danke Gott, lieber Sohn, daß dir dieses Kapitel noch  
fremd ist“,  
fuhr er fort, „und ich wünsche wahrhaftig die schlaflosen  
Nächte,  
die mir dieses Kapitel gemacht, meinem blutigsten Feind  
nicht.  
Lasten liegen auf mir unsühnbarer Schuld, wenn ich  
dieses  
grauenvolle Kapitel betrachte, das leugn' ich durchaus  
nicht.  
Doch was hilft es, der Geist ist willig, der Pfahl steckt  
im Fleische;  
Buße sollte man tun in Sack und Asche, statt dessen  
häuft man immer noch Schuld auf Schuld, und wer  
wird sie einst tilgen?“

Jetztund schneuzte sich Just, und es rannen zwei  
wirkliche Tränen,  
Trinkertränen, im schnellsten Sturze die Wange  
herunter.  
Luzen stockte das Herz. Er fühlte, die Hand dieses  
Wichtes  
hielt sein Leben so wie die Klaue des Bussards  
den Sperling:

Augenblicke vielleicht nur noch trennten ihn von der  
Vernichtung.

Trotzdem reizte der Sperling den Bussard.

Ein furchtbarer Zwang trieb  
Luzen an, sein Geschick zu der letzten Entscheidung  
zu treiben.

„Lieber Onkel, ich glaube, du flunkerst ein wenig“,  
begann er.

Doch da sah ihm der Onkel ins Auge und sagte nur:

„Nein, Luz,  
so weit ist es noch längst nicht mit mir, und du irrst dich  
gewaltig,

wenn du meinst, der paar Gläschen halb meinst, daß ich  
jetzt schon so weit bin.

Nein, mein Junge, wir plaudern nichts aus. Ob wir sonst  
auch verderbt sind,

willensschwach und charakterlos, hierin sind wir  
vom alten.

Ehrenkodex der Schweigepflicht nie und nirgends  
gewichen.“ —

„Lieber Onkel, ich nehme nicht an, daß ich irgendwen  
kenne,

dessen Leid dein Gewissen beschwert, und es lag mir  
auch jene

Neugier ferne, was Namen betrifft“, antwortete Luz  
drauf.

Eigensinnig indes blieb der Onkel dabei: „Nimmermehr,  
Luz,

bringst du mich zum Verrat, und ich liefere dir niemand  
ans Messer.“

Bis zum Reißen gespannt war die Seele des armen Luz  
Holtmann.

Er hielt an sich, er wäre sonst Just an die Gurgel  
gesprungen.

Dieser ahnte vielleicht, ja, erkannte den Zustand  
des Neffen;

denn er lachte jetzt laut und schlug einen anderen Ton  
an:  
„Nichts für ungut. Ich komme ins Plappern, da spricht  
man viel Unsinn.  
Keinesweges ist das der Zweck dieser Übung, die Hefe  
aufzurühren, den häßlichen Satz in dem Becher  
des Daseins.  
Neffe, reich mir die Hand“ — er streckte die Rechte  
zu Luz hin —,  
„du bist jung und ich alt, wenn dein Leben beginnt,  
ist das meine  
aus und hin und vertan, doch freu' ich mich deiner  
Kamradschaft.  
Ungleich sind wir vielleicht auch sonst, doch ich hatte  
wahrhaftig  
Ideale so gut wie du, wenn sie heut auch dahin sind.  
Daß du hier bist, ich rechne es mir, und ich weiß, was das  
heißt, Luz.  
Es liegt nah, daß man dich mit mir in denselbigen Topf  
wirft,  
und der Topf ist voll niedrigen Schlamms, daran ist  
nicht zu zweifeln.“

Und Luz zweifelte nicht, indessen der Onkel  
so fortfuhr:  
„Warum tat ich den Sturz und brach mein Gelübde?  
Ich habe  
das Versprechen getan, mich des Alkohols ganz  
zu enthalten.  
Schriftlich habe ich's niedergelegt und es selbst  
unterschrieben.  
Und ich habe es mündlich gelobt in die Hand Schwager  
Gustavs,  
ehrenwörtlich und bei dem Geist meiner seligen Eltern.  
Warum tat ich den Sturz und brach das Gelübde  
und machte

selbst mich ehrlos? Denn was gebührt mir als höchstens  
ein Fußtritt?  
Ja, du sitztest mit einem verächtlichen Menschen  
am Tische,  
Schande ist es für dich, und Schande ist's für deine  
Mutter,  
meine Schwester, vor allem jedoch, wie gesagt, für mich  
selber.  
Vorbild sollte ich sein für den Sohn meiner Schwester.  
Du müßtest,  
Luz, aufblicken zu mir mit Verehrung, ja, und in  
Ehrfurcht.  
Schließ die Augen, mein Sohn, oder sieh ein  
abschreckendes Beispiel!

Fort, nur fort“, sprach der Onkel darauf und entfernte  
sich schwankend,  
und der Gastwirt erschien, eh er wieder ins Zimmer  
hereintrat.  
Dringend bat er, Luz möge doch seinen Herrn Onkel  
bewegen,  
fortzugehn, ihn womöglich stillschweigend nach Hause  
geleiten,  
denn er habe sonst Schererei mit dem Herrn  
Oberamtmann  
Schwarzkopp oder wohl gar am Ende noch mit dem  
Herrn Landrat,  
denn er dürfe ja geist'ges Getränk dem Herrn Onkel  
nicht reichen.

Dieser kam nun mit Poltern zurück, und er rief schon  
von weitem:  
„Warum tat ich den Sturz? Zum Satan! Ich wollte  
die Tollheit  
dieser tollen, irrsinnigen Welt nicht mehr hören  
und sehen.

Und was treibt man denn anders im Haus  
der Verwandten als Tollheit.  
Könnt' ich's ändern, ich säße nicht hier, und es geht ja  
auch dich an.  
Guter Luz, du hast damals den Kopf ungläubig  
geschüttelt,  
als ich dir von dem Anzug der Teufelsaustreiber  
erzählte.  
Nun, die Burschen sind da, bereits schon am Werk,  
und der eine  
schickt sich an, Beelzebub mitsamt dem Gehäuse  
zu schlucken:  
deutsch gesprochen, er hat bei Rat Wendland um Anna  
geworben.“ —  
„Also doch“, fuhr es Luzen heraus. — „Daran ist nicht  
zu zweifeln“,  
Just darauf, „und infolge davon ist es ebenso sicher,  
daß der haarige Kerl, dem der Bartflechtengrind  
im Gesicht sitzt,  
unter Glockengeläut und dem Beifall der ganzen  
Gemeinde,  
dieser lausige Pudel, mit Anna ins ehliche Bett steigt.

## EINUNDZWANZIGSTER GESANG

„Wo ist Just?“ fragte Luzen Frau Julie, als er nach  
Haus kam.  
Gramverzehrt und verweint war das Antlitz der Tante.  
Auch Schwarzkopp  
kam nun hastig herein mit dem Hute und fertig  
zum Ausgang.  
„Wo ist Just?“ rief auch er. Er habe im Gasthaus  
den Onkel  
angetroffen, berichtete Luz, an die Wahrheit sich  
haltend,  
und er deutete an, in welcher Verfassung. Da riefen  
beide Schwarzkopps zugleich: „Das war zu erwarten,  
ja freilich!“ —  
„Nun, sei ruhig, mein Kind“, begütigte Julien der Gatte,  
„Gott wird helfen. Ich gehe jetzt selber und werde  
das Meine  
tun, um ihn zur Vernunft und womöglich zur Einkehr  
zu bringen.“

„Gustav, alles ist hier vergeblich. Es bleibt keine  
Hoffnung.  
Was ist alles geschehn, ihn vom Rande des Abgrunds  
zu reißen!  
Immer hofften wir wieder aufs neue. Nun bin ich  
am Ende!“  
So die Tante. Allein es küßte sie Gustav und sagte:  
„Denke, Kind, was der Heiland befohlen, wir sollen  
dem Nächsten  
einmal, zweimal, wir sollen ihm hunderte Male  
vergeben...“  
Und er wandte sich wieder zum Gehen, als Luz  
ihm erklärte,  
daß zugleich mit ihm selber der Onkel das Wirtshaus  
verlassen,

daß er ihn eine Strecke begleitet, dann aber urplötzlich  
abgebogen im Anblick des Hauses und quer in die Felder  
sich geschlagen — und taub durchaus jedem bittenden  
Zuruf.

„Um so mehr noch ist Eile geboten“, sprach  
Schwarzkopf, und seine  
Schritte hallten bereits im Hausflur und dann auf der  
Treppe  
nach dem Garten. Es knirschte der Kies, und dann hörte  
man nichts mehr.

Luz bewohnte nunmehr das Zimmer allein.  
Alles Suchen  
nach dem Stubengenossen, es blieb bis zum Abend  
erfolglos.  
Es war gut so, denn Luzens Zustand war äußerst  
erbärmlich.  
Während seines Gespräches bereits mit dem Ehepaar  
Schwarzkopf  
war ein winziger Punkt ihm im Sehfeld der Augen  
entstanden,  
einer winzigen Spore vergleichbar, umgeben  
von Härchen.  
Diese Spore nahm zu und behinderte Luzen am Sehen.  
Lehnen sah er von Stühlen, mitunter auch nur ihre  
Beine,  
Köpfe, die in der Luft hinschwebten und ohne die  
Körper;  
Körper, kopflos und so nur Trümmer, bis daß er ganz  
blind ward.  
Eh die letzte der Lücken sich schloß vor dem Auge  
des Jünglings,  
war's zur Not ihm geglückt, sein Zimmer und Bett  
zu ertappen.  
Dort nun lag er, vollständig geblendet, mit wütendem  
Kopfschmerz.

Niemand fragte nach ihm, und er hatte sich keinem  
verraten.  
Dieser seltsame Zustand und Anfall war Luzen nicht  
unlieb.  
Er empfand ihn beinah wie Triumph, und sofern er jetzt  
stürbe,  
würden alle erkennen, er sei an der Liebe gestorben —  
und vor allem sie selber, die Sünderin, Anna, o Anna!

Es bewegten Gestalten sich längs des geschlossenen  
Vorhangs,  
der die äußere Welt dem Jüngling verschloß.  
Er erblickte,  
wie in hastiger Flucht, die Bilder des Fernsten  
und Nächsten.  
Oft beängstigten ihn diese Züge von farbigen Schatten,  
die der Tiefe des Raums allseitig entquollen: Gesichter,  
Herren, Damen, bald nahe Verwandte, bald vollkommen  
Fremde.  
Ihre Zahl Legion! Es war, als erschienen sie alle,  
aufgescheucht aus dem Stande der Ruhe gleich Scharen  
von Vögeln,  
die ein Schuß oder sonst ein plötzlicher Schrecken  
verstört hat.

Gut, ich sterbe, so denkt er, die hastenden Völker  
des Traumes  
tragen wehenden Krepp. Sie kommen zu meinem  
Begräbnis.  
Kaum gedacht, so erscheint ihm der liebliche Kirchhof  
von Dromsdorf  
und im Winkel das Grab Erwins, und es läuten  
die Glocken.  
Und er steht am geöffneten Grabe des Veters,  
doch dieser,

der im Sarg liegt, er steht ihm höchst seltsamerweise  
zur Seite.

Und Luz sagt: Lieber Erwin, ich bin von der nämlichen  
Krankheit

hingerafft wie du selbst, und dort tragen sie schon  
meinen Sarg her.

Lieber Vetter, ich gönne dir Anna. Es ist mir begreiflich,  
daß sie niemand als dir sich in innerster Seele geweiht  
hat,

denn du hast dir aus Liebe zu Anna das Leben  
genommen. —

Luz schrak auf und erwog, er hatte den Gymnasiasten,  
der gestorben um Annas willen, mit Erwin vermengt.  
Trotzdem war er sogleich von der nämlichen Täuschung  
befangen.

Und er sprach: Wir sind drei, die bei Annas Begräbnis  
heut trauern.

Seltsam wahrlich ist dieses Begräbnis. Erscheint doch  
die Tote

selber köstlich geschmückt, wenn auch düsteren Prunkes  
und aufrecht;

und sie schreitet einher wie die magdliche Mutter  
des Heilands,

voller Hoheit und bittersüßer, berückender Schönheit.

Und sie lächelt Luz zu auf dem Wege zum Grabe,  
und wieder,

wie schon einmal im Traum, berührt seine Seele  
das Urweh

des Entsagens, er weiß jenen ehernen Richtspruch,  
der Menschen

grausam eint, um sie dann, grausamer, für ewig  
zu trennen.

Luz erschrak und erwachte. Er hörte sich zischeln  
und flüstern.

Todesstille lag in der Luft. Ferne grollten Gewitter.



Und er horcht auf die Laute im Haus, auf das  
Brummeln und Murmeln,  
auf das Knarren der Stiege und auf das Geklapper  
der Küche.  
Denn so Schweres auch sonst geschieht, man vergißt  
nicht der Atzung.  
Das ist Onkel, er holt aus dem Keller den Wein für das  
Nachtmahl.  
Annas Schritt aber ist nicht zu hören. Es scheint,  
daß Rat Wendland  
immer noch mit dem starren Gemüt seiner Tochter  
zu tun hat.  
Oh, wie königlich ist, wie unbeugsam, so denkt er, ihr Wille.  
Blickt sie nicht so verschlossen, als hätte der Herrscher  
des Himmels  
und der Erde in ihr sein tiefstes Geheimnis versiegelt?  
Ist ihr Wesen nicht so unnahbar, als hätte sie täglich  
Gott geschaut und sei weltenferne dem Treiben  
der Menschen?  
Trotzdem wagt dies Geschmeiß, das den Adel nicht fühlt,  
sie zu knechten,  
wagt's, zu trüben den Glanz, den göttlichen, der von ihr  
ausgeht:  
und doch spaltet kein Blitz dieses Haus und legt alles  
in Asche?  
Anna! Hättest du mir dich vollkommen erschlossen!  
Ich wäre  
heute selber der rettende Blitz und wir beide geborgen.

Und er sah die Geliebte wie vordem mit Nadel  
und Weißzeug  
und durchlebte die Stunde, in der sie ein wenig sich  
aufschloß,  
damals in der Kanzlei. Da waren die formlosen Hände,  
die geliebten! Da klang ihm am Ohr das bezaubernde  
„Bitt' schön“.

Also mußte im Kreise der himmlischen Heerschar  
erklingen  
für die Ohren der Engel und Gottes das Kyrie eleison.  
Doch da war er ja wieder, der Pudel, und kreuzte  
die Straße  
hin und her, her und hin, wie ein hämischer, neidischer  
Dämon.  
Stockend schritt Luz, fortwährend gehemmt und in  
dumpfer Gewißheit,  
daß er so sein ersehnetes Ziel niemals könne erreichen.  
Als am folgenden Tag Luz Holtmann erwachte,  
empfand er  
Stärkung, blickte umher und war im Besitz seiner  
Sehkraft.  
Unberührt war das Bett Onkel Justs und er selbst  
nicht im Zimmer.  
Draußen rauschten die Gossen. Es hatte die Nacht durch  
geregnet.  
Und es regnete noch. Luz fühlte am Kopf einen  
Umschlag,  
nahm ihn fort und sann nach: wie war er dahin wohl  
gekommen?  
Sicher hatte ihn Luz sich nicht selber besorgt.  
Und da stand ja  
auch ein Glas, halb geleert und halb Limonade  
enthaltend.  
Ganz allmählich besann sich Luz Holtmann, es habe die  
Magd ihn  
gestern abend besucht. Sie hatte auch manches  
gesprochen:  
daß Frau Julie mit Tobler gebetet und ebenso Anna  
mit dem andern Apostel. Und völlig in Tränen gebadet  
sei das Mädchen ins Zimmer geflüchtet und nicht mehr  
erschienen.  
Und Luz sann. Er sann weiter und griff sich verdutzt  
an die Schläfe.

Ja, gewißlich, er hatte geträumt und ein Tohuwabohu!  
Was ihm nun im Gedächtnis erschien, konnte das wohl  
auch Traum sein?

Schlagen hatte er noch gehört die Dominaluhr.  
Wie ihm vorkam, so schlug sie unendlich. Es war ihm  
unmöglich,  
bis ans Ende zu zählen. Es mochte, so schloß er, wohl  
zwölf sein.

Überm Schlagen entschlief er und sank in die üblichen  
Träume.

Auch der räudige Hund war wiederum da  
und verlegte  
ihm die Bahn. Plötzlich aber vernahm Luz Geflüster  
und hörte  
eine weibliche Stimme, sie sagte: Herr Holtmann hat  
Fieber.

Hab' ich dieses geträumt? Doch nein, warum sollte  
die Magd nicht  
nochmals haben zum Rechten gesehn? Allein zu wem  
sprach sie? —

Diese Frage stellte ich mir auch heut nacht, eh die  
Traumflut  
überm Haupt mir aufs neue sich schloß. Doch was nun  
kam, ist seltsam.

Ich lag wach, und ich wußte nicht, wann noch wodurch  
ich erwacht war.

Totenstill war die Luft, doch mit einemmal wachte mein  
Ohr auf,

und ich hörte das Rauschen des Regens,  
der wolkenbruchartig  
in die sausenden Wipfel des dämmernden Gartens  
herabschoß.

Und ich wußte, es war jemand da, jemand bei mir  
im Zimmer.

Ihn verriet kein Geräusch, und ich konnte von ihm auch  
nichts sehen.

Jetzt erst griff ich, nach längerer Zeit, diese nasse  
 Kompressen,  
 und da habe ich ganz gewiß zweimal „Anna“ gerufen.  
 Alles schwieg. Lag ich längere Zeit, eh ich abermals  
 einschlief?  
 Ich empfand jedenfalls einen seltsam wohligen Frieden.  
 War's das niedergegangene Wetter, der Umschlag,  
 was immer —  
 jedenfalls war mein Kopfweh gelindert, und auch  
 jener Vorhang,  
 der die Sehkraft mir nahm, ich fühlte, war nicht mehr  
 vorhanden. —  
 Ja, nun weiß ich's genau: Es war Licht! Nur ein  
 knisterndes Nachtlicht!  
 Und mir hob eine Hand den Kopf, jemand gab mir  
 zu trinken.  
 Das geschah, als ich wieder erwacht. Oder war es  
 ein Traumbild? —  
 Groß erschien die Gestalt der barmherzigen Mutter.  
 Sie deckte  
 mir das winzige Licht, doch das machte um sie eine Glorie.  
 Und ich fühlte mich nie so geborgen, als da mich  
 der Atem  
 dieses mächtigen Schattens getroffen und hörbar  
 umwehte.  
 Anna? — Nein! — Wäre sie es gewesen, ich könnte nicht  
 zweifeln.  
 Also war es die Magd. Dann hätte mein Traum sie  
 vergottet.  
 Wagt' ich doch kaum zu atmen, von wortlosem  
 Staunen gelähmet  
 und zugleich so unsäglich verzückt wie zum siebenten  
 Himmel.  
 Es sei besser, so dacht' ich, daß dieses alles nur Traum sei,  
 um die bezaubernde Täuschung so lange wie möglich  
 zu halten,

als für wirklich es nehmen und dann der Enttäuschung  
erliegen. —

Nein, es war nicht die Magd, sondern war Anna

Wendland. Sie war es  
wirklich! Fühl' ich doch jetzt: die Gestalt, die so lange  
am Fenster  
stand und stumm in die Nacht hinaus sah, war sie.

Und ich wußte,  
daß sie's war, niemand sonst. Trotzdem wagte ich nicht,  
es zu glauben,  
nicht zu reden im Banne der Nacht und des seltsamen  
Hirnzwangs,  
angstvoll fürchtend, die Wundererscheinung wie Spuk  
zu verscheuchen. —

Und sofern sie es war, was dann? Was hat dieses Zeichen  
zu bedeuten? sinnt Luz. Wenn ruhlose Seelen

aus Gräbern  
sich erheben und nächtlich umhergehn und jemand  
erscheinen,  
ist es dann nicht, um Hilfe von ihm zu erleben

und Rettung  
aus dem schwefligen Pfuhl des Abgrunds? — Luz sprang  
aus dem Bette  
auf die Füße, mit beiden Händen die Schläfen sich  
pressend:

Du grundgütiger Gott, du allmächtiger, gibst du es  
wirklich  
deinen Kindern im Schlaf, also denkt er, oh, hättest  
du mich doch  
auch rechtzeitig geweckt, ich hätte mein Glück nicht  
verschlafen.

Und er knirscht, und es packt ihn die Wut

der Verzweiflung: so nahe  
war das Glück, und ich lag wie ein Sack und vergaß

es zu greifen.

## ZWEIUNDZWANZIGSTER GESANG

Also Luz. Nachdem die Entdeckung des nächtlichen  
Vorfalls  
im Gemüt sich vollendet, die erste Erregung darüber  
sich gelegt, fing er an, das Erlebnis genau zu erwägen.  
Und er sprach zu sich selbst: Sie war bei dir alleine im  
Zimmer.  
Diese Nacht ist die erste, da Onkel es nicht mit dir  
teilte.  
Du warst krank, und das hat ihr die Magd  
höchstwahrscheinlich berichtet,  
deshalb kam sie. Sie kam, um nach deinem Befinden  
zu sehen.  
Darin läge an sich nichts Besondres: doch sagt dein  
Gefühl dir,  
schwerlich hätte sie diesen Anlaß in einer Bedrängnis  
wie der ihren, in solcher Zeit ohne weitres ergriffen,  
wenn er ihr nicht gelegen gekommen! Und also:  
sie liebt dich!  
Es durchtobte den jungen Menschen ein Sturm neuer  
Hoffnung,  
als er endlich zu diesem beglückenden Schlusse gelangt  
war.

Also auf! Auf zum Kampf — warum stockt ihm jetzt  
plötzlich der Herzschlag?  
Fido kratzte ja nur an der Tür und erbettelte Einlaß.  
Unsinn, sagte Luz laut, doch das linderte nicht seinen  
Herzschmerz,  
der ihn zwang, auf die linke Brust beide Hände  
zu pressen.  
Und er öffnete nur einen Türspalt und schlug mit dem  
Stocke  
blindlings zu, daß der Pudel, getroffen, aufheulend  
davonlief.

„Bestie!“ flüsterte Luz in ihm selbst fast befremdlichem  
Jähzorn.

Und es ging ihm mit einemmal auf, wie das höllische Auge  
des dämonischen Tiers, so wie es im Traum ihn belästigt,  
Justens Auge, des Onkels, gewesen, durchaus und kein  
andres.

Justens Seele, sie schien inkarniert in dem hündischen  
Nachtmahr,  
eingesargt in den wandelnden Grind, in das schleichende  
Unflat —

und schon wieder reviert's und ging um in Luz  
Holtmanns Bewußtsein.

Luz ergriff einen Stein, in Gedanken, das Untier  
zu scheuchen;  
doch es blieb; seiner Treue verschlug weder Steinwurf  
noch Fußtritt.

Scharrend stand es, die Schnauze im Müll, oder  
schlenkerte Därme  
mit entblößtem Gebiß oder tat irgendwie seine Notdurft.

„Sei verflucht“, sagte Luz. „Du bist von dem  
nämlichen Blute  
wie der Andre, nach dem das Tintenfaß Luther  
geschleudert.“ —

Luz begab sich, bedeutend verspätet, hinunter zum  
Frühstück.

Und es hatte bereits das heimliche Wesen im Hause  
seinen Fortgang genommen. Er hatte gehofft, Fräulein  
Anna  
bald zu sehn und womöglich zu sprechen. Es war seine  
Absicht,  
ihr entschieden den Vorschlag zu tun, mit ihm eine  
Wandlung  
nach dem Kirchhof von Dromsdorf zu unternehmen.  
Er wollte

auf dem Wege sich ihr vollständig erklären, ihr Pläne  
kühnster Art unterbreiten für eine Entführung

und Rettung.

Doch einstweilen war Anna nicht sichtbar. Ihm blieb  
unbenommen,

einen Fluchtplan mit leeren Taschen und Luftschloß auf  
Luftschloß

aufzubauen nach Herzenslust, mit dem Mut der  
Verzweiflung.

Tante Julie kam, eine Bunzlauer Schüssel mit Schoten  
unterm Arm, denn sie mußte sich heut um die Küche  
bekümmern.

Unterredungen ernstester Art nahmen Anna in Anspruch,  
wie sie sagte. Mehr sagte sie nicht. Es war das, was Luz  
wußte.

Denn man hörte Gebrummel im Zimmer, das rechts lag  
vom Eingang.

Bruder Blei war darin, der Rat Wendland sowie seine  
Tochter.

Julie schien wiederum recht gefaßt, obgleich sie sehr  
blaß war.

Freilich seufzte sie oft, die Schoten ausspellend,  
und flüchtig,

wie es üblich bei ihr, ward ihr Antlitz zum Schmerze  
verändert.

Und sie fragte leichthin, ohne Aufblick zum Neffen:

„Wie geht's dir?“ —

„Danke, Tante“, sprach Luz. — „Ich höre, du hast etwas  
Kopfschmerz!“

fuhr sie fort. Und er drauf: „Nicht der Rede wert,

Tante!“ — „Du weißt doch“,

sagte sie, „daß mein Bruder noch immer nicht wieder  
zurück ist?“

Danach schwieg sie. Es hing ein schicksalbeladnes  
 schwer beklemmend herab ins Haus, und es rangen  
 die Herzen. Gewölke  
 Unwillkürlich entglitt es Luz: „Ja, ich muß nun bald  
 wieder  
 an die Arbeit.“ — „Gewiß“, sprach Julie, „das läßt sich  
 wohl denken.  
 Wann beginnt denn der Unterricht wieder in Breslau?“  
 Ich bin hier  
 lästig, falle zur Last, denkt der Neffe mit Recht, und sie  
 sagt mir  
 so sub rosa: man soll die Gastfreundschaft niemals  
 mißbrauchen.  
 Ob sie ahnete, was in ihm vorging? Beinah schien es  
 nicht so.  
 Oder wußte sie es und vermied doppelt peinlich,  
 jedweden  
 Anlaß ihm zu gewähren, womöglich sein Herz ihr  
 zu öffnen?  
 Thea kam, als die Tante gegangen. Sie war einer Klette  
 zu vergleichen und hing Luz an, wo sie ihn nur  
 erwischte,  
 ihm zur Pein! Denn es brachte ihr stürmisch-  
 wildzärtlicher Zudrang  
 ihm nur bitterer ins Bewußtsein das, was er entbehrte.  
 Und dabei hieß es Hangen und Bangen und Harren  
 in Ohnmacht.  
 Plötzlich stockte Luz Holtmann das Herz. Es befiel  
 ihn Entsetzen.  
 Fremde, völlig unmenschliche Laute erschollen im  
 Zimmer,  
 wo der Rat und der geistliche Mann und die Sünderin  
 weilten.  
 Was dort vorging, Luz wußte es nicht, und trotzdem  
 ergriff ihn

ein fast tödliches Weh, als würden in dieser Sekunde seine Jugend und alles Glück seines Daseins ermordet.

Und es stapften herein ins anstoßende Zimmer  
die Tritte  
rauh der Stiefel. Es klangen bewegte, befriedigte Stimmen:  
Bruder Bleiens verschleierter Baß und das Flüstern  
des Rates  
mit dem freudig bewegten, wohltätigen Stimmklang  
Herrn Schwarzkopps.  
Auch Frau Juliens Organ war nun deutlich zu hören,  
Luz lauschte.  
Und es sprach Bruder Blei: „Also trog meine Hoffnung  
mich doch nicht,  
Gott hat Gnade gegeben und unsre Gebete erhöret,  
ihr verstocktes Gemüt hat sich gänzlich erweicht  
und gereinigt,  
und nun scheint mir der Boden bereitet für glückliche  
Aussaat. —  
Überraschend selbst mir, mit gewaltiger Macht, kam  
die Wendung,  
diese Umkehr vom Wege der Schuld auf den Heilsweg  
der Buße.  
Die Zerknirschung ist groß, die Reue ist voll und  
aufrichtig.“ —  
Wendlands Stimme erklang: „Wie meinen Sie, Bruder,  
ich denke,  
es sei Zeit, Bruder Tobler zu rufen.“ — Es hauste  
der Bruder  
in dem Schulhaus des Orts, nicht weit vom Gehöfte  
der Schwarzkopps.  
Dort saßen zwei exemplarische Christen, der Lehrer  
und noch mehr seine Frau: dieser fehlte nur wenig zur  
Heil'gen.  
Ihrem Scharfsinn allein gelang zu ermitteln, was Anna  
überführte, sie hilflos den rettenden Richtern dahingab. —

„Ja, warum nicht“, sprach Blei, „doch möge sich Tobler  
gedulden,  
bis der läuternde Sturm ihrer Brust sich ein wenig gelegt  
hat.  
Deshalb hab' ich sie auch sich selbst überlassen,  
damit sie  
Sammlung finde, nachdem sich die Flut ihrer Seele  
geglättet,  
und im Stande der Gnade sich finde und gleichsam  
befest'ge.  
Denn die Wiedergeburt in unserm Herrn Christo  
ist wahrlich  
kein Geringes, und heißt es, den Christen im Menschen  
gebären,  
wird der irdische Leib nicht selten von Grund aus  
erschüttert.“

Plötzlich schluchzte Frau Julie auf: „Doch mein  
Bruder, mein Bruder!“  
Schmerzlich spannte sich Luzens Gehör, ja, es gab keine  
Faser  
seines Leibes, kein Glied, das nicht angespannt horchte.  
Was war das,  
dies: Mein Bruder, mein Bruder? Was hatte die wilde  
Zerknirschung  
Anna Wendlands nun wieder gemeinsam mit Onkel Justs  
Trunksucht?  
„Julchen, Julchen“, so tröstete innig der Herr  
Oberamtmann,  
„furchtbar ist diese Sünde gewiß und überaus schändlich.  
Unser Haus ist entehrt, und wir haben hinreichenden  
Grund, Kind,  
vor dem würdigen Mann, vor Ihnen, Herr Rat, uns zu  
schämen.  
Denn Sie brachten Ihr Liebstes zu uns in dem festen  
Vertrauen,

daß der Geist unsres Hauses die sicherste Hut ihm  
verbürge.  
Darin wurden Sie gröblich getäuscht. Gewiß, auch wir  
selber  
wurden häßlich und gröblich getäuscht, doch das tilgt  
unsre Schuld nicht,  
denn wir hatten die Pflicht, uns vor solcherlei Täuschung  
zu schützen.“  
Doch es dankte der Rat mit beweglichen Worten Herrn  
Schwarzkopf,  
bat ihn dringend und herzlich, doch ja nicht von Schuld  
mehr zu sprechen,  
vielmehr habe er sich einen Gotteslohn reichlich verdient,  
er sowohl als die hochverehrliche Frau Oberamtmann.  
Und er schloß: „Wie denn wollten Sie wissen, was Ihnen  
mit Anna  
für ein Geist in das Hauswesen trat? Mir war's nicht  
verborgen.“

Höll'en webten um Luz. Es war eine grünende Hölle  
draußen, die durch das Fenster mit Wiesen und Wipfeln  
hereinsah.  
Überflüssig und fremd, ja störend erklangen die Stimmen  
der gefiederten Säng'er, aufreizend das Rufen  
des Kuckucks.  
Seelenlos, ohne Anteil und vollständig fühllos erwies sich  
dieser Frühling, dem man die Kraft zur Beseligung  
nachrühmt:  
Hätte ich nie diesen Frühling erlebt, wär' ich niemals  
geboren!

Wie war Luz in die atlasgefütterte Kutsche geraten,  
neben Schwarzkopf? Sie rollte bereits, von zwei Gäulen  
gezogen,  
langsam fort über Land unterm lerchendurchjubelten  
Himmel.

Dumpf und heiß war der Raum, trotzdem man die  
Fenster geöffnet.

Wie war Luz in den Wagen gelangt, und wohin ging  
die Reise?

Mit der Wahrheit gesprochen: es hatte ihn Schwarzkopp  
höchst dringlich

aufgefordert, ihn bei der Suche nach Just zu begleiten.

Wollte er nur bei der peinlichen Fahrt den Begleiter  
nicht missen

oder Luz aus dem Hause entfernen, damit sich ein Etwas  
dort in Ruhe und ohne sonst mögliche Störung vollzöge?

Oder lag ihm daran, aus Gründen, die er geheimhielt,  
seinen Neffen nicht aus den Augen zu lassen?

Wer weiß es?

## DREIUNDZWANZIGSTER GESANG

Ehe man abfuhr und noch an der Haustür erschien  
Bruder Tobler,  
käseweiß im Gesicht überm apostolischen Vollbart,  
seine Nase war weiß, und es zuckten ihm bläulich  
die Lippen.

Tobler blickte voll Demut und Angst empor zu Herrn  
Schwarzkopp,  
eine brennende Frage im Auge, die aber nicht laut ward,  
durch die Gegenwart Luzens gehemmt und im Busen  
gebunden.

Dennoch hatte Herr Schwarzkopp die Frage verstanden.  
Er sagte:  
„Lieber Bruder, es scheint, daß der Herr Ihre edele  
Absicht  
segnen will. Man erwartet Sie drin, und so seid Gott  
befohlen!“

Und es war Luz nicht anders, als schleppte man ihn  
auf den Richtplatz  
und es warteten Schwert oder Galgen auf ihn.

Onkel Schwarzkopp,  
was er immer auch ahnte, er konnte unmöglich ermessen,  
ganz ermessen, wie schlimm es um Luz, seinen Neffen,  
bestellt war.

Noch bis jetzt hatten beide kein Wort miteinander  
gewechselt,  
hin und her auf dem ausgefahrenen Feldweg geschüttelt.  
Endlich aber begann der Onkel und sagte verdrießlich:  
„Noch zu allem unsagbaren Kummer, den Just uns  
bereitet,  
scheint er förmlich darauf erpicht, jede Wendung  
zum Bessern  
zu durchkreuzen. So traf heute morgen dies Telegramm  
ein,

drin Graf Heuer mich bittet, dem Schwager zu sagen,  
er habe  
unter zwanzig Bewerbern den Posten für ihn reserviert.  
Heut ist Freitag. Am Montag schon soll er die Stelle  
beziehen.“

Darauf schwieg er, und ebenso schwieg auch sein Neffe,  
Luz Holtmann.  
Doch nach einiger Zeit begann Schwarzkopp wieder  
und sagte:  
„Ohne Gott ist kein Segen, so wenig im Diesseits  
wie Jenseits.  
Das hat Just zu erfahren gehabt, doch er kommt nicht  
zur Einsicht.“ —  
„Warum gibt ihm denn Gott nicht die Einsicht“, sprach  
Luz, „lieber Onkel?“ —  
„Das sind Fragen“, drauf jener, „auf welche zu  
antworten schwer ist,  
ja, sie geht über Menschenvernunft, und wir fallen  
in Sünde,  
wenn wir etwa mit Hartnäckigkeit auf der Lösung  
bestehen.“  
Wieder schwieg man, denn Luz, gepreßt in die Kutsche,  
war dennoch  
fern von ihr und in Höllen gesperrt. Dorten ward er  
gemartert,  
ward mit glühenden Zangen gezwickt und stieß  
gräßliche Schreie  
aus der Brust, die der Onkel, ihm körperlich nah, doch  
nicht hörte.  
„Ist dir etwa nicht wohl, lieber Luz?“ fragte dieser ihn  
endlich. —  
„Ganz, ganz wohl“, sagte Luz. „Nur war ich die Nacht  
ziemlich schlaflos.“ —  
„Das Gewitter natürlich“, sprach Schwarzkopp, „das  
sonst ja sehr not tat.“

Er versuchte zu lachen: „Nun, Luz, bald bist du ja wieder  
mittendrin in dem Dienste des Schönen und kannst dich  
den Künsten  
wieder widmen, statt hier, bei den armen Verwandten,  
verbauern.“  
Und Luz atmete tief und dachte: Was soll ich erwidern?

Dem Verborgenen kam der Gedanke, noch mehr  
zu verbergen  
das Verborgne und so hinter jenes Verborgne zu kommen,  
das er ahnungsweise begriff, jedoch ohne Bestät'gung.  
Und er fragte, als sei er durchaus unbeteiligt:

„Ist's richtig,  
daß Bruder Tobler dran denkt, trotz des Vorfalls mit  
Onkel, um Anna  
anzuhalten, will heißen, mit ihr in die Ehe zu treten?“  
Leicht befremdet sah Schwarzkopp ihn an. „Ach, du  
weißt von den Sachen!  
Nun, so kannst du ermessen, wie groß diese Prüfung von  
Gott war.

Denn es fällt ja doch auch auf uns der Schatten  
der Schandtat.  
Unverdient für uns alle nun hat der allgütige Vater,  
ja, man sage getrost, seinen Engel gesendet, um endlich  
die hauptsächlich Betroffene zu sich und zum Guten  
zu leiten:

Bruder Tobler! — Es ist Bruder Tobler seit mehreren  
Jahren  
Witwer. Bei der Geburt eines Kindes verlor er die  
Gattin.

Dieses Kind aber lebt. Es ist unter sechsen das jüngste,  
während das ält'ste, ein Knabe, das siebente Jahr  
überschritten.

Bruder Tobler nun war eines Tags zu Besuch bei Rat  
Wendland.  
Tobler hatte schon oft und in heißen Gebeten inständig

Gott ersucht, daß er ihm doch womöglich mit deutlichem  
Hinweis  
sage, was inbetreff der Waisen, der Kinder, zu tun sei.  
Ist er selber, der Bruder, doch meistens auf Reisen  
und kann nichts  
andres tun, als die Kinder daheim Gott dem Herrn  
zu empfehlen.  
Und er hat überdies eine ältliche Frau zu besolden,  
die, soviel sie auch koste, sagt Tobler, den Kindern nur  
gram ist.  
Als er nun, wie gesagt, um Rat Wendland und seine  
Familie  
in der Hoffnung auf Christum zu stärken, bei jenem  
zu Gast war,  
gab ihm Gott einen Wink: er solle nicht länger mehr  
ledig  
bleiben, solle nicht um die verewigte Gattin mehr  
trauern.  
Diese selber erschien ihm des Nachts, und sie sagte,  
es habe  
ihr die heilige Trinität selbst den Auftrag erteilet,  
ihm, dem einstigen Gatten, die älteste Tochter Rat  
Wendlands  
zu empfehlen: sie sei nach dem Willen des Höchsten  
erkoren,  
Mutter ihrer mit Tobler gezeugeten Kinder zu werden  
und, so schloß die Erscheinung, dem einstigen Gatten  
ein Eheweib.“

Und der Onkel fuhr fort: „Diese Eingebung hatte zur  
Folge,  
daß sich Tobler verpflichtet hielt, ihr genau  
zu entsprechen.  
Er eröffnete sich schon am folgenden Morgen Rat  
Wendland.  
Lange haben sie dann miteinander gebetet, und endlich

kam Gewißheit in sie, daß die nächtliche Stimme  
von Gott war.  
Und auch Anna, sie hat sich gebeugt und erkennt diese  
Stimme  
nun als das, was sie ist, und erwartet in Demut  
ihr Schicksal “

Werde ich dies überstehn? dachte Luz, als im  
dämmernden Abend  
Rosen wieder sich nahte die Kutsche. Es schlief jetzt  
der Onkel.  
Eine Reihe von Dörfern war abgefragt, und man hatte  
Onkel Just wohl gesehen, doch wußte man nicht,  
wo er hin war.  
Seine Spur ging von Gasthaus zu Gasthaus. Es hatten  
die letzten  
seine Zeche mit Kreide gebucht; denn er hatte kein Geld  
mehr.  
Diese Kreide ward ausgelöscht durch die Börse Herrn  
Schwarzkopps,  
aus Glasperlen, gestickt, mit dem Kreuze geschmückt  
von Frau Julie.  
Und es röchelte schwer und schnarchte der Herr  
Oberamtmann,  
Schweiß entrollte der Stirn, und er stammelte  
traumhafte Worte,  
wie sie Kummer und Sorge des Tages im Schlafe ihm  
eingab.  
Plötzlich scheuten die Pferde ein wenig. Der Kutscher  
hielt stille,  
kroch vom Bocke und sagte, ans Fenster getreten:  
„Da liegt was!“  
Luz stieg aus. Doch der Schläfer schlief weiter den Schlaf  
des Gerechten. —  
Und man sah einen Klumpen, gelagert im grauenden  
Zwielicht

in der Mitte des Wegs, einer breiten, vergraseten Straße;  
tot und wenig benutzt schien die grade Allee, und so  
hatte  
wohl schon lange der Klumpen inmitten der Gleise  
gelegen.

„Und was meint Ihr denn nun, was es ist?“ fragte Luz  
jetzt den Kutscher.

Drauf der zahnlose Knecht: „Nu was denn, 's wird halt  
a Mensch sein.“

Wirklich war es ein Mensch. Luz fror. Es gingen ihm  
Ströme

Eises kalt durchs Gebein. — Nun genug: dieses war  
der Gesuchte! —

Schnarchend lag er, ein atmender Tod, in dem eignen  
Gespeie,

überkrochen und rings umsummt von Dungkäfern  
und Fliegen.

Mühsam lud man ihn auf, diesen Unflat, den einen  
der Sieger,

den sich Eros gekrönt, und brachte den Ärmsten nach  
Dromsdorf,

wo der freundliche Lehrer, Herr Krause, sich seiner  
erbarmte,

erst ihn wusch und ihn dann auf dem Bett  
in der Kammer allein ließ.

## VIERUNDZWANZIGSTER GESANG

Alle schliefen, als Onkel wie Neffe ins Gutshaus  
zurückkam.  
Dieser legte sich nieder, zerschlagen, und doch war sein  
Bette  
ihm ein glühender Rost. Und er schloß bis zum Morgen  
kein Auge.  
Wieder jagten sich Bilder des Tags in dem Raum seiner  
Seele.  
Doch vor allem erschrak er bei jedwedem Knacken  
des Holzes,  
denn er war so verblendet zu hoffen, es könne sich Anna  
nochmals zeigen, von Reue und inniger Liebe getrieben.  
Doch es blieb bis zum Morgen die Stille des Grabes  
im Hause.  
Luz erhob sich und ging ins Freie mit Aufgang der Sonne,  
denn es litt ihn nicht mehr auf dem Foltergestell seines  
Lagers.  
Und es zog Luz hinaus in die Felder. Ein wenig geöffnet  
stand das Fenster im Raume der schönen E Levin. Es durfte  
durch die Spalte einströmen die Luft und die Liebste  
umfächeln.  
Bald betrat er die Kirschenallee in der Richtung auf  
Dromsdorf.  
Dorthin zog's ihn. Ich habe dich neu in die Seele  
geschlossen,  
Erwin, schuldloses Kind, denn du bist nun nicht mehr  
mein Rivale,  
also denkt er. Auch sonst: ihn dürstet nach Reinheit  
und Unschuld.  
Oh, wie hatte er doch mit Ehrfurcht die Stunde erwartet,  
wo das dunkel Gefühlte sich endlich ihm würde  
entschleiern,  
jenes höchste Geheimnis, die mystische Weihung  
der Liebe.

Und sie hatte sich ihm offenbart in vollkommenster  
Reine,  
Paradiese dem Jüngling gezeigt und ihm wieder  
entzogen,  
daß er nun ein Verstoßener war in den Bulgen  
des Daseins.  
Und er watete fort durch den sumpfigen Unrat  
des Lebens.  
Nein, da winkte ja schon in der Ferne das Kirchlein von  
Dromsdorf,  
und beim Anblick allein umwehte ihn seltsam der Friede.  
Oh, da war ja die Bank und die Hütte, hier hatte ja Anna  
ihn zu einem Maß Kirschen genötigt und mit ihm  
gegessen.  
Einsam war es. Kein Mensch in der Nähe. Er küßte  
inbrünstig  
jede Stelle, die Anna berührt, und dann ließ er sich  
nieder,  
um, den Kopf auf dem Tisch, in wilder Verzweiflung  
zu weinen.  
Und er küßte das Tor, als es endlich erreicht war,  
des Kirchhofs,  
wo er jene Erscheinung gehabt von dem kommenden  
Cherub.  
Und sie hatte ihn doch geliebt, ihn allein, rief sein  
Innres.  
Oh, was hätten wir doch für ein seliges Leben begonnen!  
Oh, du schleichender Wicht, Onkel Just, o ihr Stillen  
im Lande!

Und er trat an das Grab, wo der Strauß Fräulein Annas  
im Efeu,  
ganz vertrocknet, noch stak; und er kniete und preßte  
sein Antlitz  
tief hinein in das raschelnde Stroh zwischen geilendem  
Efeu.

Lange stand er danach und erzählte dem seligen Knaben,  
dem Gespielen, umständlicher Weise sein schmerzvolles  
Schicksal.

Stärker hatte er nicht geweinet und heißere Tränen  
nicht vergossen, als Erwins Sarg in die Grube versenkt  
ward.

Freund, du hast dir das bessere Teil in den Himmeln  
erwählet!

Deutlich war zu erkennen, daß Tobler mit Anna  
verlobt war,  
als sich Luz um die Mittagsstunde im Gutshause  
einfand.

Und es wurde ihm auch durch Frau Julie und  
Schwarzkopp bestätigt.

Tobler durfte es wagen, ihr zuzunicken, er durfte  
ihren Scheitel sowie ihren köstlichen Nacken berühren.  
Deutlich konnte man sehn, wie der Mann seines Kaufes  
höchst froh war.

Und die Stunde des Abschieds ist da. Vor der Tür  
steht der Wagen.  
Regen nieselt, der Himmel ist grau wie der herrschende  
Alltag.  
Die Effekten hat Luz auf den Kutschbock gestellt,  
und er wartet.  
Wie so ganz ohne Sang und Glanz, denkt sich Luz,  
ist mein Abschied.  
Fühllos geht man dem Alltage nach. Es scheint niemand  
zu ahnen,  
daß man hier einen tödlich verwundeten Menschen  
hinausstößt  
in die Wüste der Welt, wo nicht einmal mehr Wasser  
und Brot ist.  
Wo ist Anna? Sie zeigte sich nicht. Und Luz nimmt einen  
Anlauf,



würde ihm das Bewußtsein entwendet, es sei auch  
in Anna  
höchsten Daseins Erfüllung in köstlicher Knospe  
zerstöret.  
Denn er glaubte dies eine verstanden zu haben  
mit Hellsicht:  
die den Gymnasiasten einst trieb in den Tod ohne  
Absicht,  
die sich Sünderin fühlte zudem und als solche geachtet  
und verachtet, sie wollte die Reinheit in ihm nicht  
besudeln,  
und je heißer und reiner sie liebt', erst recht um so  
wen'ger.  
Tobler blickte ihn an mit verstohlenen Blicken  
und forschend,  
doch nicht anders, als wär' er ein seltsames Tier und  
gefährlich.  
Ob er Witterung hatte von etwas? Wer sollte das  
wissen?  
Doch da sagte Frau Julie laut: „Wo bleibt denn nur  
Anna?“  
Tobler aber: „Frau Schwarzkopp, wir haben schon  
Abschied genommen.  
Walte sie ruhig im Kreis ihrer Pflicht, denn das ist mir  
am liebsten;  
wird das Leben, das ihrer einst wartet, doch Gleiches  
verlangen.“  
Der Apostel war noch nicht zu Ende mit Reden,  
da stand sie  
neben Julie und blickte hinein in den Wagen. O Augen,  
meerfarb schillernd, denkt Luz, wem denn gilt euer  
Blick? Und es steigt ihm  
Urschmerz wild aus der Seele empor, als er wieder  
die Hände,  
die anklagenden Hände, erblickt dieses schönsten  
Geschöpfes,

rauh und plump und entstellt und durch Höringenmühsal  
gehärtet.  
Und es wechselt sein Blick durchdringend von dort  
in die Augen  
Toblers. Untertan sei dem Manne das Weib, eine Sklavin  
brauchst du für deinen Wanst, deine Kinder und für  
deine Geilheit!  
denkt er. Tobler blickt weg, er kann diesen Blick nicht  
ertragen.  
Und der Wagen rückt an. Ade! Räder knirschen im  
Kiessand.  
Eine glühende Kugel steigt Luz in den Hals, und sie  
brennt ihn  
furchtbar. Nun, was ist das? Ade! — Doch sie liebt dich,  
sie liebt dich!!  
will es jubeln in ihm. Denn sie liegt in den Armen Frau  
Juliens,  
ihres Stolzes vergessend, von maßlosem Schluchzen  
geschüttelt. —  
Und ihm kommt die Erleuchtung: Nicht Tobler, der  
ganz ungerührt bleibt,  
gilt der mächtig ausbrechende Schmerz, nicht dem  
flüchtigen Abschied,  
nein, dem Abschied auf ewige Zeit  
und auf Nimmerbegegnen.

# PHANTOM

## AUFZEICHNUNGEN EINES EHEMALIGEN STRÄFLINGS

Begonnen im November 1915, fortgeführt im Februar 1918 in  
Aagnetendorf, beendet im Sommer 1921. Erstveröffentlichung in der  
„Berliner Illustrierten Zeitung“ 1922.

Copyright 1922 by Ullstein Ag. in Berlin.

Meine Frau hat mir das kleine Zimmerchen in der Frontspitze eingerichtet; darin sitze ich nun. Gegenüber rauscht der Dorfbach unter Eschen und Weiden. Ich höre unter mir die Schelle des Kramlädchens, das meine Frau versorgt. Es geht gut und ernährt uns vollkommen bei bescheidenen Ansprüchen.

Ich werde aber noch etwas anderes anfangen müssen. Erstlich bleibt mir freie Zeit, alsdann habe ich geistige Bedürfnisse. Übrigens ist mir sehr wohl, und ich fühle mich wie in Abrahams Schoß.

Ich rauche Pfeife. Das kostet mich so gut wie nichts, denn wir haben den Knaster im Kramladen. Rauchen belebt die Phantasie. Es macht zugleich ruhig. Ich gewinne zum Beispiel dadurch die Fähigkeit, gleichzeitig einen Zustand angenehmer Muße zu empfinden und mit der Feder meine Gedanken aufzuzeichnen. „Schreibe doch“, sagt übrigens meine Frau, „es kann ja möglicherweise ein Buch daraus werden.“

Ich schreibe alles ganz einfach so hin, was mir durch die Seele geht.

Wenn es mir übrigens gelänge, ein Buch zu machen, warum sollte ich nicht auch ein zweites, ein drittes schreiben können? Dann wäre ich Schriftsteller. Auf die natürlichste Weise hätte ich dann die gesuchte Nebenbeschäftigung gefunden.

Dieses Haus, das mein Schwiegervater vor einem halben Jahr gekauft hat mitsamt dem Kramlädchen, hat ja auch der Witwe eines ähnlichen Menschen gehört. Sie hieß Frau Wander. Wander war Schullehrer und hatte wegen gewisser Ansichten seinen Posten aufgeben müssen. Er fand nach langem Umherirren, wie ich, dies Asyl und darin sein Auskommen. Seine Lebensarbeit, die er möglicherweise in demselben Zimmer begonnen und vollendet hat, ist ein fünfbändiges deutsches Sprichwörterlexikon.

Ich bin hier vorläufig unbekannt. Meine Frau und mein Schwiegervater haben dies Dörfchen im Hirschberger Tale ausgesucht, weil sie nicht wollten, daß immerfort Anlaß gegeben würde, über meine „Irrfahrten“ zu reden, aber auch aus dem Grunde, um mich aus einer Umgebung zu bringen, die auf Schritt und Tritt in mir Erinnerungen wecken und wachhalten müßte.

Da fällt mir ein: bin ich nicht eben dabei, ihre Absicht zu durchkreuzen?

Ja und nein.

Wenn ich hier über mein Schicksal nachdenke, einen Überblick meiner Vergangenheit zu gewinnen suche und mich bemühe, alles mir Denkwürdige mit Wahrhaftigkeit aufzuzeichnen, so ist dies unter anderem der Versuch, mich aus dem Banne der Erinnerungen freizumachen, und ganz etwas anderes, als unfreiwillig wieder in ihren Bann zu geraten, was wahrscheinlich in Breslau geschehen würde.

Ich wünsche die Stadt nie wiederzusehen.

Vielleicht würde man nach Geschehnissen, wie ich sie hinter mir habe, nicht mehr leben können, wenn nicht alles Vergangene tatsächlich unwirklich wäre. Vergangenes wirkt nun einmal in keinem Falle mehr mit der Kraft der Wirklichkeit. Ich muß mit großer Gelassenheit, Geduld und Sorgfalt vorgehen, wenn ich die einzelnen Umstände meines großen Erlebnisses überhaupt noch in meinem Geiste hervorrufen will. Die letzten natürlich sind die lebendigsten, während alle die, welche vor meinem Eintritt ins Zuchthaus liegen, weit weniger deutlich und trotzdem weitaus wichtiger sind.

Ich habe sechs Jahre, vier Monate und einundzwanzig Tage im Zuchthause gesessen. Das ist eine harte Tatsache, die ich lieber gleich hinsetzen will. Es wäre mir mehr als unangenehm, Leser durch ihr Verschweigen

erschlichen zu haben, wenn wirklich einmal aus meinem traumhaft entschwundenen Erlebnis ein fertiges Buch geworden sein sollte. Es bleibt dann Tatsache und werde hiermit ausdrücklich betont, daß sein Verfasser im Zuchthaus gesessen hat.

Ich würde diese Zeilen ganz gewiß nicht schreiben, ja ganz gewiß nicht mehr leben, wenn nicht meine heutige Frau Marie, geborene Starke, gewesen wäre. Starke ist ein verbreiteter Name. Es liegt aber nahe, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß meine heutige Frau nicht nur Starke heißt, sondern eine Starke ist, obgleich sie rein äußerlich ein sanftes und freundliches Wesen auszeichnet. Mein Schwiegervater war Buchbinder. Ist seine Tochter stark gewesen, so hat sie an ihm noch außerdem und jederzeit eine starke Stütze gehabt.

Mein Schwiegervater ist achtzig Jahr'. Er verkauft unten im Laden. Er ist ein bewunderungswürdiger Mann.

Wir haben hier im Dorf einen seltsamen Schulmeister: getaufter Jude, Dr. Levin. Sein Vater war in Berlin Bankier und sehr wohlhabend. Man sagt, daß Dr. Levin auf den größten Teil seines Vermögens zugunsten seiner Geschwister verzichtet hat. Er war Staatsanwalt und sollte zum Oberstaatsanwalt avancieren, als er absprang und nach entsprechender Vorbereitung sich hier als Volksschullehrer anstellen ließ. So konnte er, wie er sagt, sein soziales Gewissen beruhigen. Aus Gefälligkeit bindet mein Schwiegervater für Dr. Levin noch hie und da Bücher ein.

Ich habe Dr. Levin gelegentlich dies und das aus meiner Vergangenheit mitgeteilt. Er bestärkt mich darin, es aufzuschreiben.

Er hat ein behagliches Arbeitszimmer im Giebel des Schulhauses eingerichtet. Als ich ihm neulich einige Bücher gebunden zurückbrachte, hielt er mich fest. Ich

mußte mit ihm eine Zigarre rauchen und Kaffee trinken. Da habe ich ihm das Bild gezeigt.

Meine Frau weiß von dem Bilde nichts.

Ich habe dies Bild von Melitta erhalten.

Als nämlich meine Beziehung zu Melitta in voller Blüte stand, hatte ich ihr in einer vertraulichen Stunde meine Schwäche für Veronika Harlan, die Eisenhändlerstochter, mitgeteilt. Melitta war gutartig. Eines Tages ließ sie sich photographieren und sah im Atelier des Photographen dies Bild. Es war ihr nicht schwer, ihn zu überreden, es ihr abzulassen, da sie das Kinderköpfchen darauf so überaus schön fände. Auch Dr. Levin fand es überaus schön.

Es ist schön, jawohl, doch hat es Gott sei Dank keine Gewalt mehr über mich.

„Keine Gewalt mehr über mich.“

Diese Behauptung muß modifiziert werden.

Heute bin ich mit Gottes Hilfe ein kerngesunder Mann. Diese Gesundheit habe ich in den Jahren der völligen Einsamkeit in meiner Gefängniszelle und in der Folgezeit erlangt, wo ich durch Freundlichkeit des Direktors in der Anstaltsbibliothek beschäftigt wurde. Ich konnte da auch meine Bildung vervollständigen.

Da ich kerngesund bin, hat das Bildchen keine Gewalt mehr über mich. Als das Urbild dieses Bildchens seine Gewalt über mich antrat, war ich achtundzwanzig Jahre alt und, weil kränklich von Kindesbeinen an, dem Wesen nach älter. Von Jugend auf bin ich kränklich gewesen, sagte ich; wirklich krank wurde ich ungefähr in meinem zweiundzwanzigsten Jahr. Ich hustete viel und hatte dabei mehrere Jahre lang jedesmal Blut im Taschentuch. Das hatte sich übrigens verloren, als meine seelische Krankheit begann.

Man sagt, daß die früher sogenannte Auszehrung, also das Lungenleiden, das Liebesleben steigere. — Aber

darauf kann ich vielleicht später zurückkommen. Es ist übrigens eine Angelegenheit der ärztlichen Wissenschaft, festzustellen, inwieweit Körper auf Seele zu wirken vermag.

So viel glaube ich sagen zu können, daß, als der Funke in meine Seele fiel, sich in Seele und Körper ein ungeheurer Brennstoff angesammelt hatte.

Was war das nun für ein Funke, und von welcher Herkunft war dieser Funke? Da hätte ich nun die Wahl, ihn entweder aus himmlischem oder aus höllischem Feuer bestehen zu lassen, seine Herkunft aus Himmel oder Hölle abzuleiten. Eigentlich, wenn ich noch in der Lage wäre, mit diesen Begriffen zu operieren, hätte ich keineswegs die Wahl. Da nämlich aus diesem Funken ein wahrer Höllenbrand entstanden ist, könnte ein Christ niemals zugeben, es sei ein himmlischer Funke gewesen. So hat es denn auch der Anstaltsgeistliche, Pastor Walkmüller, einen höllischen Funken genannt und es dann natürlich sehr leicht gefunden, alle schrecklichen Folgen für mich und andere aus dieser Brandstiftung des Satans abzuleiten.

Eine solche Vereinfachung würde der Wahrheit, die mein Zweck ist, nicht dienlich sein.

Ich habe soeben das Bild der dreizehnjährigen Eisenhändlerstochter wiederum aufmerksam betrachtet und muß sagen, daß es von berückendem Liebreiz ist. Jungfrau, Mutter, Königin! würde der Altmeister sagen. Schlechterdings ein Gnadenbild. Es würde nicht wundernehmen, wenn man von nah und fern zu ihm wallfahrtete.

Ein rechtgläubiger Katholik könnte einwenden, der Teufel habe sich wohl auch gelegentlich in seiner List sogar der ahnungslosen Mutter Gottes bedient, um Seelen ins Verderben zu locken.

Wenn ich also sagte: das Bild hat keine Gewalt mehr über mich, so meine ich, es hat im Sinne des Mißbrauches durch den Teufel keine Gewalt mehr über mich.

Ich will den Satan hiermit verabschieden; ihn nochmals zu bemühen, wird, wie ich hoffe, nicht nötig sein.

Ich bin einfach durch einen Brand gleichsam in Asche gelegt worden, weil ich dem Einbruch des göttlichen Feuers gegenüber nach meinem Maulwurfsdasein völlig wehrlos gewesen bin.

Insofern aber, als dieses Bildchen der Abglanz des göttlichen Feuers ist, hat es noch heute Gewalt über mich und wird sie bis an mein Ende behalten.

Ich habe Veronika Harlan zuerst erblickt, als ich, ein armer Magistratsschreiber, eines Mittags wie gewöhnlich nach Hause ging. Vor dem Breslauer Rathaus steht die Staupsäule. Es sind Ringe daran, an denen das Kind sich zu schaffen machte. Man schrieb den achtundzwanzigsten Mai, ein Datum, das ich aus vielen Gründen begreiflicherweise nicht vergessen kann. Trotzdem die Passanten aufmerksam wurden, konnte die Gouvernante das Interesse des Kindes nicht von der Staupsäule ablenken. Sie versuchte mehrmals, das auffällig schöne Geschöpf mit dem offenen safrangelben Haar von den Stufen herabzulocken. Es gelang ihr nicht. Ich weiß nur, daß mir der Hut vom Kopfe flog — es hatte mich jemand angestoßen — und wie das Kind deshalb in ein unwiderstehlich herzliches Lachen geriet.

Ohne das Erlebnis dieses Augenblicks würde ich wahrscheinlich noch heute bürgerlich unbescholten sein, und es wäre mir Leiden über Leiden erspart geblieben. Aber ein Sprichwort, freilich kein deutsches, aus der Sammlung des ausgezeichneten Wander, sagt: Noch das eigene Leiden ist einem teurer als fremdes Glück! Und wenn ich gefragt würde, ob ich an jenem Morgen das scheinbar so harmlose, doch so folgenschwere Erlebnis lieber nicht gehabt hätte, so müßte ich antworten:

Ich will lieber mein Leben als dieses Erlebnis hergeben.

Dieses Bekenntnis würde meinen ehemaligen Richtern mit dem Ausdruck tiefster Verstocktheit, einem Mann von Weltverstand mit dem Ausdruck höchster Narrheit gleichbedeutend sein. Lebe ich so lange und behalte ich Lust und Fähigkeit, bis alles gesagt ist, was ein rundes und vollkommenes Bekenntnis rund und vollkommen macht, und lesen es dereinst meine Richter, so könnte es sein, daß sie ihre Meinung ändern. Sie werden vielleicht erkennen, wie schief, wie lückenhaft, wie unwahr mein in den Protokollen befindliches Geständnis im Grunde ist. Dagegen wird der Mann von Weltverstand, der mich schon jetzt für närrisch erklärte, seine Meinung am Schlusse für bestätigt erachten. Ich selbst, sofern ich über meine Aufgabe nachdenke, obenhin nachdenke allerdings, kann nicht umhin, sie darin zu sehen, die Geschichte eines Dummkopfes, eines Narren und eines Verbrechers ineinanderzuflechten.

Freilich hoffe ich, indem ich dies tue, mich über den Dummkopf, den Narren und den Verbrecher erheben zu können — oder sagen wir, alle drei abzuschütteln.

Um etwas von meiner Herkunft zu sagen:

Mein Vater war Zollkontrolleur, er hatte die Kontrolle der Schnapsbrennereien unter sich. Bei diesen Gelegenheiten wurde er viel traktiert und war eines Tages zum ausgesprochenen Potator geworden.

Da er selten zu Haus war, von Berufs wegen herumreisend und auf Gasthäuser angewiesen, ging neben den Diäten der größte Teil seines Einkommens drauf. Hätte ihn nicht zur rechten Zeit der Schlag getroffen, hätte man ihn möglicherweise aus dem Amt gejagt, und Mutter hätte die Pension eingebüßt. Mehrmals hatte sie bereits Fehlbeträge der Kasse gedeckt, wozu sie einmal die nötige Summe bei Tante Schwabe — was eine saure Arbeit war — erbetteln mußte.

Das Leben meiner Mutter war schwer.

Durch den Vater vollkommen enttäuscht, fast vollkommen verlassen und vollkommen unglücklich gemacht, hielt sie sich, wie es in solchen Fällen geht, an die Kinder. Sie hatte zwei Söhne und eine Tochter. Ich war der Älteste. Solange mein Bruder und meine Schwester, die jüngste unter uns, Kinder waren, ging es soweit ganz gut. Als sie das siebzehnte, achtzehnte Jahr überschritten hatten, zeigte es sich, daß man sich an sie durchaus nicht weiter halten konnte. Das war zu der Zeit, als meine Mutter bereits im fünften Jahr Witwe war.

Es bestand immer ein ganz besonders gutes Verhältnis zwischen meiner Mutter und mir. Wann es begonnen hat, weiß ich nicht. Ich glaube, sehr früh. Es bestand bereits, als ich merkte, daß mich mein Vater nicht leiden konnte. Da er auch meist mit meiner Mutter im Kampfe lag, schloß ich mich naturgemäß an sie an.

Ich vermag nicht zu sagen, wann ich ihr erklärter Liebling wurde. Es muß schon vor dem Tod des Vaters gewesen sein. Sie nannte mich damals schon oft ihren einzigen Trost. Später, als ich bei einem Rechtsanwalt Schreiber geworden war und ihr jeden Ersten das volle Gehalt in die Hände legte, hörte ich sie nicht selten sagen, daß ich ihre einzige Stütze sei.

Die Wohnung, welche wir nach dem Tode des Vaters bezogen, lag im ersten Stock eines altertümlichen Häuschens der Taschenstraße. Wir haben sie bis zum Eintritt der Katastrophe, also etwa acht Jahre lang, innegehabt. Sie war sehr klein, sehr dunkel, aber trotzdem nicht unbehaglich. Solche altväterischen Bürgerhäuschen mit ihren kleinen Fenstern und niedrigen Stuben haben meist einen großen Reiz. Ich dachte nichts anderes, als daß ich gemeinsam mit meiner Mutter diese Gelasse bis ans Ende unserer Tage bewohnen würde.

Ich nahm in dem kleinen Haushalt die Stelle des Vaters, die Stelle des Hausherrn ein. Bedeutend älter als

meine Geschwister, war ich schon darum für sie eine Autorität. Es wurde mir aber überdies bei jeder Gelegenheit in Gegenwart der Geschwister die väterliche Gewalt über sie von der Mutter attestiert. Sie fiel auch darum an mich, weil ich lange Zeit der einzige Verdienner war. Als mein Bruder und meine Schwester gelegentlich ebenfalls etwas verdienten, haben sie doch niemals auch nur einen roten Heller an meine Mutter abgeführt.

Die väterliche Gewalt habe ich meines Wissens niemals mißbraucht.

Aus Schonung für meine Lungen und meinen Kehlkopf hatte ich mir eine leise Sprechweise angewöhnt. Sie ist mir zur zweiten Natur geworden. Deutlich steht es mir noch vor der Seele, wie bei der Verhandlung mir mehrere unter den Herren Geschworenen: „Lauter! Lauter!“ zuriefen. Diese verhaltene Sprechweise habe ich im Verkehr mit meinen Geschwistern, auch wenn ich sie zu ermahnen oder zurechtzuweisen hatte, nie zu beschleunigen oder verstärken brauchen. Ich darf sagen, ich genoß bei ihnen eine mit Bewunderung gemischte Achtung, eine so unbeschränkte Autorität, wie sie selbst mein Vater niemals besessen hatte.

„Du solltest Lehrer werden, besser, du hättest sollen Lehrer werden“, sagte meine Mutter zuweilen, wenn sie bemerkte, wie ich mir mit meinen Geschwistern Mühe gab und ihnen Geschichtszahlen, Bibelsprüche und dergleichen abhörte. Ich unterliege gewiß keiner Selbsttäuschung, wenn ich mir das Zeugnis ausstelle, daß ich ihnen in der Tat ein allzeit bereitwilliger und geduldiger Berater, Helfer und Lehrer gewesen bin. Auch fand ich wirklich am Lehren Gefallen.

Als die Mutter wieder einmal ihr „Du hättest sollen Lehrer werden“ gesagt hatte, kam mir der Gedanke, ob dies nicht am Ende — ich war damals fünfundzwanzig Jahre — jetzt noch möglich sei. Der Gedanke belebte, ja begeisterte mich, sofern man irgendeinen der weniger

gedrückten Seelenzustände, deren ich damals fähig war, als Begeisterung bezeichnen kann. Binnen kurzer Zeit hatte ich genügend Auskünfte eingeholt, benützte zum erstenmal einen Teil des Gehaltes zum Bücherkauf und begann mich, jede dienstfreie Stunde benützend, auf das Mittelschullehrerexamen vorzubereiten.

Bis dahin hatte ich in einem Zustand natürlicher Resignation, ohne zu denken, vor mich hingelebt. Während ich Englisch, Französisch und die übrigen Fächer trieb, winters und sommers in meinem kleinen behaglichen Zimmerchen, dessen Tür sich auf eine Holzgalerie des Höfchens öffnete, tat ich zum ersten Male etwas, das einer wirklichen eigenen Initiative entsprang. Deshalb hatte ich dabei ein besonderes Wohlgefühl und fühlte mein Selbstbewußtsein wachsen.

Ich habe den doppelten Knochenbruch noch nicht erwähnt, den ich leider einmal als Kind erlitt. Mein Vater hatte eine bei meinem sanften, zur Unterordnung neigenden Wesen kaum sehr angebrachte militärische Art, mit mir zu verkehren. Klang der Name Lorenz — so heiße ich nämlich — von seiner Stimme gesprochen durchs Haus, so verlor ich fast immer alle Besinnung. In einem solchen Zustand eine Treppe herunterrastend, rutschte ich aus und brach das Bein. Die Knochen wurden von einem Pfuscher schlecht zusammengeleimt, so daß das betroffene Bein kürzer wurde. Um den Schaden zu heben, wurde es von einem anderen Pfuscher gewaltsam nochmals gebrochen, worauf es schließlich, nach der Heilung, noch kürzer geworden war. Ich hinke seitdem, und das hat besonders damals nicht wenig auf meine Lebensführung eingewirkt. Aus begreiflichen Gründen mied ich die Spiele der Kinder, an denen ich mich bis dahin leidenschaftlich beteiligt hatte, und wandte mich stillen Beschäftigungen zu, am liebsten im Zimmer und überall dort, wo niemand anders zugegen war.

Ich glaube, ich habe erst während der Untersuchungs-

haft wirklich denken gelernt und den Segen des eigenen Denkens empfunden. Ein Anfang dazu war indessen gemacht, als ich den Beschluß gefaßt hatte, auf den Lehrerberuf hinzuarbeiten, und wie gesagt, es war ein zweifellos erhöhtes Selbstbewußtsein die wohlthätige Folge davon.

Überhaupt war das begonnene Selbststudium für mich in jeder Beziehung wohlthätig, und ich denke an die dabei verbrachten Stunden mit Vergnügen zurück. Das weiß meine Frau und hat darum auch dieses Zimmer dem, worin ich damals meine Studien trieb, so ähnlich als möglich zu machen gesucht. Der alte Kachelofen, an den ich mein Arbeitstischchen gerückt hatte, war schokoladenbraun. Vielleicht auf Rat meines Schwiegervaters hat sie mir diesen ganz ähnlichen, an dem nun das alte Tischchen wiederum steht, setzen lassen. Unterrichtsbriefe erstand ich mir lieferungsweise. Ich schaffte mir nach und nach auch die übrigen unumgänglichen Lehrbücher an. Meine Mutter schwankte dabei zwischen Besorgnis und Billigung. Ihr Vater war ein wohlsituierter Bürger Breslaus, seines Zeichens Kürschner, und die letzten vier Jahre vor seinem Ende sogar Stadtrat gewesen. Nun hatte sie zwar in jeder Beziehung resigniert, aber es schmeichelte doch ihrem Selbstgefühl, in mir nun nicht mehr den elenden Schreiber eines Rechtsanwalts, sondern den künftigen Mittelschullehrer zu sehen. Andererseits machte sich der Ausfall an Wirtschaftsgeld empfindlich bemerkbar, den sie infolge der Bücherkäufe erlitt. Später, als mein Interesse für Literatur und also auch für Bücher sich über den Rahmen meines Lehrpensums hinaus entwickelte und ich Reclamheftchen und auch etwas kostspieligere Klassikerausgaben zu kaufen begann, habe ich Mutter manchmal in Tränen gefunden, und ich hatte viel Mühe, sie zu trösten und zu beruhigen. Ich konnte

sie allerdings nie davon überzeugen, daß das Geld, für nicht zum Examen unbedingt gehörige Bücher ausgegeben, nicht weggeworfen sei.

Unnütz zu sagen, daß durch Schiller und Goethe mein Gesichtskreis erweitert, meine Vorstellungswelt unendlich bereichert wurde. Aber meine damals beginnende, von meiner Mutter so sehr beklagte Schwäche für Bücher hat insofern einen nicht hoch genug zu bewertenden anderen Vorteil für mich gehabt: ohne sie hätte ich meinen Schwiegervater und meine jetzige Frau niemals kennengelernt, und ich glaube, ich habe schon ausgesprochen, ich würde in diesem Fall nicht mehr leben.

Ich weiß noch genau, wie erschrocken ich war, als eines Tages Marie Starke zu mir ins Zimmer trat und mir den von ihrem Vater frisch gebundenen Umland brachte. Sie ist ebenso alt wie ich, und wir waren damals beide sechsundzwanzig Jahre. Sie kam ohne Hut, hatte schlicht gescheiteltes dunkles Haar, braune Augen und trug um die Schultern ein blaues Tuch. Unsere Lebenslagen hatten eine gewisse Ähnlichkeit, insofern ich meiner Mutter den Versorger und sie ihrem verwitweten Vater die Hausfrau zu ersetzen hatte. Ihr Äußeres hatte schon damals etwas Frauliches. Sie glich einer hübschen jungen Frau.

Erschrocken war ich, weil ich damals vor Frauen eine ganz unbegreifliche Scheu hatte. Außer meiner Mutter, meiner Schwester und, nicht zu vergessen, Tante Schwabe hatte ich weder Frau noch Mädchen kennengelernt. Ich habe natürlich gelegentlich in Verkaufsläden mit Inhaberinnen und Verkäuferinnen Worte gewechselt; aber das ist eine Sache, die an dem vorher erwähnten Umstand nichts ändert. Selbst mit Dirnen habe ich, weniger aus Keuschheit als aus Furcht, nie etwas zu tun gehabt. Schließlich war es ja auch viel zu kostspielig.

Marie Starke hatte eine sehr natürliche, unbefangene und offene Art. Ich war selber angenehm überrascht davon, wie schnell ich Furcht und Befangenheit los wurde. Ich habe vergessen, was etwa bei ihrem ersten Besuch zur Sprache kam. Sie erkannte jedenfalls bald, daß meine vornehmste Sorge ebenso meine Mutter wie ihre vornehmste Sorge der Vater war. Sie vergötterte förmlich ihren Vater, wie ich meine Mutter beinahe wirklich vergötterte.

In diesen Beziehungen trafen wir uns.

Wir freuten uns auch über manche andere Gemeinsamkeit und seltsamerweise darüber, daß wir beide nicht heiraten wollten und unseren Beruf darin sahen, ich meine Mutter und sie ihren Vater bis an ihr und sein Lebensende zu pflegen.

Wir verstanden uns also und hatten den Eindruck, daß wir uns gefunden hätten. Und dieses Finden bedeutete uns einen Glücksfall. Zwei vereinsamte Menschen, Altersgenossen, hatten sich getroffen und genossen miteinander das Glück natürlicher Kameradschaftlichkeit. Es wurde zwischen uns üblich, gemeinsam zu beraten, was uns in der Sorge für unsere alten Pfleglinge sowie unsere Haushalte wichtig erschien. Zwanglose Besuche bei dem alten, stets wohlgelaunten Buchbinder wurden mir zur Gewohnheit, und auch Marie kam nicht gerade selten zu mir herauf.

Daß Mutter die Besuche von Marie Starke gerne sah, glaube ich nicht. Sie konnte gegen das Mädchen nichts eigentlich vorbringen, aber ich nehme an, sie sah gewissermaßen eine Rivalin in ihr, das heißt der Gedanke ängstigte sie, ich könne ihr durch das Mädchen genommen werden. Ich weiß, ihr Lebensplan gründete sich durchaus darauf, daß ich ledig bliebe.

Meine Mutter klammerte sich an mich wie eine Ertrinkende. Ich fühlte das oft mit beinahe erschreckender

Deutlichkeit. Sie war gegen jedermann, der sich mir näherte oder irgendwie Anspruch auf mich erhob, nicht nur gegen Marie, mißtrauisch.

Der Schreiber Lorenz Lubota — der klangvolle Name Lubota kommt mir von Vaters wegen zu —, dieser Schreiber also, der beim Gehen hinkte, als ob er einen Pferdefuß hätte, und der, wenn er sich im Spiegel sah, niemals einen annähernd zufriedenstellenden Eindruck von sich selbst erhalten konnte, war damals nicht weit davon entfernt, auf sich und seinen Wert eitel zu sein. Außer der Mutter und Marie Starke gab es noch eine dritte Weibsperson, Tante Schwabe, von mir bereits einige Male genannt, die ihn als Tugendmuster betrachtete.

Bevor ich von Tante Schwabe rede, der einzigen Schwester meiner Mutter, mag es gut sein, mich zu erinnern, daß ich in einem stillen Hafen gelandet bin. Auch will ich einige Züge, um mich in jeder Beziehung zu beruhigen, aus meiner Pfeife tun. Es kann nicht schaden, festzustellen, daß unten immer wieder die kleine Ladenschelle geht, der Beweis eines anständigen und rechtschaffenen Erwerbs. Ich habe im Frühjahr Rosen okuliert, meine sieben Birnbäume und vierzehn Apfelbäume mit Kalk bestrichen, meinen Gemüsegarten bestellt, Starkästen aufgehängt, ja sogar zwei Bienenstöcke in Betrieb gesetzt... gut und genug davon.

Tante Schwabe wurde von meiner Mutter verschiedener Umstände halber gehaßt.

Sie hatte ihr vom Vater ererbtes Vermögen verzehnfacht, während das Vermögen meiner Mutter in ihrer Ehe aufgebraucht worden war. Ein arbeits- und sorgenvolles Leben hatte die Mutter arm, ein im großen ganzen sorgenfreies Genußleben Tante Schwabe reich gemacht. Das konnte ihr Mutter nicht verzeihen.

Mutter glaubte sich aber schon bei Regelung des

Nachlasses der Eltern durch die Schwester übervorteilt. Als sie in höchster Not, um ihren Mann vor dem Zucht-  
hause zu retten, inständig Tante Schwabe um ein Dar-  
lehen bat und diese zunächst es verweigerte, rückte sie  
mit dieser Überzeugung heraus, was natürlich einen  
erbitterten Wortstreit zur Folge hatte. Dieses eine Mal  
gab indessen Tante Schwabe das Geld, wie ich früher  
bereits gesagt habe. Die Abneigung meiner Mutter  
gegen die Tante war durch den ganzen Handel sowie  
durch die Schuld, die sie begreiflicherweise nicht ab-  
tragen konnte, noch bedeutend verstärkt worden.

Die Tante urteilte über Mutter mit weitaus größerer  
Milde, als diese über die Tante urteilte. „Sie hat“, so sagte  
die Mutter, „den ehrlichen Namen Schwabe als eine  
Wucherhexe in Schmach und Schande gebracht. Wenn  
man bedenkt, daß unser Vater Stadtrat gewesen ist . . .“  
Sie hatte gewiß nicht unrecht, die gute Mutter, wenn sie  
in der Entwicklungsgeschichte einer Stadtratstochter  
zur Pfandleiherin einen Niedergang feststellte. Aber sie  
gab ihr den Namen „Wucherhexe“ und andere noch  
ärgere, die auf eine Verbindung mit Elementen hindeu-  
teten, die in Kaschemmen und öffentlichen Häusern  
beheimatet sind.

Tante Schwabe hatte eine ähnliche Meinung von mir  
und eine ähnliche Vorliebe wie Mutter für mich. Zweifel-  
los war ihr bekannt, was Männerliebe bedeutet, aber  
über eine oder zwei Verlobungen hinaus hatte sie es  
zeit ihres Lebens nicht gebracht, und übrigens war sie  
ledig geblieben. Ihre Geschäfte hatte sie der ihr eigenen  
rechnerischen Begabung gemäß stets allein geführt.  
Über die Fünfundvierzig hinaus, als sich bereits kleine  
Altersübel eingestellt hatten, hatte sie öfters Hilfe  
nötig, und es war nur natürlich, daß sie sich ihres Neffen  
erinnerte, den sie damals mit vollem Recht als peinlich  
redlichen Menschen betrachten durfte.

Der Umstand nun, daß ich regelmäßig zweimal die

Woche den Abend bei Tante Schwabe zubrachte, um mit ihr zu plaudern, Tee zu trinken und dabei ihre Geschäftsbücher nachzusehen, steigerte wiederum Mutters Abneigung gegen Tante, von der sie sagte, sie wolle sie nun zu guter Letzt auch um ihr eigenes Blut, ihren Sohn, bestehlen. Sie war aber andererseits klug genug, meinen Besuchen bei der Erbtante nichts in den Weg zu legen. Ihre Eifersucht aber und ihren Haß vor der Schwester zu bergen war nicht schwer, da man sich gegenseitig über Jahr und Tag nicht zu Gesicht bekam.

Die Stellung, wie ich sie zwischen den feindlichen oder mindestens entfremdeten Geschwistern einnahm, ist in jener Verkettung, die zu der schweren Katastrophe meines Lebens führte, von eingreifender Wichtigkeit. Ich sah die Tante mit den Augen der Mutter und lernte sie hassen und verachten. Ich sah sie mit eigenen Augen und lernte sie milder beurteilen, einigermaßen verstehen, aber nicht lieben und achten. Die Mutter hatte nicht unrecht, wenn sie fürchtete, ich könnte, indem ich mich in ihren Geschäftskreis verwickelte, Schaden nehmen an meiner Seele.

Ich pflanze Rosen und veredle Obstbäume, schneide Regenwürmer mit dem Spaten durch, lebe friedlich mit meiner Frau und meinem Schwiegerpapa, habe eine innere Einigung, einen Ausgleich und Abschluß gefunden und bin gewiß, als Betrachter mein Leben zu enden, ohne mich auf irgendwelche Tat — Taten verdummen! — noch fernerhin einzulassen. Es muß also in den Kauf genommen werden, wenn mich wirklich Tante Schwabe in meinen Träumen noch zuweilen einmal besucht.

Ich habe meine eigenen beiden Geschwister bisher nur beiläufig erwähnt. Sie unterscheiden sich äußerlich sehr von mir. So erheblich ist die Verschiedenheit, daß

nicht einmal die sogenannte Familienähnlichkeit unter uns festzustellen ist. Aber auch mein Bruder und meine Schwester sind äußerlich sehr verschieden. Beide sind unbedingt schön, jedoch ist die Schönheit meines Bruders mehr von zarter und geistiger Natur, während der Reiz meiner Schwester in einer gewissen Ursprünglichkeit besteht, die gleichzeitig fremdartig ist.

Sie hat einen Jünglingskopf. Da sie ihr Haar kurz geschoren trägt, verstärkt sich der Eindruck des Männlichen. Sie ähnelt dem Hermeskopf des Praxiteles, der als Gipsbüste so verbreitet ist. Ihr Nacken ist sehr stark, ihre Brust breit, aber, mit Erlaubnis zu sagen, ebenfalls nicht sehr weiblich. Sie ist schlank und fest gewachsen. Ihre Bewegungen sind groß und frei. Daß ihre Hüften nicht breit sind, ist nach alledem selbstverständlich. Ihre Stimme ist tief, ihre Sprechweise kurz und burschikos. Sie hatte großes Vertrauen zu mir, wie ich schon sagte, wogegen mein Einfluß auf sie ein geringer war. Vom fünfzehnten Jahre an ging sie durchaus ihre eigenen Wege, was wiederum ihrer eigenwilligen, männlichen Art durchaus entsprach. Sie hieß Melanie, doch paßte der Name nicht für sie. Sie hätte können Konrad, Jungsiegfried oder so ähnlich heißen.

Mein Bruder Hugo besuchte die Kunstschule. Meine Natur war viel zu solide, mein Wesen viel zu bedrückt, um anfänglich für das, was er von dort mitbrachte, Verständnis zu besitzen. Die Welt der Künstler, der Maler und Bildhauer blieb mir damals fremd. Ich tat keinen Blick hinein, obgleich ein unermüdlicher Enthusiasmus sie mir zu eröffnen suchte.

Ich hatte zwar schon die Ansicht äußern gehört, daß, wer an Jesum Christum nicht glaube, hier und dort im Diesseits und Jenseits verloren wäre, aber nicht, wie mein Bruder behauptete, daß es denen ebenso gehe, die für die Musik eines Beethoven, die Lyrik eines Hölderlin,

die Malerei eines Rembrandt und die Plastik der Griechen kein Verständnis hätten.

Ich war nicht neidisch auf meinen Bruder, weil er ein bildhübscher Bengel war, den alle jungen Mädchen anlachten, wenn er vorüberging, aber ich hätte es nicht ungern ebensogut gehabt, und wenn er von der Macht der Schönheit sprach, die man empfinden müsse, um überhaupt erst zu leben, so verstand ich ihn damals zwar nicht, aber er setzte mir, wie man sagt, damit einen Floh ins Ohr. Ich habe, lange bevor ich sie wirklich empfand, durch ihn angeregt über die Macht der Schönheit nachgegrübelt. Er pflegte zu sagen, mit Jesus zu sagen und mit Bezug auf die Schönheit zu sagen: „Es sei denn, daß ihr zum zweiten Male geboren werdet, sonst könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Und da wäre ich ja nun wieder bei Veronika Harlan und ihrem wundertätigen Bildchen angelangt.

In diesem Bildchen und mehr noch in seinem Urbild, das ich an der Staupsäule vor dem Breslauer Rathaus, wie schon notiert ist, zufällig sah, ist mir die Macht der Schönheit aufgegangen. Sie ist mir in einer Art und Weise aufgegangen, von der sich mein lieber Bruder Hugo, der Kunstmaler, kaum etwas träumen ließ. Eine gewisse Melitta, sagte ich, habe mir das Bildchen geschenkt. Melitta war ein Mädchen, welches ich nur deshalb liebte, weil eine gewisse Ähnlichkeit mit Veronika sie mit einem schwachen Abglanz von deren Schönheit beschenkte und somit auch in ihr die furchtbare Macht der Schönheit wirksam war. Nun genug von Melitta, ich werde nicht vorgreifen.

Ich hatte notiert: So viel glaube ich sagen zu können, daß, als der Funke in meine Seele fiel, sich in Seele und Körper ein ungeheurer Brennstoff angesammelt hatte. Es ist mit Bezug auf den Funken: himmlisch oder höllisch? gefragt worden. Genug, wenn dieser Funke im

großen ganzen mit „Macht der Schönheit“ gleichbedeutend ist.

Es war am 28. Mai 1900, mittags zwölf Uhr, als ich Veronika Harlan zuerst erblickte und somit mein Schicksal die große und nie mehr rückwärts zu biegende Wendung erhielt.

Ich kam damals nach Hause und werde niemals vergessen, welche unbegreifliche Veränderung sich dort vollzogen hatte, ohne daß in Wahrheit das Allergeringste verändert war. Mir kam es vor, als ob man in solchen Maulwurfsstollen und Löchern wie diesen engen Gängen und Stübchen notwendig ersticken müßte, obgleich ich doch viele Jahre mit großem Behagen darin gelebt hatte. Die Schadhaftheit der Dielen in meinem Zimmer fiel mir auf, die Moderflecke auf der verblaßten geblühten Tapete, die großen Sprünge im Kachelofen, die Tintenkleckse auf der Tischplatte und um den Tisch herum, die Spinnweben in den Winkeln, die Leimrütchen, die von toten und sterbenden Fliegen schwarz waren, und anderes mehr.

Mein Zustand war mir selbst unbegreiflich und peinlich. Wie wenn Zettel, der Weber im „Sommernachts Traum“, in einen Esel verzaubert plötzlich Appetit auf Hafer bekommt, so schienen mir die anspruchsvollen Sinne eines königlichen Wesens eigen zu sein, dessen Augen gewohnt sind, in Marmor und Gold zu schwelgen. Ich hatte den Eindruck einer geradezu beleidigenden, durchaus abstoßenden Häßlichkeit.

Es tat mir weh und doppelt und dreifach weh, daß ich diesen Eindruck bei den üblichen Mittagessen in unserer kleinen Küche ebenfalls empfang, daß ich sogar von dem Aussehen, dem Reden und Betragen meiner eigenen lieben Mutter Auge und Ohr beleidigt fand. Federn hingen in ihrem mit Ehren ergrauten Haar, ihre Zähne waren verwahrlost. Ich fand, sie schützte mir das

Essen auf wie einem von jenen Geschöpfen, die aus Krippen und Trögen fressen. Kurz, sie tat was immer, sie sagte was immer, es war nichts anderes, als was sie täglich sagte und tat, und ich fand mich durch alles und jedes verletzt und gepeinigt.

Diese Art zu sehen und zu empfinden war mir neu und durchaus befremdlich. Sie dehnte sich auf alles Alltägliche, alles Gewöhnliche aus, was mir in und außer dem Hause vor Augen kam. Ich hatte etwas erblickt, das nun gleichsam in meine Seele gedrungen war und in ihr wohnte: ein Etwas, meinethalben ein Heiligenbild, wodurch die niedrige und erbärmliche Hütte meiner Seele in einen geweihten Dom umgewandelt wurde. Dieser Dom aber und dieses Bild wurden nun rings von einer unsäglich niedrigen, unsäglich häßlichen Alltagswelt umspült, die ich bis jetzt eigentlich überhaupt nicht gesehen hatte.

Der höchst gewaltsame Zustand, in den ich geraten war, ängstigte mich. Denn obgleich er mich in einer ungeahnten Weise innerlich erneuerte und erhob, war ich doch einem Schiffe nicht unähnlich, das von seinem sicheren Ankergrunde losgerissen ist. Die neue Art indessen, Menschen und Dinge zu sehen, machte mich an sich unglücklich. Ich wußte wohl, daß ich Menschen und Dinge früher mit anderen Augen gesehen und mich im Einklang mit ihnen gefühlt hatte. Allein ich konnte nun einmal nichts mehr mit jenen verlorenen Augen sehen noch jenen verlorenen Einklang wiederfinden. Ob ich am Ende einer schweren psychischen Krankheit anheimgefallen war, die gleichsam den Blick meines Auges vergiftet hatte? War diese Krankheit vielleicht sogar eine physische?

Wie soll man in einer Welt leben, in der einem alles und alles gleichgültig oder zum Ekel ist?

Ich hatte eine Empfindung, wie ich mich ganz genau

erinnern kann, wie man wohl nach dem Bisse einer Schlange hat, deren Gift nun einmal in den Körper eingedrungen ist. Es kreist im Blut, was man auch unternimmt, es herauszubringen. Ich hatte zweifellos eine giftige Bißwunde oder war durch ein Krankheitsgift infiziert. Man braucht daran durchaus nicht zu sterben; aber es war zu spüren, daß sich ein lebensgefährlicher Krankheitsprozeß mit unsäglichen Leiden unvermeidlich daranknüpfen würde. Sollte man ihn mit Geduld über sich ergehen lassen, die möglicherweise infernalische Krise erwarten mit der Hoffnung auf endliche Heilung, die vielleicht schlimmer war als der Tod?

Einige Tage nach dem Ereignis an der Staupsäule war die Verwirrung und Zerrüttung meines Innern so groß, daß ich einige Male dem Zwange, mich vor einen vorüberrasselnden Lastwagen zu werfen, kaum widerstand.

Hätte ich dieses vor meinen Richtern gesagt, sie würden es wahrscheinlich für eine in ihrer Absicht recht durchsichtige Übertreibung gehalten haben. Diese Absicht fällt weg, da ich hier höchstens mein eigener Richter bin und mit sonstigen Richtern, Gott ausgenommen, nichts mehr zu tun habe. Gott aber und mich selbst hinters Licht zu führen, kann unmöglich meine Absicht sein.

Immerhin sage ich nicht, daß ich in meiner Not etwa nur diesen einzigen Ausweg, des Selbstmords nämlich, gesehen habe. Ich erwog ihn und neigte zu ihm, wenn in gewissen Augenblicken der Gedanke der Hoffnungslosigkeit sich mit Lebensmüdigkeit, ich möchte sagen, sieghaft verbunden hatte. Der Brennstoff aber in meinem Innern, den der Funke entzündet hatte, diese bald schwelende, bald nur knisternde, bald züngelnde, mitunter auch in Flammen brausende Feuersbrunst, zeigte zahllose farbige Phänomene, die ich, so gut es geht, beschreiben will.

Bereits am ersten Tage, als ich die kleine Veronika Harlan erblickt hatte und, nach Hause gelangt, die Veränderung meines Sehvermögens feststellen mußte, erwartete ich mit Ungeduld den Beginn meiner Dienststunde. Der Gang ins Büro linderte bereits den leidenschaftlichen Zustand, an dem ich litt, weil er mich dem Orte, an dem ich das Kind gesehen, näher brachte. Mit einer Bestimmtheit, die meinem schüchternen Wesen sonst nicht eigen war, tauschte ich übrigens sogleich meinen Platz im Magistratsbüro mit dem eines anderen Magistratsschreibers, einem Platz am Fenster, von dem aus man die Staupsäule im Auge behalten konnte. In diesen Tagen machte mein Herr Bürovorsteher mir die Mitteilung, es sei mir eine Gehaltserhöhung bewilligt worden. Dies war eine Anerkennung meiner Tüchtigkeit, die mich noch einen Tag zuvor in einen Glückstaumel versetzt haben würde. Heute hörte ich nur mit halbem Ohr. Es vergingen dann drei oder vier Tage, ehe ich die Tatsache meiner Mutter mitteilte, was ich früher wahrscheinlich noch in derselben Stunde getan hätte.

Ich wußte damals natürlich noch nicht, wie das Mädchen hieß und wessen Tochter sie war.

Ich fühlte sehr wohl, daß ich mit ihrem Vatersnamen, besonders aber mit ihrem Vornamen, ein unschätzbares Gut, einen Teil von ihr besitzen würde; das müßte Balsam für meine Wunden, Labsal für meine quälende Hunger- und Durstempfindung sein. Mir, einem anspruchslosen Menschen, dem zu einer behaglichen und bescheidenen Ausübung des Daseins, könnte man sagen, bisher nichts gefehlt, fing es nämlich, wie ich mit Schrecken erkannte, am Allernotwendigsten zu mangeln an: an Licht für das Auge, an Luft für die Lungen, an Musik für das Ohr, an Quellwasser und an Brot. Alles dieses konnte mir nur durch die Gnade meines unumgänglichen Mediums in Gnaden bewilligt werden. Mein Zustand war bejammernswert.

Lese ich dieses durch, so klingt es im höchsten Grade verstiegen. Nun, ich will keineswegs behaupten, daß ich damals ein Mensch mit 58 Pulsschlägen und 35 Grad Temperatur gewesen bin. Man soll auch nicht denken, ich hätte nicht alles versucht, um mich aus der Abhängigkeit, in die ich geraten war, loszulösen. Der brennenden Süchtigkeit aller meiner Sinne, sich an der Gegenwart des Mädchens zu sättigen und lebendig zu machen, setzte ich immer neu den Versuch entgegen, ihre krankhaften Triebe auf andere Weise zu löschen.

Ich erwog in den ersten Tagen auf jede mögliche Art, nicht nur die des Selbstmordes: Flucht. Ich nahm mir vor, mit einem festen, gewaltsamen Willensentschluß ein Ende zu machen und mich von der sinnlosen Macht dieser Imagination zu befreien. Es gelang mir nicht. Oft glaubte ich, es sei mir gelungen, wenn ich zum Beispiel nächtelang, mit meinem früheren Eifer verglichen doppelt heftig, für das Lehrerexamen gebüffelt hatte, mußte indessen schließlich immer erkennen, daß die Krankheit unbeirrbar fortgeschritten, das Fieber heftiger, die Verwicklung fester geworden war.

So wurde denn wieder der andere Weg der möglichen Erlösung eingeschlagen. Das bedeutete den Versuch, die nun einmal aufgestörten gierigen Sinne wenigstens teilweise zu befriedigen.

Meine Erwägung war etwa so: Versuche ihren Vornamen in deine Gewalt zu bekommen! Du wirst daran herumkauen und deinen Durst an ihm löschen, meinetwegen wie der Wüstenwanderer an einem Stein. Du wirst jedenfalls einen seligen Genuß dabei empfinden, noch im Sterben empfinden, wenn du etwa dennoch verdursten solltest. Versuche sie zu sehen, wenn auch nur aus der Ferne! Starre sie so lange und immer wieder an, bis sie gleichsam alle ihre Strahlen an dich versendet und vergeudet hat! Dann ist sie kalt und strahlenlos geworden und kann dich nicht mehr verbrennen, dir

nichts mehr anhaben. Oder aber ihre Strahlen wirken fort, aber du bist satt und übersatt und darum gegen sie fest geworden. Versuche sie zu sprechen und bitte sie, ihren verderblichen Zauber von dir zu nehmen! Sie muß das können, da sie doch die Zauberin selber ist. Versuche ein Bild, eine Photographie von ihr zu erhalten und treibe einen Mysterienkult mit ihm hinter verschlossenen Türen! Das Bild kann deinen rasenden Küssen nicht wehren, und du kannst vielleicht deine Gluten für immer kühlen. Suche dir einen Beichtiger! Ein Vertrauter, dem du dich öffnen kannst, wird dir die furchtbare Spannung von der Brust nehmen. Du wirst dich ausschütten, und er wird die Hälfte der Last auf sich nehmen. Die unsichtbare Geliebte wird in euren lauten Worten sichtbar, hörbar, kurz: gegenwärtig sein. Und die Gewohnheit selbst dieser Gegenwart wird den tödlichen Schmerz der Trennung vielleicht aufheben, auch wohl das quälende Bedürfnis, den Gegenstand gegenwärtig zu sehen, durch Gewohnheit abstumpfen.

Leider war ich so in mich zurückgescheucht, daß ich während der ersten vier Wochen meinen Zustand nicht einmal andeutungsweise an irgend jemand verriet. Weil ich aber glaubte, man könne ihn mir von außen ansehen, scheute ich mich, irgendwelche noch so vorsichtigen Schritte zu tun, um auch nur den Namen des Mädchens zu erfahren.

Es waren etwa vierzehn Tage vergangen, in denen mein Zustand keine Besserung erfuhr. Wie eine bösartige Wucherung, die, wenn man sie nicht herauschneidet, wächst und wächst und schließlich den ganzen Körper, auf dem sie schmarotzt, verzehrt, so ging es mit dem furchtbaren und holden Bilde und meiner Seele. Die Wirklichkeiten um mich herum bestanden eigentlich gar nicht mehr. Breslau war eine Stadt der Phantasie geworden, ein Vineta vielleicht, in dem ich nach einem

Palast aus blauem Türkis und der Nixenkönigin, die darin wohnen mußte, auf der Suche war und aus dem ich nur notgedrungen emportauchte.

Niemand merkte zunächst die Veränderung, da ich nach Kräften das in mir nistende Übel verbarg und nach außen mit Glück den alten spielte.

Übrigens war meine Mutter damals durch Ärger und Sorge, die ihr mehr als mir meine Schwester Melanie bereitete, von meiner Person abgelenkt. Die Mutter entdeckte nach und nach allerhand Gegenstände in ihren Schüben und Schränken, die sie von ihrem Gehalt — sie war Blumenbinderin — unmöglich gekauft haben konnte: lange schwedische Handschuhe, durchbrochene Strümpfe aus Seide, Goldkäferschuhe, Hemden mit Spitzen, einen Hut, auf dem eine Straußenfeder war, neue moderne Kleider, einen neuen Mantel und andere Kostbarkeiten mehr, die über die Leistungsfähigkeit ihres armseligen Portemonnaies weit hinausgingen.

Ich hatte wenig auf die Verwandlung meiner Schwester achtgehabt, und wäre ich noch wie früher bei der Sache gewesen, würde ich mit ihr ernstlich ins Gericht gegangen sein. So unterstützte ich zwar die Mutter, die mit schwachen Kräften Melanie ins Gewissen redete und sie zu einem Bekenntnis, womöglich zur Umkehr zwingen wollte, aber mit einer Toleranz gegen den möglichen Abweg der Schwester, die meine Mutter sichtlich befremdete. Es kam zum Bruch zwischen meiner Mutter und Melanie, die erklärte, sie sei majorenn und weder auf die Wohnung noch die Unterstützung meiner Mutter angewiesen. Und da dies alles in einem gewissen Sinne wirklich so war, lief sie fort und blieb dann fort, nachdem sie einmal wiedergekehrt, ihre Sachen gepackt, auf eine Gepäkdroschke verstaute und mit sich genommen hatte.

Die Mutter hatte schlaflose Nächte. Sie sagte: „Ich

sehe nur zu deutlich voraus, wo es mit ihr enden wird. Sie wird ihrer alten Mutter die Schmach nicht ersparen, ihren ehrlichen Namen geschändet zu sehen, und dir zugleich deine sauer erarbeitete Lehrerkarriere verderben. Denn man stellt einen Lehrer nicht an, dessen Schwester in der gleichen Stadt unter Sitte ist.“

Gott sei Dank ahnte die Mutter nicht, wie wenig Eindruck mir damals schon die Befürchtung machte.

Ich fühlte mich in dieser für mich so kritischen Zeit seltsamerweise mehr als früher zu Vater Starke und seiner Tochter hingezogen. Es mochte infolge des Beichtbedürfnisses sein, das ich, wie schon erinnert, empfand. Obgleich ich ihm auch hier nicht genügte und von meinem Erlebnis weder den alten Buchbinder noch seine Tochter etwas merken ließ, spürte ich doch in ihrer Gegenwart das Umfängen liebevoll verstehender Herzen.

Der alte Starke, mein jetziger Schwiegerpapa — ich höre seine ruhige, gute Stimme unten im Laden —, der alte Starke war nicht nur Buchbinder, sondern er las auch viele der Bücher, die er band; ja er hat selbst einige kleine Kalendergeschichten verfertigt. Man kam überdies zu ihm, wenn man ein Hochzeitsgedicht, einen Nachruf oder dergleichen benötigte. In der Verfertigung solcher Sachen hatte er einen gewissen Ruf erlangt.

Er besitzt noch heute eine fast unübersehbare Menge davon, und es wird sich vielleicht eine hübsche Auslese daraus machen lassen.

Ich habe damals auf eine mir selbst fast unbewußte Weise mein erstes Gedicht gemacht. Ich entdeckte es gleichsam erst in dem Augenblick, als ich den Punkt daruntergesetzt hatte. Ich werde die Freude nie vergessen, die sich im Gesicht des alten Buchbindermeisters malte, als er dies Gedicht, das ich ihm gebracht, durchgelesen hatte und nun erfuhr, daß es meiner Feder entfloßen sei. Er lobte es dann in den stärksten Ausdrücken.

„Mensch, Mann, Sie sind ja ein großes Dichtergenie! Da sitzt so ein Mensch und hockt im Winkel, tut elende Kuliarbeit, um nur ein Stück Brotrinde kaufen zu können, und macht Sachen, die eines Schiller und Goethe würdig sind.“ In diesem Tone redete damals mein jetziger Schwiegerpapa und fügte immer wieder hinzu: „Nun aber ist es Zeit für mich, mein eigenes Geschmier, diese elende Makulatur, zu verbrennen.“

Dem kritischen Tage erster Ordnung — ein solcher war der achtundzwanzigste Mai — folgte ein anderer ebenso kritischer Tag, der als dreizehnter Juli 1900 unauslöschlich in dem Buche meines Lebens verzeichnet zu werden verdient.

Der Morgen war schön, und ich hatte den Übermut, mir in der Frühstückspause ein Paar heiße Würstchen zu gönnen, die ich im Eingang zum Schweidnitzer Keller kaufte und zu mir nahm.

Bei dieser Gelegenheit hielt ich den Blick auf die sogenannte Goldene-Becher-Seite des Breslauer Ringes gerichtet, in die Gegend etwa, wo die bekannte große Eisenhandlung von Emmo Harlan ist, deren Schild ich übrigens von meinem Pult im Büro immerwährend sah.

Plötzlich war ich aufs äußerste konsterniert. Es konnte durchaus keine Vision — sondern, was ich deutlich vor Augen sah, konnte nur eben wieder die kleine Prinzessin von der Staupsäule sein.

Oh, wie hatte ich diese Säule von früh bis abends von meinem Pult aus fixiert, als müßte das Mädchen plötzlich aus ihr heraustreten! Im Geiste hatte ich diese Säule immer wieder von oben bis unten mit Rosen umhüllt. Ich war wie ein Narr unterm Spott der Passanten immer wieder im Kreis um sie herumgelaufen, und so fort.

Diesmal saß das bezaubernde holde Schönheitswunder

in einem von zwei Schecken, winzigen Ponys, gezogenen eleganten Korbwägelchen. Sie hatte die Zügel der Pferdchen in der Hand; hinter ihr saß ein kleiner Lakai, neben ihr saß die Gouvernante. Sie trug einen Schäferhut, und darunter war wieder das herrliche offene Haar, das schon beim ersten Sehen eine so magisch-betörende Wirkung auf mich gehabt hatte.

Wenn ich, was dann geschah, mir gleichsam von rückwärts nach vorwärts vergegenwärtige, so läuft vielleicht eine kleine Übertreibung mit unter, aber ich komme doch damit dem Zustand einigermaßen nahe, in den ich damals willenlos geworfen wurde. Ein Kutscher, der mit aufgestreiften Hosen und Hemdsärmeln eine elegante Halbchaise wusch, nahm die Peitsche, die in der Öse des Bockes derselben Chaise steckte, und knallte mir mehrmals heftig damit vor dem Gesicht herum.

Nun erst merkte ich, wo ich stand. In dem langen, mit Bandeisen, Pflugscharen und so weiter überfüllten Hof des Emmo-Harlanschen Hauses, auf den die Fenster der Verkaufsräumlichkeiten mündeten.

Der altertümliche schöne Bau war unter dem Namen des Harlanschen Hauses stadtbekannt.

Jetzt fiel mir ein, daß ein eleganter Herr und eine elegante Dame sich in einem Fenster des ersten Stockes gezeigt und in den Hof heruntergewinkt und gesprochen hatten.

Der Platz, nach dem sie hingewinkt und gesprochen hatten, war jetzt leer. Er befand sich vor einem kleinen Portal, ähnlich einem Kirchenportal, aus Sandsteinwerkstücken.

Als sie herunterwinkten und -sprachen, hielt vor dem Portal ein kleiner Korbwagen, aus dem ein alter Diener ein kindhaftes Mädchen hob, dessen Antlitz, von zarrestem Inkarnat, Gesundheit, Jugend und Glück atmete. Es tätschelte die Pferdchen und ließ sie aus ihren weiß-

behandschuhten Händchen Zucker nehmen, bevor sie mit der Gouvernante unterm Portal verschwand.

So viel war mir erinnerlich, als der Schmitz der Peitsche knallend dicht an meinen Ohren vorüberpiff. Irgend etwas mußte indes noch geschehen sein: denn weshalb hätten sich sonst so viele Köpfe von Angestellten an den Fenstern der Verkaufsgewölbe gedrängt, die alle zu mir herstarrten?

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte mich plötzlich ein wohlgekleideter junger Mann, ein Handlungsgehilfe wahrscheinlich. — „Nichts“, gab ich ihm etwas verduzt zur Antwort. — „Ja, aber warum rannten Sie denn förmlich wie wahnsinnig dem Wagen des gnädigen Fräuleins nach?“

Diese an mich gerichtete zweite Frage habe ich meines Wissens nur durch ein Achselzucken beantwortet, worauf ich rechts und links bei den Armen gefaßt und von zwei Kutschern oder Hausdienern unter allgemeinem Gelächter, das überall herzukommen schien, keineswegs brutal durch die Einfahrt auf den Ring hinausgeführt wurde, wo man mich in dem Strome des Verkehres stehen ließ.

Ich glaube, ich habe dort lange gestanden, ehe ich meine Schritte zu setzen begann.

An diesem Morgen, an diesem ganzen Tage ging ich nicht ins Büro zurück, obgleich ich dort eine dringende Arbeit zu beenden hatte. Ebensowenig ging ich nach Hause, und ich glaube, zum überhaupt ersten Male seit ihrer Witwenschaft mußte mich meine Mutter mittags und abends vergeblich erwarten. Es war gegen neun Uhr morgens, als mich meine Mutter wiedersah.

So lange war ich ruhelos, ohne etwas zu essen oder zu trinken, umhergelaufen.

Nämlich mich durchdrang ein ungeheurer Schreck, als ich endlich vor dem Portal des Patrizierhauses zu

mir selbst kam. Ich erkannte, daß mich hier etwas ohne meinen Willen, ja gegen meinen Willen in seine Gewalt bekommen und über mich verfügt hatte.

Wenn dies aber so war, konnte mich nicht dieses Etwas, dieser Dämon, der in mir wohnte, noch zu anderen, schlimmeren Dingen mißbrauchen? Diese Befürchtung war es, die alle meine gesunden Kräfte zum Kampfe gegen diesen Dämon in die Schranken rief.

Ich werde soweit wie möglich kühl bleiben und meinet halben lieber ein wenig oberflächlich in der Darstellung meiner ruhelosen Wanderung, als daß ich mich etwa von ihren Wirrnissen wieder umtrüben oder gar umstricken lasse. Ich lief zuerst in den Straßen und Gassen der Stadt umher, bis ich irgendwo an die Oder gelangte, und an ihren Ufern stromaufwärts zur Stadt hinaus.

Meine Empfindung war schon bei Beginn der Wanderung, daß ich mich verirrt hatte und von dem traulichen und umfriedeten Ort, an dem ich sicher gewohnt hatte, bevor die Erscheinung an der Staupsäule in mein Leben trat, bereits weit, weit abgekommen war. Es gibt einen Traum, den wohl die meisten Menschen geträumt haben. Man hat an einem bestimmten Tage, zu einer festgesetzten Stunde an dem und dem Ort zu sein. Es hängt ungeheuer viel davon ab, daß man pünktlich ist. Mit Unpünktlichkeit oder gar mit dem völligen Ausbleiben sind unwiederbringliche, schmerzlich schwere materielle und ideelle Verluste verbunden. Nie wieder kommt der versäumte Augenblick. Dieses ist nun der quälende Gang des Traums, daß man auf keine Weise der unbegreiflich zahlreichen Hindernisse Herr zu werden vermag, um zur richtigen Zeit den Bestimmungsort zu erreichen: es fehlt ein Kragen, ein Hemd, ein sonstiges wichtiges Kleidungsstück; hat man dieses gefunden, ist jenes verschwunden. Hat man endlich dennoch den Bahnhof erreicht, so ist man in einen falschen Zug gestiegen und leidet die Pein, in entgegengesetzter Rich-

tung zu reisen und sich immer mehr von dem Ort zu entfernen, den man erreichen will. Endlich hält dann vielleicht der Zug, aber die Tür des Kupees geht nicht auf, und bevor man es noch verlassen kann, ist etwa der Zug auf ein Trajektboot geschoben, und man befindet sich plötzlich mitten auf dem Ozean auf der Weltreise, von der man erst nach Jahren eine Rückkehr hoffen kann. . . . So ungefähr war der Zustand bei Beginn und im Verlauf meiner Wanderung. Er wurde von Stunde zu Stunde quälender.

Derselbe Dämon, der mich zu einer willenslosen und fast bewußtlosen Handlung mißbraucht hatte, mußte es ja wohl sein, der jetzt meiner Rückkehr in den alten gesunden Zustand alle diese Hindernisse bereitete und mich auf weiten labyrinthischen Irrwegen mit sich zog und gegen den ich leider vergeblich alle meine guten Geister in Bewegung setzte.

Jeder denkende Mensch, sofern er denkt, ist Dramatiker. Und da ich in ein bestürztes und gepeinigtes Grübeln geraten war, hatte ich oder hatte sich vor meinem inneren Auge ein Drama organisiert, in dem ich einerseits Zuschauer war und doch auch in seine Dialoge hineingeriet. Natürlich war auch der Dämon auf der Bühne. Und sein Verfahren war so raffiniert, daß ich, mit ihm in heftigstem Zwiegespräch, es nicht einmal merkte, daß seine Pranke es war, die mich indessen im Nacken gepackt hatte und mit schmerzenden Sohlen und brennendem Hirn rastlos mitsamt dem ganzen, rasend tragierenden inneren Thespiskarren vorwärtsstieß.

Es war der Dämon, es war meine Mutter und Tante Schwabe, war der Mittelschuldirektor Dr. Wohlfeil, den ich auf der Bühne sah, welche letzten drei mit dem Dämon in heftigem Streit lagen. Dieser Dämon sah auf ein Haar wie ich selber aus. Nur daß er aufs äußerste

geckenhaft gekleidet war. Er trug Lackschuhe und im Schlips die Brillantnadel. Man bewies dem Dämon, und ich beteiligte mich dabei, er habe es mittels des Blendwerks dieser bezaubernden kleinen Weltdame auf meine Vernichtung abgesehen. Meine Redlichkeit, meine Gewissenhaftigkeit, meine Anspruchslosigkeit, mein Fleiß und meine treue Kindesliebe seien ihm ein Dorn im Auge gewesen; wozu er mich bringen wolle, sei Genußsucht, Habgier und Hoffart. Er wolle mich durch ein ebenso albernem als teuflisches Blendwerk in Narrheit, Wahnwitz und womöglich unsühnbare Schuld verwickeln.

Es sei genug! Ich weiß nur: wer mir auf diesem Gange, sei es am Tag, sei es in der Nacht, etwa begegnet ist, der hat einen gestikulierenden, laut mit sich selber redenden Menschen gesehen, von dem er annehmen mußte, daß er einer Irrenanstalt entlaufen sei.

Mutter war tief besorgt über mein Ausbleiben, aber doch noch mehr über den Zustand, in dem ich schließlich nach Hause kam. Auch sie muß das Schlimmste für meinen Geisteszustand gefürchtet haben. Ja, ich selber dachte mit Grauen an ein mögliches Ende im Irrenhause. Meine Furcht davor war so groß, daß ich, als Mutter einen Arzt holen wollte, rundweg erklärte, wenn ein Arzt unsere Wohnung beträte, so spränge ich zum Fenster hinaus.

Ich schlief bis zum Abend des folgenden Tages, genoß etwas, das mir Mutter ans Bett brachte, und schlief wiederum bis zum kommenden Morgen durch. Als ich aufwachte, war ich gestärkt und beruhigt.

Mutter war selbst auf dem Amt gewesen und hatte mein Ausbleiben hinreichend mit meinem plötzlichen Krankheitsfall entschuldigt, so daß mir für diesmal ein Nachteil daraus nicht erwuchs.

Es kamen nun Wochen, in denen ich fast völlig wieder

der alte war. So mußte die Krisis doch wohl einen Erfolg zu meinen Gunsten gezeitigt haben. Ich dachte geflissentlich wenig daran zurück. Ich stellte mich selber vor mir so, als hätte ich die Erscheinung an der Staupsäule überhaupt nicht selber gesehen, sondern nur in einem Buche davon gelesen, und als verhielte es sich mit dem peinlichen Vorfall im Hofe des Patrizierhauses am Ring etwa ebenso. Meine heutige Frau, damals Marie Starke, hat, wie sie mir jüngst erzählte, in jener Zeit von meiner rätselhaften Krisis durch Mutter erfahren. Beide Frauen kamen jedoch in einem richtigen Instinkt überein, an den Vorfall nicht weiter zu rühren, mich auf keine Weise daran zu erinnern. Der Erfolg, den ich mit meinem Gedicht bei dem alten Buchbindermeister gehabt hatte, bewog mich jetzt zu weiteren poetischen Anläufen, und eines Tages wurde ein ganzes Bündel Gedichte an eine illustrierte Wochenschrift in München durch Starke abgeschickt.

Was die Gedichte enthielten und welchen Wert sie besaßen, ist hier gleichgültig. Ein Vers lautete zum Beispiel:  
Bist du es, Muse, die in ihren Dienst mich nimmt  
und wie die Sphinx mit Krallen aus der Brust  
mir reißt mein Lied?

Das klingt vielleicht töricht, aber es ist wirklich empfunden. Nun, wie gesagt, um Wesen und Wert der Gedichte mag vor einem anderen Forum gestritten werden. Wichtiger ist mir im Augenblick, was sich mit mir selber zutrug, als sie Starke an die Münchener Zeitschrift abgesendet hatte.

Die seltsame Handlung, zu der ich dadurch veranlaßt wurde, hätte mich damals überzeugen können, daß ich keineswegs wieder der alte geworden war. Ein glühender Ehrgeiz, wie er mir ehemals durchaus ferne lag, ließ eine Menge provinzieller Illusionen wie Pilze nach lauem Regen in mir aufschließen. Gedichte waren mir

Göttergeschenke, und ich zweifelte nicht daran, daß, da ich mich herbeiließ, sie gegen Belohnung herzugeben, diese Belohnung königlich sein würde. Auch nahm ich an, unmerklich den Boden unter den Füßen verlierend, meine dichterischen Erzeugnisse würden eine ganz ungeheure Wirkung tun und mein Name infolgedessen „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“ plötzlich mit höchstem Ruhm genannt werden. Heute ist es mir völlig unerklärlich, wie ich mich in solche Hirngespinnste versteigen konnte; doch gab ich mich ihnen so völlig hin, daß ich mich, lange bevor die Zeitschrift geantwortet hatte, für einen reichen und ruhmgekrönten Dichter hielt.

Da nun jener furchtbare Sinn, der mir alles früher teilnahmslos Hingenommene als häßlich erscheinen ließ, noch nicht wieder abgestorben war, sondern sich sogar auf meine Person und deren Äußeres gerichtet hatte, trat ich eines Tages gehobener Stimmung in das erste Kleidergeschäft von Breslau ein und brachte es wirklich, indem ich mich als bekannten Schriftsteller aufspielte, dahin, daß man meine Adresse notierte und mich mit einem neuen, unbezahlten Anzug am Leibe davongehen ließ.

Ich glaube nicht, daß ich damals schon ein bewußter Betrüger gewesen bin. Mit dieser unbegreiflichen Handlung jedoch war der erste Schritt auf dem verhängnisvollen Wege getan, der mich später ins Zuchthaus bringen sollte.

Dankend abgelehnt kamen sehr bald meine Poesien an Meister Starke zurück, der, darüber im höchsten Grade sittlich entrüstet, viertelstundenlang seine Wut und seine Verachtung gegen das verständnislose Skribentengeschmeiß auspolterte, aber die Sache nicht ändern konnte. Nehme ich heute den anderen Fall, und hätte man mein Versegestoppel selbst honoriert, so würde ich noch nicht ein Viertel meines wahnwitzigen Einkaufs mit dem Erlös haben bestreiten können.

Ich muß nun auf Tante Schwabe kommen, was ohne eine gewisse Überwindung nicht möglich ist. In meinem häuslichen Kreise wird der Name nie ausgesprochen; ich vermeide es um meiner selbst willen, Vater Starke und Marie aus Rücksicht für mich. Sie ist schließlich die leibliche Schwester meiner geliebten und braven Mutter gewesen. Und wenn ich denke, wie sie geendet hat und welche Rolle ich in der Verkettung gespielt habe, die zu ihrem Tode führte, so spüre ich jedesmal eine Wunde im Fleisch, mit der sich seltsamerweise leben läßt, trotzdem sie unheilbar ist.

Das altertümliche Häuschen, das sie bewohnte, war ihr Eigentum. Ihre Zimmerchen waren hübsch eingerichtet, nur einigermaßen mit altertümlichen Kunstgegenständen, die sie kaufte und verkaufte oder auch als verfallene Pfänder behalten hatte, überfüllt. Sie verstand sich nicht nur auf solche Sachen, sondern hatte sogar dies oder jenes Stück so gern, daß es ihr bei all ihrer Liebe zum Golde doch unverkäuflich war.

Einen Abend bei Tante Schwabe zubringen, war um ihrer selbst willen und um der Leute willen, die man bei ihr aus- und eingehen sehen konnte, nicht uninteressant. Man konnte dort Menschenstudien machen, und sie selber hatte sie reichlich gemacht. Tante Schwabe war klug, hatte viel erlebt und gesehen, wußte in der Lästchronik der Provinz aus eigener Erfahrung wie vielleicht keine Persönlichkeit in der Stadt Bescheid, weil hoch und niedrig sie gelegentlich mit ihrem Vertrauen beehrte. Vor den bekanntesten Adelsnamen legte sie nicht den geringsten Respekt an den Tag, und auch mir verging der Respekt, wenn sie von dieser oder jener alten Familie die prunkende Außendraperie beiseite schob. Meine Mutter war eine schlichte Frau, Tante Schwabe dagegen hatte einen beweglichen Geist und einen lebhaften Bildungstrieb. Sie besuchte Konzerte und Theater, wußte in der musikalischen und in

der Schauspielerwelt, ja sogar in der Politik Bescheid.

Und sie war noch in einer andern Welt keine Fremde, wenn es auch schwer zu entscheiden ist, ob sie selber hineingehörte oder nur zuweilen ihre Grenze berührte. Es war die lichtscheue Welt des Gaunertums. Sie bewies mir oft, wie das Gaunertum alle Stände durchsetze. Sie zeigte mir angesehene Männer in Offiziersuniform, wenn wir gemeinsam die Straßen durchschritten, und behauptete, wenn man nur den zehnten Teil von dem an die große Glocke hänge, was sie von ihnen wisse, würden sie den glänzenden Rock des Königs mit einer ganz andern Uniform vertauschen müssen. Sie nannte vornehme Damen, die den abgefemtsten Ladendiebinnen nichts nachgaben. Manche, mit ersten Persönlichkeiten verheiratet, Mütter von wohlgezogenen Kindern, besaßen die größte Fertigkeit darin, unauffällig Brillanten in ihren schwedischen Handschuhen, im Munde oder sonstwie verschwinden zu lassen. „Viel lieber“, sagte die Tante oft, „habe ich mit wirklichen Gaunern zu tun als mit solcherlei Elementen, die ihr Gaunertum nicht im entferntesten für wahr haben wollen. Diebe, Urkundenfälscher, Veruntreuer von Mündelgeldern, Gräfinnen und Freifrauen, die den Erlös ihrer Verkaufsstellen in Wohltätigkeitsbasaren zur Hälfte der eigenen Tasche zuführen, halten sich nichtsdestoweniger nach wie vor für die edelsten Blüten der Nation und fühlen sich unentwegt für berechtigt, auf redliche und anständige Mitmenschen verächtlich von oben herabzublicken.“ Wer weiß nun, wieweit Tante Schwabe recht hatte? Ich glaube, sie hat diese Amateure unter den Gaunern nicht weniger gut gekannt als die beruflichen. Diese kannte sie ganz gewiß. Dafür habe ich schließlich Beweise, die gleichsam mit Blut und Eisen in der Geschichte meines Lebens verzeichnet sind.

Einer von Tante Schwabes Freunden war Kriminalkommissar. Sie erklärte ihn für übergeschnappt, trotz-

dem sie ein Jahrzehnt hindurch mit ihm, wie ich glaube, sehr vertraut gelebt hatte. Ich bin überzeugt, er hat ihr aus mancher Patsche herausgeholfen. Eigentlich zählte die Tante und zählte wohl auch der Kommissar auf gewisse Weise ebenfalls unter die Gruppe, der Tante Schwabe weniger gewogen als den wirklichen Gaunern war. Ohne Zweifel von ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit überzeugt, haben sie trotzdem aus verbrecherisch erworbenem Gut nicht selten Gewinn gezogen.

Ich habe bei Tante Schwabe Privatdetektivs getroffen, Heiratsvermittler, Erfinder von allerlei Massenartikeln, verkrachte Existenzen aller Art, Kandidaten der Theologie, die Zuhälter geworden waren, Offiziere, zu Falschspielern herabgesunken und vorbestraft, Volksschullehrer, die wegen Sittlichkeitsverbrechen im Zuchthause gesessen hatten, und andere mehr. Ich habe dort Dirnen kennengelernt, die auf mich den Eindruck von anständigen Frauen machten, und anständige Frauen und Töchter gutbürgerlicher Menschen, die sich für Geld als Dirnen hingaben, um einen Pelz oder ein Ballkleid, für ein Fest der ersten Gesellschaft, etwa im Ständehaus, zu bezahlen.

Tante Schwabe, die mit ihrem scharfen Verstande die glänzende Schale unserer gesellschaftlichen Zustände durchblickt und den Wurm im Kerne entdeckt hatte, hatte dadurch eine mitunter erschreckliche Vorurteilslosigkeit erlangt. Sie wollte sich fast in keiner Beziehung dazu bequemen, die abgestempelten Werte als solche anzuerkennen. Dagegen konnte sie einem Menschen fast schon von rückwärts seinen Charakter und seine Schulden ansehen.

Du sagtest selbst, gute Tante, du habest dich in dieser Beziehung kaum je im Leben getäuscht! Dann wäre ich deine einzige Täuschung gewesen! Deine erste und letzte zugleich; denn es war eine Täuschung mit einem für dich tödlichen Ausgange.

Sie, deren rechter Arm ihrem linken nicht traute, hatte zu mir ein geradezu sträfliches grenzenloses Vertrauen gefaßt, ein so törichtes, blindes Vertrauen, daß ich mich schon damals darüber verwunderte und noch heutigentags deswegen erstaune. Wie konnte ich so weit sinken, ein solches Vertrauen so grauenhaft zu belohnen?

Als ich eines Tages, in meinem doch wohl bereits ergaunerten Anzug kaum wieder zu erkennen — Kleider machen Leute! —, zu Tante Schwabe kam und ihr dieselben hochgestimmten Töne wie dem Kleiderhändler über Reichtum und Dichterruhm zu hören gab, war sie noch so gewöhnt daran, von mir stets nur schlichteste, reinste Wahrheit zu hören, daß sie alles für bare Münze nahm. Sie hatte ebensowenig wie irgend jemand außer mir eine Ahnung von dem giftigen Stachel, der in mir saß und der auf keine Weise herausschwären wollte. Sie hatte nicht einmal etwas von der Krisis erfahren, die mich fast vierundzwanzig Stunden ruhelos umhergejagt hatte.

Tante Schwabe wollte mir wohl. Sie nahm teil an allem, wodurch mein Fortkommen in der Welt gefördert werden konnte. Und da sie, wie schon bemerkt, große Stücke auf mich hielt, schien meine Entpuppung als Dichtergenie ihren Glauben an mich in einer freilich etwas überraschenden Art und Weise zu bestätigen.

Ich sagte ihr, ein gewisser Dr. Starke — ich war erstaunt, mit welcher Mühelosigkeit ich den Buchbindermeister zum Doktor stempelte! —, ein Dr. Starke also habe von meinen Poesien, die ich so nebenbei schon seit Jahren hingeworfen, Kenntnis erlangt und habe mir mit nicht wiederzugebenden Ausdrücken gratuliert und mir eine glänzende Zukunft vorausgesagt. Er schreibe eben an einem Artikel, in dem er mich als das neu-aufgehende Licht bekanntmachen wollte. Eine Zeit-

schrift in München werde auf sein Betreiben einige meiner Gedichte drucken und habe mir einstweilen auf Abschlag fünfhundert Mark gesandt. Noch sehe ich, wie bei meinen dreisten Schwindeleien die Augen der Tante sich vergrößerten. Schließlich sah ich ihr eine herzlich-freudige Überraschung an, die mich beinahe für einen Moment ernüchterte. Aber die flüchtige Kundgebung meines Gewissens wurde durch den Fluß der Dinge hinweggespült. Die Tante gab meinen Mitteilungen eine mich selber überraschende Wichtigkeit und holte sogleich eine Flasche Wein, um das Ereignis mit mir zu feiern.

Während wir nun die Flasche austranken, merkte ich, daß ich für Tante Schwabe eine interessante Persönlichkeit geworden war und daß sie mich nun mit einer Art scheuen Respektes betrachtete. Diese Verwandlung schmeichelte mir so sehr, daß ich, von einer Art Größenwahn gepackt, mich tiefer in ein Gewebe von Lügen und Einbildungen verstrickte.

Zu meinem Entsetzen erkannte ich, daß Tante Schwabe auch das mit blindem Glauben entgegennahm, was ich nach meiner Ansicht nur scherzhaft gemeint hatte. Den Dienst, mein Lügengewebe durch einen trockenen Witz zu zerstören, wie er ihr gelegentlich zu Gebote stand, schien sie mir diesmal durchaus nicht leisten zu können. Statt mich zu ernüchtern, vermehrte sie nur sowohl durch Worte als durch das mir ungewohnte Getränk meine Trunkenheit. Sie war an diesem Tage von einer geradezu unerlaubten, für uns beide verhängnisvollen Leichtgläubigkeit.

So wagte ich es und wurde dazu verführt, ihr auf geheimnisvolle Weise ein Heiratsprojekt anzudeuten, das mir, wie ich durchblicken ließ, der mysteriöse Dr. Starke nahegelegt habe. Ich hätte das Mädchen gesehen, die Eltern gesprochen, sei durch den Doktor in dem reichen Hause eingeführt. Natürlich sei die Zukünftige durch meine Gedichte für mich gewonnen worden, was sie mir

auch durch Worte und Winke zu verstehen gegeben habe. Ich ließ schließlich einfließen, es sei schade, daß ich noch immer durch unzulängliche Mittel zu einem allzu bescheidenen, allzu vorsichtigen Auftreten verurteilt sei.

Ich hielt es für völlig ausgeschlossen, daß diese in solchen Dingen durch ihren Beruf besonders gewitzigte Frau auf diesen plumpen Köder anbeißen würde. Doch schnappte sie unbedenklich zu, so daß mir vor Überraschung und peinlichem Schreck ein eisiges Friesel den Rücken erkältete.

An diesem Tage verließ ich die Tante mit einem Tausendmarkschein, den sie mir geliehen hatte. Eine schwindelerregend hohe Summe für mich. Ich hatte tatsächlich nie einen solchen Schein bis dahin auch nur in Händen gehalten.

Jeder Schritt im Leben ist verhängnisvoll, darum will ich es lieber unterlassen zu sagen, dieser Tag sei es gewesen und besonders jener Schritt und jene Sekunde, in der ich aus Tantes Haus auf die Straße trat.

Es brütete über der Stadt eine jener glühenden Sommernächte, die in Breslau nicht selten sind.

Als ich nun auf die Straße trat, wurde ich von einem Menschen mit meinem Namen begrüßt, der in das Haus meiner Tante hineinwollte. Es war ein gewisser Wigottschinski, ein stets sauber gekleideter, jugendlich aussehender Mensch, dessen Alter indes nicht leicht festzustellen war. Er ging, wie ich wußte, bei Tante aus und ein und war von ihr wohl wegen seines lustigen Wesens wohl gelitten. Ich weiß noch heute nicht, von welcher Art das Verhältnis der beiden damals war. Sicher ist nur, daß dunkle Geschäfte eine Rolle darin spielten.

Wigottschinski also begrüßte mich und fragte, ob Tante Schwabe zu Hause wäre. Ich bejahte das und erwartete nun, er werde sogleich zu ihr hinaufsteigen.

Statt dessen tat er, als ich weiterging, die Frage an mich, ob er mich ein Stückchen begleiten dürfe.

Es ist mir durchaus nicht klar, ob er schon damals gewisse Absichten mit mir hatte.

Wigottschinskis Wesen war wienerisch zutunlich: Es dürfe mich nicht verwundern, wenn er mich näher kennenzulernen suche. Das alte Fräulein Schwabe spräche stets in den höchsten Tönen von mir, und er sei gewiß, daß niemand als ich die reiche Dame beerben würde.

Diese Worte und die ganze Begegnung berührten mich nicht unangenehm. Noch waren die falschen Hochgefühle meiner Brust nicht verraucht und der Prozeß der Selbsttäuschung und der Selbstbenebelung in vollem Gange. Es war mir recht, einen Menschen zu finden, demgegenüber ich weiter den gemachten Mann spielen konnte.

Wigottschinski schlug vor, in einem der Gärten an der Promenade ein Glas Gorkauer Bier zu trinken.

Dort saßen wir nun zusammen bis Mitternacht und wurden nicht müde, unser Inneres voreinander auszuschütten.

Ich habe niemals Freunde gehabt, und die Annehmlichkeit, ja das Glück solcher Aussprachen war mir bis dahin unbekannt. Wigottschinski war übrigens unbedingt eine bestechende Persönlichkeit, deren Annäherung mir schmeichelte.

Er hatte große Reisen gemacht, kannte die großen Hafenstädte von Hamburg bis Neapel hinunter und kannte Wien, Berlin, London, Paris und Rom. Ich werde es nie vergessen, wie fesselnd er zu erzählen wußte.

Überhaupt war es eine wundervolle Sommernacht unter dem leisen Rauschen der Kastanienwipfel im beleuchteten, von fröhlichen Menschen festlich belebten

Garten, in den die einsamen Rufe der Schwäne vom Stadtgraben herüberdrangen. In einem der anderen nahen Gärten spielte Musik, und die Weisen klangen gedämpft an unser Ohr.

Wigottschinski war wirklich erstaunt und sehr interessiert, als er von meinen literarischen Neigungen und meinen ersten Erfolgen als Dichter vernahm, die ich ihm wohl noch erheblich phantastischer ausgestattet darlegte als Tante Schwabe. Es zeigte sich im Anschluß daran, daß er für meine Begriffe staunenerregend gelesen war.

In dieser Nacht erhielt das Phantasiegebäude, das ich über mir und um mich herum errichtet hatte, eine erhebliche Festigung.

Es war die süße Wunde in meinem Innern, war der elegante Anzug, den ich anhatte, war der erste Freund, war die Atmosphäre von Selbsttäuschung und Hochstaplerium, darin ich heute bei Tante Schwabe einen so erfolgreichen Schritt weitergetan hatte, es war der eingebildete Dichterruhm und der Glaube der Tante, der Glaube Wigottschinskis daran, war der Duft fremder Länder, den Wigottschinski mitbrachte, es war die Sommernacht, war die mich umgebende, mir völlig ungewohnte Lichterfülle und Festlichkeit, war das ebenso ungewohnte Getränk und nicht zuletzt der Tausendmarkschein in meiner Tasche, was alles zusammen genommen meine Bnebelung und Berausung vollständig machte.

Es ist unvermeidlich bei dergleichen nächtlichen Sitzungen, daß früher oder später das Gespräch auf das Verhalten der Geschlechter zueinander kommt. Es ist ja wohl dies überhaupt das beliebteste Thema. In einem Breslauer Biergarten aber, während einer badewarmen Sommernacht, möchte es nur für einen Blinden und

dabei Taubstummen zu umgehen sein. Mischt sich doch hier die Welt der Dirnen und ihres zweifelhaften Anhangs mit dem Bürgertum, und man sieht den sommerlich hellgekleideten Flor der hübschen Bürgerkinder mit dem herausfordernden Putz und Prunk der heimischen Halbwelt zu einem bunten Gewimmel verschlungen.

Natürlich blieben Wigottschinski und ich auch während dieser Gespräche auf dieses Gewimmel aufmerksam. Wir wurden fort und fort von neuen Erscheinungen angezogen. Wigottschinski ahnte es nicht, mit welchem Himmelswunder an Reinheit und Lieblichkeit ich jede dieser Erscheinungen heimlich verglich, worauf ich sie in den Orkus hinabschleuderte.

Wigottschinski wurde von einigen sehr pompösen Damen zwanglos angesprochen. Er schien aber nicht in der nötigen Stimmung zu sein und meine Gesellschaft der ihren vorzuziehen. Sie schienen ihn wiederum genügend zu kennen, um seine Laune zu respektieren.

Er äußerte sich über sie sehr wegwerfend.

Dennoch mußte er seinen Erzählungen nach auf zügelloseste Weise gelebt haben.

Seine Erzählungen waren von einer mich erschreckenden Schamlosigkeit. Orgien, die er angeblich in öffentlichen Häusern gefeiert hatte, waren mit Vorfällen verbunden, die nicht zu erzählen sind, so überaus viehisch und hündisch und bocksmäßig.

Er muß geradezu eine furchtbare Geißel der Dirnen, die er sich dienstbar machte, gewesen sein. Das ist ja auch in der Gerichtsverhandlung zutage getreten. Das zeigt auch die Verwendung des erbeuteten Geldes, das er in wenigen wilden Nächten verschwendete.

Ich habe ihn nach der Urteilsverkündung nicht wiedergesehen. Er wurde, da der König von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch machte, morgens um fünf Uhr, und zwar an einem Montag, hingerichtet.

Nun, ich habe sicherlich vor ihm eine verächtliche Figur gemacht, da ich von einem ungenannten Ideale himmlischer Reinheit und Unschuld schwärmte, dessen Urbild ich natürlich im übrigen nicht verriet.

Ich kann nicht sagen, er habe meinen Lobpreisungen gegenüber irgend Hohn und Verachtung gezeigt. Er seufzte vielmehr, wie ich mich sehr genau erinnere, und sagte, daß, wenn ich auf einen solchen Gegenstand der Liebe einigermaßen zu hoffen hätte, ich der glücklichste aller Menschen sei. Er habe auf solche Glückseligkeit nicht mehr zu rechnen. Wie ich die Dinge heute betrachte, staune ich, daß es mir möglich war, vor diesem gemeinen und tief verderbten Menschen, als der er mir nach seinen erotischen Bekenntnissen unbedingt schon damals erschienen war, ein heiliges Geheimnis auch nur insoweit zu lüften, wie es geschehen ist, und seine viehischen Konfessionen mit der Preisgabe meines inneren Gnadenbildes zu beantworten.

Ehe wir gingen, wechselte ich den Tausendmarkschein. Was ich zu mir genommen hatte, hätte ich auch ohne ihn gut begleichen können. Aber ich konnte dem Kitzel, mit meinem Reichtum zu protzen, nicht widerstehen.

Die Erlebnisse mit Tante Schwabe und Wigottschinski fanden statt, bevor Meister Starke meine Gedichte zurückerhalten hatte. Der Mißerfolg, den er auf die anfängliche Blindheit der Menschen allem Neuen und Großen gegenüber zurückführte, vermochte mein Selbstbewußtsein weder zu entwurzeln noch mich irgendwie zu ernüchtern.

Ich spürte in manchen Augenblicken, ja meist sogar, daß irgend etwas in mir nicht im Lote sein mußte. Wiederum war es auch hier wie im Traum, wo man glänzende und paradiesische Landschaften sieht, mit Entzücken und Staunen darin lustwandelt und doch auch eine immer nagende Qual nicht loswerden kann.

Meine gute Mutter bemerkte natürlich, wie sie mir später sagte, an mir eine starke Veränderung. Ich war ihr gegenüber schweigsam geworden. Ich lag nicht mehr so wie früher in allen Regungen meiner Seele offen vor ihr da. Ich ging aus, ohne daß ich ihr sagte, wohin, was ich früher niemals getan hatte. Wie aus weiter Ferne sah ich mitunter ihr Auge fragend, nachdenklich, kummervoll auf mich gerichtet, aber auch solche Blicke hatten keine Gewalt mehr über mich.

Das gleiche war mit jenen der Fall, die Marie Starke in einem ähnlichen Geist auf mich richtete.

Mir sagte ein Instinkt, daß ich gegen sie und Meister Starke weder von dem Umfang meines Dichterbewußtseins noch gar von dem eingebildeten Heiratsprojekt etwas merken lassen durfte. Sie sahen, daß ich verändert war, mich geckenhaft und kostspielig kleidete, auch in meiner Lebensführung nicht mehr der alte eingezogene Philister sein wollte. Ich sagte ihnen, ich hätte mit Tante Schwabe etwas vor, was mir schon jetzt einiges Geld, aber mit der Zeit ein Vermögen einbrächte. Auf ähnliche Weise suchte ich Mutter meinen ihr natürlich befremdlichen neuen Aufwand begreiflich zu machen.

Es zeigte sich bei Meister Starke und seiner Tochter damals bereits jener Wesenszug, dem ich meine Rettung verdanke. Man kann ihn einfach als Treue bezeichnen. Er beruhte auf einer Sympathie für meine Person, die sich in gleicher Wärme und Festigkeit bei Vater und Tochter äußerte. Sie war bei der Tochter mütterlich, väterlich bei dem alten Starke, und das bei beiden in einem Grade, der alles duldet, alles hofft, alles versteht, jedes Leid zu teilen, alles auf sich zu nehmen und hinzuschenken jederzeit willig ist.

Freilich, über eine dunkle Empfindung von dem Schatz, den ich in diesen beiden Menschen besaß, bin ich damals nicht hinausgekommen.

Ich litt sogar allbereits an einer Dünkelhaftigkeit, die mich in ihnen weit unter mir stehende Geschöpfe sehen ließ, zu denen ich mich herablassen mußte.

Was mein kleines Amt bei der Stadt betraf, so empfand ich es ebenfalls sehr bald unter meiner Würde. Ich war lässig im Arbeiten und außerdem unpünktlich. Als ich eines Tages deswegen einen Wischer bekam, brauste ich hochmütig auf und erklärte, daß ich nicht nötig hätte, für einige Hungerpfennige mich im Dienste der im Fette schwimmenden Kommune aufzureiben. Das bedeutete meine Kündigung.

Trotzdem wurde die Sache durch meinen Bürovorsteher, der mir wohlwollte, zu guter Letzt noch ins reine gebracht.

Ich komme nun wiederum zur Hauptsache, zu dem Idol, das ich anbetete und das meine Natur und mein Leben zur Entgleisung brachte. Ich kämpfte gegen seine Macht noch immer an, aber ohne mich ihr entwinden zu können und trotzdem von ihr tyrannisiert.

Jeden Abend und jeden Morgen promenierte ich mindestens eine Stunde lang auf dem Ringe vor dem Emmo - Harlanschen Hause hin und her.

Ich machte mich ferner dadurch auffällig, daß ich mindestens jeden zweiten Tag in der Eisenhandlung etwas einkaufte.

Einmal sah ich den Inhaber durch den Laden gehen, erkannte in ihm den Herrn wieder, den ich am Fenster erblickt hatte, und machte ihm eine tiefe Verbeugung.

Es waren dreißig bis vierzig Verkäufer im Raum, und es schien mir, als ob sie sich über mich lustig machten. Aber ich kehrte mich nicht daran.

Ihr könnt nicht wissen, dachte ich bei mir selber, wie furchtbar ernst diese Sache für mich ist und wie ich durch den eisernen Finger Gottes an diese Schwelle gewiesen bin, um Tod oder Leben hier zu empfangen.

Lacht! Ich lache nicht minder. Lebensmut ist Todesmut!

Ich suchte natürlich auf jede mögliche Weise der kleinen Harlan zu begegnen. Ich kannte die Zeit ihrer Ausfahrten und grüßte jedesmal tief, wenn das Korbwägelchen an mir vorüberfuhr. Den mächtigen Anreiz des Dämons, ihm wie das erstemal nachzulaufen, vermochte ich jedesmal zu besiegen.

Er verleitete mich indessen zu anderen, beinahe ebenso törichten Handlungen.

Wenn das schöne Kind, von allen bestaunt und bewundert, mit ihrer Gouvernante oder mit ihren vornehmen Eltern, ein weißes Windspiel am roten Band, um die Promenade spazierte, riß es mich willenlos dazu hin, ihr vier- oder fünfmal zu begegnen und jedesmal die lachhafte Zeremonie einer tief-devoten Begrüßung auszuführen.

Es war eines Sonntags, als ich bei einer solchen wiederholten Begrüßung durch Wigottschinski beobachtet wurde, der sich dann unvermutet von rückwärts einhakte. Er bekannte freimütig, daß er nunmehr hinter meine Schliche gekommen sei, und er müsse mir zugestehen, gegen meinen Geschmack sei nichts einzuwenden.

Da nun einmal mein Geheimnis verraten war, hätte es wenig gefruchtet, wenn ich es abgestritten hätte. Ich beschloß also offen zu sein und — nun hatte ich ja den gesuchten Beichtiger! — meine Leidenschaft in ihrem ganzen Umfang preiszugeben.

Ich erneuerte auch meine lügenhafte Behauptung, von dem schönen Kinde begünstigt, von den Eltern wohlgelitten zu sein. Wigottschinski beeiferte sich zu bekräftigen, daß man dies auf den ersten Blick erkannt habe.

Wir gingen wieder, diesmal mittags um zwölf, in einen der Biergärten.

An diesem Tage brach die Schleuse, und ich schwelgte in der Ausschüttung meines Herzens, in den Bekenntnissen meiner wahnwitzigen Leidenschaft. Das war eine Erlösung, eine Erleichterung, die mir bisher nie zuteil geworden war. Ich fand oder glaubte in Wigottschinski zu finden einen Menschen, der nicht nur mein Vertrauen zu ehren wußte, sondern für meine Nöte das tiefste Verständnis besaß.

Ich stellte an ihn die Gewissensfrage, ob er glaube, daß für mich eine Hoffnung bestehe, dieses Geschöpf, ohne das ich nicht zu leben vermöchte, je zu besitzen. Und ich war beglückt, als er dies unbedingt bejahte.

Er bestätigte mir alsdann, was ich ja selber schon zu wissen glaubte, es komme für mich ganz allein darauf an, durch irgendeinen glücklichen Coup eine Geltung als Schriftsteller oder aber Vermögen zu erlangen. Das letztere aber sei wohl der näherliegende und der bequemere Weg, und er wolle mir raten, diesen zu gehen.

Er nannte mir eine Menge von Beispielen, wo eine einzige gute Idee ihren Erzeuger über Nacht zum reichen Mann gemacht habe. Solche Ideen habe er selber oft gehabt, sie seien ihm aber meist von sogenannten Freunden gestohlen worden und hätten nicht ihm, sondern jenen zu Reichtum verholfen.

Wir gerieten, nachdem wir gegessen hatten und immer weiter tranken, in eine grenzenlose Projektenmacherei und erwärmten uns beide dabei so sehr, daß wir Brüderschaft machten. Wir standen auf, tranken mit durchgesteckten Armen feierlich zum Erstaunen der Leute, die um uns herum saßen, und vereinigten uns sogar in dem üblichen Bruderkuß.

Wir schüttelten uns hierauf die Hände, äußerten unsere Freude darüber, einander im Leben gefunden zu haben, und gaben jeder sein Wort, nichts ohne den andern zu unternehmen.

Damit hatte unsere Beziehung natürlich ein anderes

Gesicht erhalten. Wir waren nun Freunde, ja Brüder, und konnten miteinander in allem und jedem offen sein.

Wigottschinski sagte: „Gut, wir sind Freunde, wir wollen zu Geld kommen. Wir wollen, sagen wir, durch den Handel zu Geld kommen. Wir müssen meinethalben ganz unauffällig eine Firma eintragen lassen und annoncieren. Oder wir annoncieren nur und lassen keine Firma eintragen. Wir mieten uns ein kleines Büro und legen uns diesen und jenen Artikel zu, auf den die Leute mit Vorliebe hereinfallen: sei es ein Haarwasser, ein Zahnwasser oder ein Bitterwasser. Es kann ebensogut ein Mittel gegen Schwäche oder zur Erzeugung einer schönen Büste oder sonst etwas sein. Geschäft ist Geschäft. Ein wirklicher Kaufmann wird vor keinem Artikel, der Geld bringt, zurückschrecken. Wir annoncieren und lassen das Geld vorher einsenden. Auf diese Weise strömt einem, wenn alles gut geht, ein Kapital ins Haus. Der Annoncenteil der Zeitungen ist ein Klavier, das Dukaten statt Töne spuckt, wenn man es zu spielen versteht. Hat man alsdann das Kapital, so nimmt man vielleicht zwei Prozent davon, läßt den Artikel fabrizieren und zum Versand bringen. Wenn die Leute ein bißchen warten müssen, schadet das nichts.“

Ich machte dagegen einige Einwendungen.

„Ach was“, fuhr er fort, „jeder Apotheker verdient hundert Prozent, beim Bankwesen wird unsinnig verdient. Jeder Zigarettenfabrikant will siebzig, achtzig Prozent heraushauen. Im Geschäftsleben kann man nicht zimperlich sein.“

Mein Tausendmarkschein war damals bereits bis zu zwei Dritteln ausgegeben. Ich hatte meinem neuen Freunde seine Herkunft mitgeteilt. Als ich ihn nun darauf aufmerksam machte, daß das Annoncieren selber ein Kapital erfordere, erklärte er augenblicklich und ohne Besinnen, daß Tante Schwabe es vorschießen müsse.

So wurde an diesem Tage bereits der Grund zu jenem Komplott gegen sie gelegt, dem sie zum Opfer gefallen ist.

Der Plan schien zunächst nicht so perfid, wie er sich mit der Zeit gestaltete. Wigottschinski wußte von mir, welchen Einfluß ich auf Tante Schwabe besaß, und mir war bekannt, daß auch er sich immer tiefer in ihrem Vertrauen gefestigt hatte. Ich sagte schon, daß ich über den Charakter seiner Beziehungen zu ihr nicht ganz im Bilde bin.

Nun, sagen wir lieber: ich bin im Bilde.

Ich schone niemand, weil ich in diesem Buche nach Kräften der Wahrheit dienen muß und übrigens Gut oder Böse hier nicht in Betracht kommt.

Ich breche über mich nicht den Stab; wie sollte ich über andere den Stab brechen?

Wigottschinski, der durch und durch Zyniker war, hatte Tante Schwabes Johannistrieb vielleicht mit Absicht hervorgerufen und keineswegs unbenützt gelassen.

Wenn nun er und ich und ich und er uns gegen die Tante zusammentaten, so bedeuteten wir eine Macht gegen sie, die sie uns selber eingeräumt hatte, der sie wahrscheinlich nicht gewachsen war. Und wir hatten bereits so viel Vertrauen zueinander als durchgekochte Industrieritter, daß wir uns diese Sachlage rückhaltlos eingestanden und darauf unseren Schlachtplan gründeten.

Ich würde noch heute derselbe durchteufelte Schurke sein, als der ich damals erscheinen mußte, wenn ich damals mit den Füßen auf der Erde gestanden hätte. Mich hatte aber die Macht des Eros vom Boden losgemacht und hielt mich in einer bestimmten irrationalen Sphäre gebunden. Darum kann ich heute mit gutem Gewissen sagen, daß, wenn ich in den Abgrund des Verbrechens

gesunken bin, kein eigentlich irdisches und also kein niedriges Motiv das verursachte.

Taten im Alkoholrausch gewährt das Gericht, vielleicht mit Unrecht, die bekannten mildernden Umstände. Einem Menschen wird die blinde und vielleicht blutige Tat nicht angerechnet, die er in einem physisch nachgewiesenen Fieber von vierzig Grad und darüber begeht. Es fehlt einem solchen Menschen die Zurechnungsfähigkeit. War ich damals zurechnungsfähig?

Ein so betörend schönes Kind wie diese Veronika Harlan würde auf Bekenntnisse hin, wie ich sie von ihrem Einfluß auf mich hätte geben können, im finstern Mittelalter auf offenem Markt als Hexe eingeäschert worden sein.

Ich will damit nichts weiter sagen, als daß die Macht der Liebe in früheren Zeiten als übernatürlich erschienen ist. Was würde ich damals, in Zeiten, von denen das Breslauer Rathaus in seiner wundervollen Gotik, von denen besonders die Staupsäule zeugt, über den Einfluß der Eisenhändlerstochter auf mich einem Beichtiger wohl bekannt haben?

„Hochwürden, ich war ein friedlicher Mensch, ich bin friedlos geworden, ich war fleißig und mühsam wie eine Ameise, nun bin ich ein Lotterbube geworden, ich war anspruchslos wie ein lahmer Droschkengaul, und nun bin ich ein Hurer und Schlemmer geworden. Ich habe meine Mutter über alles geliebt: stürbe sie heute, so würde ich keine Träne zu zerdrücken brauchen. Ich habe Gott und den Himmel geliebt, den Teufel und seine Hölle gefürchtet; aber sage mir heute, wo Veronika Harlan ist, und wohnt sie in der Hölle, so will ich auf Gott und den Himmel auf ewig verzichten.

Von dem Augenblick, in dem ich das Mädchen zuerst gesehen habe, stammt die Veränderung. Ich habe niemals Veronikas Finger berührt noch auch nur zwei Worte mit ihr gewechselt, und doch hat sie fern oder

nah die absolute Gewalt über mich. Körperlich fern, ist sie mir trotzdem überall gegenwärtig. Sie schwebt des Nachts durchs offene Fenster herein und durchschreitet ebenso leicht die stärkste Mauer. Sie macht mir Qualen, die nicht leicht zu beschreiben sind, und ebenso nicht zu beschreibende Wonnen. Sie versengt mir das Hirn, sie verbrennt mir die Leber. Sie macht mich wahnwitzig. Mache, daß sich die Hexe meiner erbarmt, oder ich verzichte auf die ewige Seligkeit, und ihr schneidet mich als Gehängten vom Türpfosten!“

Nach einem solchen Bekenntnis würde der Inquisitor nicht lange gezögert haben, Veronika Harlan der Tortur zu überliefern.

Es ging stark auf Mitternacht, als Wigottschinski und ich noch immer einträchtig beieinander saßen und unsere Pläne ausbauten. Natürlich saßen wir längst nicht mehr in dem Biergarten, sondern hatten einige Male das Lokal gewechselt. Wir waren von Bier zu Wein übergegangen, weil unsere Zuversicht auf nahe große Gewinne von Minute zu Minute stieg und ich deshalb keinen Wert darauf zu legen brauchte, den Rest meines Tausendmarkscheins noch weiter zu konservieren.

Es hätte mir zur Warnung dienen können, daß dieser Tag ein überaus seltsames und schließlich nicht gutes Ende nahm. Aber ich sah immer nur mein Ziel. Es war, wie wir wissen, ein Ziel in den Wolken.

Wir betraten gegen halb zwölf ein gewisses Nachtklokal, in das mich Wigottschinski geführt hatte, weil es ein Zusammenkunftsort der schönsten und kostspieligsten Prostituierten sei. Es nannte sich Café-Restaurant, und man konnte dort Eiskaffee, Melange, Tee, Schokolade, Pilsener Bier, jede Art Likör und jede Art Wein bis hinauf zum besten französischen Sekt trinken. Auch wurde an vielen Tischen soupiert.

Ich sah ein solches von goldenen Tapeten, Spiegeln

und mächtigen Kronleuchtern mit Glasprismen glänzendes und funkelndes vornehmes Dirnenlokal zum erstenmal. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn mich die Lichtfülle, die Abendtoiletten der Damen, die Smokings der Herren, die elegant befrackten Kellner, die blendend weiße Wäsche der Tische und Hemdbrüste anfänglich recht erheblich verschüchterten. Ich dachte sogar flüchtig daran, ob man uns hier nicht am Ende hinausweisen würde. Dieses war leider nicht der Fall.

Es vergingen nicht zwanzig Minuten, da waren wir eingewöhnt, und ich sah mich von einem befrackten vornehmen Herrn bedient, der mich wie einen Staatsminister behandelte.

Ich war wirklich erstaunt, wie weit ich es allbereits gebracht hatte.

Wigottschinski machte mich unauffällig auf gewisse, hier zu beobachtende Anstandsregeln aufmerksam, daß man das Messer nicht in den Mund stecken dürfe, daß man, um den Kellner zu rufen, nicht an das Glas schlage; doch, wie er sagte, sähe man mir durchaus nicht an, daß ich in solcher Umgebung noch nicht verkehrt hätte.

Ich dachte an Mutter und unsere Wohnung, und mir schauderte. Ich verriet in meinem Herzen den schlichten Meister Starke und seine Tochter, von denen ich meinte, daß sie nun doch kein Umgang für mich seien. Lieber Vater, liebe Marie! Ihr habt es mir tausendmal verziehen.

Es wurde von vier oder fünf Zigeunern auf verschiedenen Geigen und einem Hackbrett wundervolle Musik gespielt, die gleichsam in einen seligen Rausch wiegte. Ich beschloß sofort, daß es mir auf die dreihundert Mark, die ich noch in der Tasche hatte, heute nicht ankommen sollte.

Ich werde mich hier nicht lumpen lassen, dachte ich höchst alberner Weise, denn ich tue die ersten Schritte

auf dem Parkett der vornehmen Welt, die auch die Welt Veronikas ist; den Namen hatte ich nun erfahren und fast immer geflüstert auf meiner Zunge.

Vielleicht aber hatte ich doch nicht ganz unrecht. Unter den Herren gab es Erscheinungen, denen man die vornehme Abkunft ansehen konnte. Es erwies sich ja auch nachher, daß sogar der Sohn des Regierungspräsidenten der Provinz mit seinen Damen den Tisch in der Ecke innehatte.

Es war da in einer Nische ein Tisch, an dem sehr viel Sekt getrunken wurde. Es saßen sechs Personen, drei Damen und drei Herren, darum. Man war animiert und blieb sozusagen in einem Gelächter. Obgleich jedoch die Stimmung ein wenig fortgeschritten war, ging doch die Lustigkeit über den Rahmen des in einem anständigen Lokale Üblichen lange Zeit nicht hinaus.

Ich bemerkte, daß Wigottschinski in einer gewissen Erregung war und sich für eine der Damen an jenem Tisch interessierte, die uns den Rücken zuehrte. Sie sei ein Typ, so sagte er mir, wie er ihm nur einmal bei einem jungen Mädchen vorgekommen sei, und dies sei eine Tscherkessin gewesen.

Ich blickte hin und ward ebenfalls auf eine unbestimmbare Weise von der Erscheinung, die ich nur von rückwärts sah, angezogen. Sie hatte etwas Starkes, Jünglingshaftes, man möchte sagen Apollinisches. Aber man kam auf den Gedanken, dieses Mädchen möchte vielleicht noch vor kurzem in den Steppenländern Asiens halbwilde Pferde ohne Zaum und Zügel geritten haben.

Wir hatten ein Nachtessen zu uns genommen, wie es mir bis dahin nicht einmal im Traume erschienen war. Schließlich wurde von Wigottschinski — wenn auch nur deutscher — Sekt bestellt, den ich, sowie einen großen Seekrebs, den er kommen ließ, natürlich bezahlen mußte. Ich müsse jetzt alles das kennenlernen, sagte er mir.

Ich hatte, in Krebs, Champagner, Hirngespinnste und alles mögliche Neue vertieft, weiter nicht auf den Tisch und das Mädchen geachtet, von dem eben die Rede war, und deshalb auch nicht bemerkt, was Wigottschinski mir plötzlich möglichst unauffällig mitteilte.

Er, der das Mädchen unablässig im Auge behalten hatte, wollte bemerkt haben, daß sie sich mehrmals nach mir umblickte, und er schwor, als ich es ihm aus vollster Überzeugung auszureden versuchte, es sei so gewesen, und ich könne mir etwas einbilden auf die Eroberung, die ich gemacht hätte.

Ich wollte auf andere Dinge kommen, aber er ließ nicht ab und sagte, es rege sich an dem bewußten Tische sogar bereits Eifersucht.

Es war doch nun wohl bereits ein Uhr nach Mitternacht. Neue Menschen traten kaum noch ins Lokal, oder wenn es geschah, so waren es Herren, denen der Hut im Nacken saß, die laut und ungeniert redeten und deren Begleiterinnen es ebenso hielten, zuweilen sogar recht mißtönend aufkreischten.

An den Tischen im Restaurant ging es nun auch in ähnlicher Weise freier und lebhafter zu.

Auf die Behauptungen Wigottschinskis hin mußte ich doch nun wohl auch dies und jenes von dem Champagnertisch — es gab übrigens jetzt fast nur Champagnertische — zu erhaschen suchen. Und es war wirklich so, daß die Tscherkessin von ihrem eleganten Nachbar, zunächst noch in halbem Scherz, bei den schönen Gelenken festgehalten wurde, um zu verhindern, daß sie sich umschaue. Dennoch drehte sie ihr apollinisches Haupt auf dem stolzen Nacken so weit herum, daß sie mir ins Gesicht schauen konnte.

Darauf wurde ihr Nachbar, der elegante Herr, von der übrigen Tischgesellschaft ausgelacht.

Mich durchrieselte etwas, als sie mich anblickte. Allein, ich war so himmelweit entfernt davon, mit einem

Ereignis wie diesem zu rechnen, daß ich gänzlich verständnislos in die schönen Augen des Mädchens sah und allerdings von ihrer mir ganz fremdartigen, in Ursprünglichkeit strotzenden Schönheit getroffen wurde.

Geflissentlich hatten Wigottschinski und ich unsere Unterhaltung fortgesetzt. Als ich nach einer Weile aufblickte, hatte der elegante Nachbar der Tscherkessin seinen Stuhl zur Hälfte herum und sich gegen unseren Tisch gedreht und war dabei, mich mit herausforderndem Hohn zu fixieren.

Man wurde im Publikum bereits auf den Vorgang aufmerksam.

Jetzt versuchte die Tscherkessin mit dem Liebhaber, was dieser vorhin vergeblich mit ihr versucht hatte. Es gelang ihr indessen ebensowenig, wie es ihm gelungen war, ihr Interesse ausschließlich der Tafelrunde zurückzugewinnen, ihn in den Kreis der Gesellschaft zurückzuziehen. Da verfiel sie darauf, ihm ihr feines Taschentuch vor die Augen zu halten.

Heftig schlug er das Tuch beiseite und stand mit einem kurzen Rucke vom Stuhle auf. Noch sehe ich, wie sein vom Wein gerötetes hübsches Gesicht zum Erschrecken grau wurde.

Was nun geschah und blitzschnell geschah, war für alle so überraschend, nicht zuletzt auch für mich, daß ich mich nicht erinnern kann, je einen solchen Zustand der Hilflosigkeit wie damals gefühlt zu haben.

Bevor ich mich nämlich darüber geeinigt hatte, wie dieser höchst grundlosen, törichten Eifersuchtsszene am besten die Spitze abzubrechen sei, war die tolle Tscherkessin plötzlich bei mir und gab mir lachend vor aller Welt — ich war angstvoll emporgefahren — drei, vier, fünf, sechs herzhaft Küsse.

Man wird erraten haben, wem ich in dieser Weise und an solchem Orte begegnet bin. Es zeigte ja in gewissem

Sinne, daß meine Schwester noch immer das willenskräftige und selbständige Mädchen von früher war und auch noch das Herz auf dem rechten Flecke hatte. Immerhin setzte mich ihr tolles Verfahren in große Verlegenheit, und daß ich sie überhaupt auf diesem Felde getroffen hatte.

Unsere Beziehung wurde nun aber jedenfalls auch für den eifersüchtigen Liebhaber befriedigend aufgeklärt, und wir, Wigottschinski und ich, wurden veranlaßt, in der Nische bei den drei Paaren Platz zu nehmen.

Das Gespräch an ihrem Tisch war auf einmal recht frostig geworden. Der Geist des Champagners schien verflogen zu sein. Das rührende Wiedersehen von Bruder und Schwester machte jedermann nachdenklich.

Auch muß ich trotz meines fertig gekauften Anzugs wohl eine kümmerliche Figur gemacht haben.

Auch meine Schwester Melanie hatte ihre tolle Laune nun plötzlich eingebüßt und kroch in meiner Gegenwart in sich zusammen wie ein Schulmädchen. Der Ausdruck ihres Gesichtes zeigte Befangenheit, fast Schüchternheit. Mein Dasein schien ihr nun erst zum Bewußtsein zu bringen, daß sie eine stadtbekannte Kokotte geworden war. Diese Tatsache mußte auch ich jetzt verdauen.

Sie wollte nach Mutter fragen, das sah ich ihr an. Sie wollte mich fragen, wieso ich zu diesem Freunde und in dieses Lokal käme. Sie schämte sich ihrer Gesellschaft und ihres Liebhabers, sie hätte alles darum gegeben, ihre Umgebung los zu sein.

Man wird sich nicht wundern, wenn diese Gesellschaft mit dem Umschwung, der sich auch ihr bemerkbar machte, nicht gerade einverstanden war und seinen Urheber mit wenig günstigen Blicken betrachtete.

Meine Lage war gewiß dazu angetan, ein Inmichgehen zu begünstigen. Ich hatte auch wirklich in diesem Lokal und in diesem Kreis nunmehr, da ich neben meiner

Schwester saß, ein Prangergefühl. Ich hätte mich mögen unbeachtet hinwegstehlen oder lieber tausend Meilen entfernt irgendwo in der Türkei meinethalben die Lämmer hüten. Ich hatte ein Aussatz-, hatte ein Krätze-, hatte ein Pariagegefühl, und kurz vorher war mir zumute gewesen, als ob ich bereits ein vollberechtigtes Mitglied der oberen Zehntausend wäre. Mich kam, vielleicht zum ersten Male im Leben, ein Ingrim gegen die Kaste an, deren Söhne mit Pferden und Dienern, Gouvernanten und Mätressen, französischer Küche und kostbaren Weinen großgezogen wurden und die den Leib meiner Schwester für Geld kaufen konnten.

Ich muß meiner Umgebung nicht recht geheuer vorgekommen sein. Ich fühlte gefährliche Mächte in mir aufsteigen. Es war, als wenn sich meine Scham mit jeder Minute mehr in Bitterkeit und stille Wut verwandelte. Es bestand Gefahr, und sie wurde von meiner Schwester erkannt, daß irgendein Zündstoff in mein Inneres fiel und eine Explosion veranlaßte.

Meine Schwester erkannte zu spät, es wäre besser für sie und mich gewesen, sich mir nicht zu erkennen zu geben. Ich sagte mir zwar, daß ich alles aufbieten müsse, um meine Gefühle im Zaum zu halten, aber ich konnte mich nicht überwinden, von dem Liebhaber, der sie bezahlte, das Glas Sekt, das er mir reichte, anzunehmen. Auch konnte ich nicht verhindern, daß ich bei dieser Gelegenheit bleich wurde und seinen Blick nicht, wie früher bei seinem Eifersuchtsanfall, vermied.

Auch vor Wigottschinski, seltsamerweise, schämte ich mich. Ich fand natürlich, und es ärgerte mich trotzdem, daß man gleichsam mit Blicken von ihm abrückte. Die drei Herren konnten Referendare, Leutnants in Zivil oder etwas Ähnliches sein. Sie trugen gewichste Schnurrbärtchen und den sogenannten Paposcheitel.

Trotzdem ich einen Wirrwarr von Empfindungen hinunterzuwürgen und also genug mit mir selber zu

tun hatte, sah ich doch, daß Wigottschinski von der Entwicklung, welche die Dinge mit seiner Tscherkessin genommen hatten, stark betroffen war. Und ich bemerkte, daß er den Blick meiner Schwester suchte. Es fuhr mir deshalb sogleich durch den Kopf, daß dies, wenn es sich fortsetze, recht gut einen Anlaß zu einer neuen Eifersuchtsverwicklung geben könne. Nicht lange danach fing ich aber auch einen Blick meiner Schwester auf, den sie, sonderbar forschend, auf Wigottschinski richtete.

Ich hatte an diesem Sonntag nicht wenig erlebt. Es war auf meinen Nerven, von der Begegnung mit Veronika Harlan und ihrem Windhund angefangen, über all die Projekte und Beschlüsse zur Brüderschaft, im Wandern von Bierkneipe zu Bierkneipe, von Weinkneipe zu Weinkneipe, ununterbrochen, wie auf Saiten heftig gespielt worden. Beinahe hatte die Begegnung mit der Schwester einen Riß durch alle gemacht. Nun aber drohte das ganze Instrument zu zerspringen, wenn noch irgend daran hantiert würde.

Es genügt zu sagen, daß die Gefahr eines Zusammenstoßes, die in der schwülen und gespannten Situation jenes Abends lag, nicht vermieden wurde. Ich würde ungern in die Schilderung häßlicher Einzelheiten eintreten. Ich habe einen schönen Herbstvormittag in meinem Obst- und Gemüsegarten zugebracht, meinen Pflaumenbaum geschüttelt und allerlei stille und ländliche Geschäfte verrichtet. Wie weit ab bin ich von den widerlichen Verwicklungen jener Zeit, die sich wie höllisches Gestrüpp um meine Füße schlugen, weil ich mein Auge nicht auf der Erde hatte, sondern auf einen fernen göttlichen Stern gerichtet hielt! Meinen Bericht aber will ich trotzdem fortsetzen.

Den ganzen folgenden Tag lag ich mit einem schrecklichen Katzenjammer zu Bette. Meine tiefgebeugte, in Wahrheit untröstliche Mutter pflegte mich schweigsam

und mit einem Gesicht, das mir, wenn ich es verstohlen betrachtete, versteinert schien.

Nicht nur des stechenden Kopfschmerzes wegen, der eine Folge der genossenen Getränke war, machte sie mir kalte Umschläge, sondern weil ich eine Beule über dem linken Auge hatte.

Sie stammte von einer nächtlichen Schlägerei vor dem Vinzenz-Haus und insbesondere von einem feigen und tückischen Faustschlag, den ich dem Liebhaber meiner Schwester verdankte.

Mit jener störrischen Zähigkeit, wie sie Trunkenen zuweilen eigen ist, suchte ich meine Schwester zu veranlassen, nicht mit ihrem Galan zu gehen, sondern mit mir zu unserer Mutter. Ich wurde dafür von dem eleganten Lumpenkerl mit den ekelhaftesten Namen belegt, die zutreffend gewesen sein würden, wenn ich eine meiner jetzigen ganz entgegengesetzte Rolle gespielt, das heißt ihm meine Schwester für Geld zugeführt hätte. Schweigend ging ich mit Wigottschinski vor ihm her, als er mir von rückwärts mit der flachen Rechten unversehens einen gewaltigen Backenschlag verabfolgte, womit die Schlägerei ihren Anfang nahm. Ich bin nicht stark, aber ich weiß, daß der niederträchtige, feige Schuft seltsamerweise im nächsten Moment auf dem Rücken lag und daß ich, die Hände auf seine Gurgel gepreßt, auf ihm kniete. Da ich dies nicht stundenlang tun konnte und ihn auch nicht erwürgen wollte, erklärte ich mich bereit, ihn gegen sein Ehrenwort, daß er Frieden halten werde, loszulassen. Dieses Ehrenwort gab er vor der Gesellschaft, die noch zusammen war, feierlich. Trotzdem schlug er mir in demselben Augenblick, als ich meine Hände freigab, mit den gebrüllten Worten: „Verfluchter Lude!“ die Faust ins Gesicht.

Es ist ein Wunder, daß ich mein Auge behalten habe.

Ich sehe, ich habe mich nun dennoch wieder in Einzel-

heiten eingelassen. Mögen sie stehenbleiben, obgleich sie für das Ganze ohne Bedeutung sind. Es kann nun einmal nicht ausbleiben, daß, wenn man sich mit einer Sache in irgendeinem Sinne beschäftigt, diese bis zu einem gewissen Grade Herr über einen wird.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit war ich wieder gesund und konnte mit Wigottschinski der Verwirklichung unserer Pläne nachgehen.

Es war meiner Mutter nicht gelungen, aus mir herauszubringen, was eigentlich am Tage vorher geschehen und wie ich in meinen fürchterlichen Zustand geraten war. Es gelang ihr auch in der Folge nicht, mir etwas über mein Liebesgeheimnis noch über meine geschäftlichen Pläne zu entlocken. Wigottschinski besuchte mich, als ich zu Bette lag. Meine Mutter sagte, sie empfinde ein Grauen vor ihm, und ich sah es ihr an, daß sie nicht etwa nur eine Redensart machte. Ich beruhigte sie und versicherte, sie werde sich einst davon überzeugen, welcher Glücksfall es für uns war, daß ich diesen Menschen gefunden hatte. Er und ich verhandelten lange über die Art, wie wir Tante Schwabe das uns nötige Betriebskapital abringen sollten; aber auch über diese Angelegenheit ließ ich Mutter durchaus im Dunkeln.

Man wird sich fragen, ob ich durch das Erlebnis mit meiner Schwester nicht hätte zur Umkehr veranlaßt, durch den Faustschlag nicht hätte aus meinem furchtbaren Traumleben geweckt werden müssen. Das war nicht der Fall. Der Zustand, den ich erlebt und in den ich während des Katzenjammers geworfen war, war eigentlich nur eine Verstärkung des Leidens, das ich seit dem Erblicken der kleinen Veronika, in der Entbehrung ihrer, in der Verbannung von ihr täglich und stündlich zu erdulden hatte. Solange ich nicht wenigstens eine Hoffnung auf ihren einstigen Besitz hegte und nährte, war mir ja sowieso das Leben zur Hölle geworden. Da diese Hoffnung, die mich allein lebendig

erhielt, an der Wirklichkeit nicht zu nähren war, und das war sie sicherlich nicht, so mußte sie sich eben weiter an Illusionen emporranken.

Gewiß war ich außerdem weltfremd, provinziell und urteilslos, wenn ich glauben konnte, daß ein armer Magistratsschreiber, der eine öffentliche Dirne zur Schwester hatte, auch wenn er etwas Vermögen erlangte, mit einer Werbung um die einzige Tochter reicher und angesehenen Leute hätte Erfolg haben können; und insofern hatte mein Wahnsinn denn auch sehr reale und sehr natürliche Grundlagen.

Der von Wigottschinski und mir bei Tante Schwabe geplante Schritt gelang. Es ist ziemlich gleichgültig, wie wir sie übertölpelten und was wir ihr einredeten. Ich sagte schon, wie sie meinem Heiratsprojekt gegenüber schon eine mir unbegreifliche Vertrauensseligkeit an den Tag gelegt hatte, wie sie auf meine Dichterillusionen und andere Überstiegenheiten eingegangen war. Suche ich heute nach Gründen dafür, so finde ich deren mancherlei. Sie hatte ihr felsenfestes Vertrauen zu mir gewonnen, als ich es durchaus rechtfertigte. Sie kannte mich aus dem Beistand, den ich ihr früher in geschäftlichen Dingen geleistet hatte, als nüchtern und umsichtig. Sie verehrte in mir einen Geist peinlicher Rechtlichkeit, der sie freilich auch andererseits beunruhigte und sie veranlaßte, mir nur teilweise Einblick in ihre Geschäfte zu gestatten.

Aus den Labyrinthen des Betrugers kommt man stets unverrichteter Dinge zurück, wenn man ihre ewigen Dunkelheiten erforschen will. So glaube ich zum Beispiel, daß die Tante meine ahnungslose Rechtlichkeit gerade zum Selbstbetrug und zum Betrug anderer benützte. Sie hatte ihr Urteil über mich festgelegt und sozusagen die Akten geschlossen. Was ich ihr nun zu knacken gab, beurteilte sie unter den alten, nunmehr

aber falschen Gesichtspunkten. Die gute Tante wußte zudem ganz gut, daß sie unter die gesellschaftliche Ebene ihrer Eltern gesunken war. Allein es hatten sich über dieser wunden Stelle ihres Bewußtseins Schwielen gebildet. Solche haben, wie man weiß, eine doppelte Festigkeit. Danach glaubte die Tante trotz allem überzeugt zu sein, gleichwertig in der höchsten Gesellschaft verkehren zu können, weshalb sie mein Vorstoß in dieser Richtung etwa so sympathisch berührte, wie einen Morphinisten das Bekenntnis eines Morphinisten berührt. Schließlich hatte die Tante einen wahren und echten Respekt vor dem Geiste. Obgleich sie Maler, Schauspieler, Musiker, Sänger und Sängerinnen, junge Literaten und so weiter unbedenklich nach Kräften ausbeutete, waren sie doch Gegenstand ihrer vielfach beinahe abgöttischen Bewunderung, wovon ein Autographenbuch, das sie besaß, mit vielen berühmten Namen deutliche Kunde gab. Darum nahm sie es schon als geschehen an, als der Neffe erklärte, er werde demnächst in diese beneideten Kreise aufrücken, um so mehr, als auf diese Weise zugleich ihre Wunde Linderung und ihre Anmaßung Nahrung erhielt.

Wir hatten also, nämlich Wigottschinski und ich, der Tante eine größere Summe, ja geradezu ein Kapital abgeloct, womit wir in dem kleinen möblierten Zimmer des Österreicherers ein Büro etablierten. Die Schlägerei vor dem Vinzenz-Haus hatte das Verhältnis meiner Schwester zu ihrem Liebhaber sofort auseinandergbracht. Seltsam, ich war meiner Schwester bis dahin nie so nahe gekommen und ebensowenig Melanie mir. Jetzt erst, von meinem exzentrischen Standpunkt aus, war sie mir verständlich geworden, und durch eben diese Veränderung meines Wesens übte ich eine Anziehung auf sie aus. Sie war ja im Grunde tüchtig und rechtschaffen, und teils aus darbendem Familiensinn, teils

weil ich für sie gekämpft und gelitten hatte, schloß sie sich neuerdings an mich an. Wir fanden Gefallen aneinander und genossen beide das unzweifelhafte Glück, einander nach so langen Jahren des Zusammenseins nun erst eigentlich zu entdecken.

Freilich würde das Band, das uns diesmal einte, ohne Wigottschinski schwerlich lange gehalten haben. Es dauerte einige Zeit, ehe ich dahinterkam.

Vorerst schöpfte ich keinen Verdacht, als er vorschlug, Melanie gleichsam in unsere Firma hineinzuziehen und ihr die schriftlichen Arbeiten zu übertragen. Ich wußte ja, daß sie besser als ich und mein Bruder Hugo mit der Feder fortkonnte.

Unser Büro war ein langer Schlitz, der ein Fenster hatte, von dem man auf den Eingang des Lobetheaters hinuntersah. Es stand Wigottschinskis Bett darin, an dem man sich eben gerade vorbeidrücken konnte, um an den Schreibtisch zu gelangen, der am Fenster stand. Der Raum hatte alte dunkle Tapeten, die an einigen Stellen herabhingen. Außerdem war er hoch und also recht unheimlich.

Vier Wochen vergingen in diesem Gelaß mit Beratungen.

Diese Beratungen waren jedoch nichts weiter als gegenstandsloses Geschwätz, das, durch unmäßiges Trinken und Rauchen gewürzt, zu einem immer aufs neue gesuchten Genuß wurde.

Gegenstandsloses Geschwätz ist vielleicht darum kein treffender Ausdruck, weil es sich zwar nicht um reale und vernünftige Gegenstände drehte, aber um so mehr um eingebildete und vernunftlose. Solche haben für nichtsnutzige Menschen die stärkste Anziehungskraft. Projektenmacher und Faulpelze aller Art wissen davon zu erzählen.

Meine Schwester war ständiges Mitglied der Kumpanei.

Es hatte sich damals seltsamerweise in mir die Überzeugung festgesetzt, es sei mir gelungen, meine Schwester moralisch zu retten, sie aus dem Sumpfe des Lasters emporzuziehen. Ich war so verblendet, in Wigottschinskis Neigung zu ihr einen weiteren Glücksfall zu sehen, besonders seit sie erwidert wurde und zu einer Verlobung geführt hatte. Diese Verlobung, eine Heirat: was konnte zweckmäßiger sein, meine Schwester dem ehrbaren Bürgertum zurückzugewinnen?

Es war erstaunlich, welche Gewalt Wigottschinski über das schöne Mädchen erlangt hatte. Ihr Eigenwille, ihr aufrechtes Wesen, ihr Widerspruchsgeist waren wie ausgelöscht. Längst hätte ich müssen über die Art des Verhältnisses, das die Schwester mit meinem Freund verband, Verdacht schöpfen. Aber ich hatte zu viel mit mir selber zu tun, und Wigottschinski sowohl als Melanie unterließen nichts, um ihr Verhältnis als ein ernstes, gutbürgerliches erscheinen zu lassen.

Im Lobetheater wurde Abend für Abend die „Reise um die Welt in achtzig Tagen“ gespielt. Gegen die neunte Stunde vollzog sich regelmäßig auf der Bühne ein indianischer Überfall, dessen Schüsse man in unserem Zimmer deutlich vernahm. Unsere Sehnsucht zu reisen, die weite Welt zu durchschweifen, wurde natürlich dadurch immer neu angeregt. Wir träumten von Abenteuern, Märchenländern und Reichtümern. Auf solche und andere Weise wurde Zeit vergeudet und Geld vertan, ohne daß mit irgendeinem Geschäft, solid oder unsolid, ein Anfang gemacht worden wäre.

Ich hatte meinen Posten beim Magistrat aufgesagt, sobald ich das Gold der Tante im Sack hatte. Immerhin war mir der Abschied von meinem Büroplatz am Rathausfenster nicht ganz leicht, weil ich damit auch den Blick auf die Staupsäule aufgeben mußte. Meinem Bürovorsteher hatte ich nach und nach ein Märchen von meinem Glückswechsel beigebracht, worin ernst-

haft reiche Heirat und beginnender Schriftstellerruhm abwechselnd mehr oder weniger betont wurden. Was aber bei allem das Seltsamste ist, ich habe an dieses Märchen geglaubt.

Wir waren also nun Kaufleute und mußten standesgemäß auftreten. Es war nicht möglich, Geschäfte zu machen ohne das. Wigottschinski machte sehr bald recht gute Figur, obgleich er auf seine Ausstattung nicht die Hälfte soviel als ich verwandte. Man sagt, daß Leute mit Buckeln oder auch Hinker wie ich nicht selten die Neigung haben, sich auf eine lächerliche Weise herauszuputzen. Dieser Neigung verfiel auch ich. Ich glaubte es meinem Geschäft, meiner Bedeutung als Schriftsteller und meinem Liebesidole schuldig zu sein, ein vollkommenes Gigerl aus mir zu machen.

So erwarb ich mir weiße Kragen und kostbare Leibwäsche, vier oder fünf moderne Anzüge, Lackschuhe, Handschuhe, Krawatten, Hüte, besorgte mir Busennadel, Manschettenknöpfe und goldene Uhr, und wenn ich, dermaßen herausstaffiert, in meinem atlasgefütterten Sommerpaletot die Schweidnitzer Straße auf und nieder schritt, passierte ich kein Schaufenster, ohne meine vergötterte Persönlichkeit darin zu spiegeln.

Es versteht sich von selbst, daß wir uns von dem Kapital der Tante auch sonst bei jeder Gelegenheit gütlich taten. Täglich besuchten wir Bierhäuser und Biergärten, hie und da jene einfachen Weinkneipen, die man in Breslau finden kann.

Man würde sich täuschen in der Annahme, ich hätte auch in dieser Zeit irgend etwas ohne Bezug auf mein unsinniges Ziel getan. Das Bild Veronika Harlans — nicht jenes, das vor mir liegt, sondern das imaginäre! — verließ mich nicht einen Augenblick, ebensowenig der Gedanke daran. Sie ist ja in der Tat ein Inbegriff süßester

Holdseligkeit und war es noch mehr im berausenden Dunste meiner Seele. Immer stand ich im Bann eines Zwangs, der mich völlig versklavte, gleichzeitig aber die Sklaverei mir zur Wollust machte. Zuinnerst in dieser Wollust jedoch wohnten Pein und Verzweiflung.

Ich blicke auf mein vollendetes Schicksal von einem fernen, hohen, gesicherten Punkte zurück. Ich überblicke den Weg, das Wegenetz und die Landschaft, daraus doch endlich ein glücklicher Ausgang gefunden wurde. Der Lorenz Lubota von heute, den Schwiegervater und Weib Lenz nennen, hat den Lorenz Lubota von einst zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht. Lenz! Sie nennen mich Lenz! Nun, warum nicht? Sind doch jedem Lenz der stürmische November, der nächtliche Dezember, der eis- und schneebegrabene Januar, kurz Herbst und Winter vorausgegangen. Sie haben am Ende auch nicht ganz unrecht mit dieser Bezeichnung, wenn dabei an neue Keime und Blüten künftiger Früchte gedacht werden soll. Wächst da nicht vielleicht mit den Strichen meiner gelassenen Feder eine Frucht? Ist die Luft meines Geistes nicht mit Keimen und seltsamen Blüten geschwängert? Freilich ist dieser Lenz, den ich heute erlebe, nichts gegen jenen, der damals mit lauen Regenschauern, phantastischen Blüten, glühenden Sonnen und berausenden Stürmen über meine Seele ging, als wir dabei waren, das erste ergaunerte Gold zu verprassen. Hochgefühle wie damals haben seitdem meine Brust nicht wieder bis zum Zerspringen gedehnt, freilich auch nicht mehr Schmerzen durchwühlt, wie sie damals mein tägliches Brot waren. Denn man soll beiße nicht glauben, mein Zustand von damals sei nichts als nur eitel Wonne gewesen. Ich hatte vielmehr ein Gefühl, als werde von irgendeiner Spinne Tag und Nacht Blut aus meinem Herzen gesaugt. Darum habe ich auch geschrieben, wie ich beim Blättern sehe, eine

Pein sei das Innerste aller empfundenen Wollust gewesen. Diese Pein aber war sehr groß.

Oder was kann furchtbarer sein, als einem durstverbrannten Schlunde die Fata Morgana des frischesten Quells zu zeigen? Eine kranke, lügnerische, betrügerische Gewißheit, durch welche die Stimme der Hoffnungslosigkeit begraben und gewaltsam stumm gemacht worden ist. Was kann peinvoller sein als das gelegentliche Wachen des Nachtwandlers, wenn es ihm auch gelingt, sich vor dem Sturze in den Abgrund zu retten, indem er sich an die Dachtraufe anklammert? Kann ein im Grunde redlicher Mensch völlig vergessen, daß er's ist, und sein Gewissen tot machen? Ich wenigstens hatte nie das Gefühl der Schuldlosigkeit, wenn ich die Gelder der Tante durchbrachte, wenn ich auch nicht gerade das Gefühl der Schuld in mir aufkommen ließ. Ich würgte die Leckerbissen der Restaurants, wenn ich es äußerlich auch nicht merken ließ, meist wie Gift und Galle hinunter. Außerdem wurde ich von einer furchtbaren Leidenschaft sozusagen ausgebrannt. Eine Feuersbrunst wütete mir im Innern. Ich hätte meinen Richtern zurufen können, alle meine wahnwitzigen Handlungen und Verfehlungen seien auf nichts anderes als, dieses verheerende Feuer zu löschen, hinausgelaufen. Ich hätte es ihnen beweisen können, oder aber es wird mir möglicherweise mit dieser Denkschrift gelingen, das zu tun. Ich hätte mich wollen unter die Räder von einem Omnibus werfen, habe ich irgendwo gesagt. Nicht einmal, wie ich hinzusetze, sondern unzählige Male erwog ich das. Ich erwog auch, durch Ertränken in der Oder, durch die Kugel oder den Strick ein Ende zu machen.

Aber von alledem hielt mich der Gedanke zurück, daß ich damit eine Erde, auf der Veronika lebte, verlassen würde.

Ich verhehle mir nicht, daß, wenn ich mein damaliges

überstiegenes Ziel erreicht hätte, die damit erlangte Glückstufe eine ganz andere und höhere gewesen sein würde, als die ist, auf der ich heute seelenruhig stehen kann. Die irdische Wonne hätte damit einen überirdischen Grad erreicht und würde vielleicht in ihrer alles überstrahlenden, blendenden Herrlichkeit dem sterblichen Menschen unerträglich sein. Ich gestehe mir ein, trotzdem ich vollkommen heiter und in meinem kleinen friedlichen Kreise beruhigt bin, daß ich in dieser Hinsicht noch nicht völlig verzichtet habe. Nur habe ich alle Erfüllungen dieser Art in das bekannte bessere Jenseits verlegt.

Ich komme nun zu dem Punkt, der auf meiner verwickelten Bahn von Irrtum, Selbsttäuschung, Größenwahn und Verbrechen einer der folgenschwersten war. Ich habe ihn, um ihn nach Möglichkeit zu klären, noch gestern wie unabsichtlich mit meinem Schwiegervater Starke in der Gartenlaube beim Glase Bier durchgesprochen. Der gute Alte weiß, daß ich an der Geschichte meines Sündenfalles arbeite, einer verspäteten Verteidigungsschrift, die meine Richter das Verstehen und das Verzeihen lehren soll; denn alles verstehen heißt alles verzeihen.

Starke hält mich noch heute, wie in den Zeiten unserer ersten Begegnung, für den kommenden großen Schriftsteller.

Es kann nichts Freundlicheres, nichts Behaglicheres geben als unsere Abende in der Laube. Gestern war es besonders schön. Meine schlichte, gute Marie, dieses goldigste aller Herzen, hatte uns wie immer das köstlichste Abendessen zurechtgemacht, bestehend aus Eiern, Käse, saurer Milch, frischer Butter und frischem Brot. Die Mücken summten, Rosen, Holunder und Jelängerjelierer dufteten, dazu die Tannen der nahen Waldgrenze. Trotzdem es dunkel geworden war, hatte

die badewarme Luft sich nicht abgekühlt. Der Mond stand ungeheuer groß hinter den Erlen- und Lärchenbäumen des Dorfbaches. Das Rauschen klang in der nächtlichen Stille, darin sich kein Zweiglein bewegte, doppelt laut. Im Gras des Rondells glimmten Glühwürmchen.

Marie war wieder ins Haus gegangen, als ich auf meine hirnverbrannte Werbung um die Hand Veronika Harlans zu sprechen kam.

Doch ich will den Hergang erzählen.

Ich hatte erfahren, das liebliche Mädchen sei verlobt, ja sie werde in wenigen Tagen heiraten. Wigottschinski hatte die Sache aufgebracht. Das war natürlich vollkommen unsinnig. Allein so, wie einerseits meine Hoffnung nach jedem Strohalm griff, so vermochten mich die unwahrscheinlichsten Gerüchte in einen kochenden Strudel der Qual zu werfen. Kurz, ich verbrannte vor Eifersucht.

Veronika war nach meiner Ansicht damals ungefähr vierzehn Jahre. Doch ich konnte mich auch getäuscht haben, sie mochte am Ende zwischen fünfzehn und sechzehn sein. Warum sollte ein sechzehnjähriges Mädchen nicht heiraten?

Und was mochte und konnte nicht alles in ihren beneideten Kreisen möglich und üblich sein?

Da verfaßte ich jenen Brief an den Vater des Kindes — Eisenhändler und seit kurzem Kommerzienrat —, der mir noch heute unbegreiflich ist.

Ich konnte nicht anders, ich mußte den Brief schreiben. Es war, als ob mir ein anderer die Hand führte. Aber immer, wenn ich von diesem Umstande redete, überhaupt von Veronika redete, ich meine während der Untersuchungshaft, hieß es, das interessiere nicht, gehöre überhaupt nicht zur Sache. Seltsam genug, daß, wenn man über Schuld oder Unschuld eines Angeklagten befinden will, das wesentliche Bewegende oder

Entlastende nicht ins Bereich der Untersuchung gezogen wird.

„Was gehen uns Ihre Briefe an?“ hieß es. „Schreiben Sie Briefe, soviel Sie wollen, wir kümmern uns nicht darum, außer wenn sie in bezug auf das begangene Verbrechen belastendes oder entlastendes Material enthalten.“

Mein Brief an Herrn Harlan war hochtrabend und großspurig.

Wie war es möglich, wie konnte der Brief eines im Grunde so furchtsamen, so bescheidenen, ja nüchternen Menschen wie ich, der einen finnigen Teint hatte, hinkte, durch Mangel an Nahrung in seiner Jugend dürftig entwickelt und seiner eigenen Überzeugung nach abstoßend häßlich war, dermaßen frech und hochfahrend ausfallen? Es konnte in meiner Natur sozusagen kein Stein auf dem andern geblieben sein.

„Ich werde noch heute schamrot“, gestand ich meinem Schwiegerpapa, „wenn ich an diesen unbegreiflichen Brief denke.“

Ich erklärte ja doch darin, daß ich die Verlobung, um wieviel weniger die Heirat Veronikas mit einem andern als mir auf keinen Fall zugeben könne.

Darauf sagte mein Schwiegerpapa: „Warum sollte dir nicht der Brief von einem schlechten Dämon in die Hand diktiert worden sein, dem daran lag, dir etwas am Zeuge zu flicken?“

Ich habe zu sagen vergessen, daß mein Schwiegervater lange Jahre, bevor wir uns kannten, ein tätiger Spiritist gewesen ist und während der Zeit auf okkultem Wege mit seiner verstorbenen Frau und vielen anderen Geistern in Verbindung stand. Als wir uns kennenlernten, hatte er die Praxis des Tischrückens und überhaupt den ausübenden Spiritismus bereits aufgegeben. Marie neigte wenig dazu, und er selber hatte jene leidenschaftliche Neugier nach jenseitigen Dingen mit zunehmendem

Alter eingeübt. Er besitzt indessen ein Werk, „Manuskripte von Geisterhand“, durch ihn selber in vierzig schöne Bände gebunden, das in der Welt noch einzig ist und vielleicht dereinst als Fundgrube unerhörter Offenbarungen aus der vierten Dimension allgemeine Bedeutung gewinnen wird.

Ich selber halte mich fern davon.

Wen sollte es wundern, wenn ich auf meinen hirnverbrannten Brief keine Antwort erhielt? Man weiß ja, es laufen Briefe von Verrückten bei reichen Leuten nicht selten ein. Man kümmert sich weiter nicht darum. Sie werden in den Papierkorb geworfen.

Damals war ich indessen weit entfernt davon, mir diesen natürlichen Sachverhalt einzugestehen.

Wird man es glauben? Mein Selbstbewußtsein hatte einen ungeheuren Aufschwung erfahren, seitdem ich an den reichen Eisenhändler geschrieben hatte. Das kühne und entschlossene Schreiben an diesen Patrizier gab mir rückwirkend ein Gefühl gesellschaftlicher Ebenbürtigkeit. Ich trug den Nacken weit höher als bisher und schwamm in einem betäubenden Dünkel. Ich dachte bei mir, wenn ich durch die Straßen ging und die Passanten an mir vorbeiströmten: ihr werdet es hoffentlich nicht verkennen, daß ich ein sehr ernstes Wort an Herrn Kommerzienrat Harlan geschrieben und welches Hühnchen ich mit ihm zu pflücken habe. Meinetwegen, er antwortet nicht. Gerade daraus kann man ersehen, welche Wirkung mein Schreiben geübt. Was sollte wohl jemand antworten, der, wie Herr Harlan, eben durchaus im Unrecht ist?

Ich sagte mir ganz im nüchternen Ernst, wie mir schien, das Schweigen des großen Eisenhändlers sei ein gutes Zeichen für mich. Die Antwort auf einen Brief wie den meinen müßte von allen Seiten bedacht werden. Die Abwicklung mit dem bisherigen Bräutigam

könne nur langsam vor sich gehen, und man werde wohl schließlich auch wegen meiner Person Umfrage halten. Dermaßen aber war ich eingeschlossen in den narkotischen Dunst meines Größenwahns — man hatte mir übrigens gesagt, daß auch der Dichter Byron einen Klumpfuß gehabt habe, — daß ich nicht daran zweifelte, man werde mich der Familie Harlan als den aufgehenden Stern am Dichterhimmel schildern.

Eines Tages, während des Wartens, packte mich wieder das, was mein Schwiegervater einen schlechten Dämon genannt hatte. Ich hatte eben wieder den Briefträger vergebens nach dem erwarteten Briefe gefragt, als ich schnurstracks nach Hause lief, um mich mit einer Sorgfalt umzukleiden und herzurichten, die ich heute unbedenklich als lächerlich bezeichnen muß. Auch was dabei herauskam, war lächerlich. Ich hätte das unschwer an den Gesichtern ablesen können, die mich mit ironischem Staunen verfolgten. Aber ich war weit entfernt davon. Ich erblickte zwar mittels des peripherischen Sehens vielerlei, aber mein geistiges Auge war starr und fest nur auf ein einziges Ziel gerichtet.

Ich nahm eine Droschke und gab dem Kutscher eine bestimmte — man wird es ahnen welche — Adresse auf.

Alles ging im Handumdrehen, wie ich es eigentlich nicht zu hoffen gewagt hatte. Ich hatte mir auf meiner Visitenkarte den Dokortitel angemaßt. Der Diener, dem ich die Karte gab, verschwand mit ihr in den inneren Gemächern. Er kam zurück, und ich wurde in einen blauen Salon geführt. Ich hatte ein wenig zu warten, es war gegen elf Uhr früh, bis die schöne Frau Harlan in den Salon rauschte. Sie stutzte sogleich, als ob sie jemand anders erwartet habe, und erklärte, sich auf der Stelle fassend, daß dies in der Tat der Fall gewesen sei. Sie habe einen Doktor von Trotha, einen jungen Assessor und Freund ihres Bruders, erwartet.

Sie sagte alsdann: „Worum handelt es sich? Sie wollen vermutlich meinen Mann sprechen.“

Ich antwortete ihr mit einem Anflug von Zaghaftigkeit, das möchte vielleicht noch nicht nötig sein.

Frau Harlan blickte mich prüfend an. Sie merkte vielleicht, daß ich meine Fassung nur mühsam bewahrte. Ich fühlte, konnte es aber nicht hindern, daß Zuckungen meine Lippen umspielten, ein harter Druck meinen Schlund befiel und mir das Wasser heiß in die Augen drang.

„Mit was kann man Ihnen dienen, Herr Doktor?“ sagte sie daraufhin.

Plötzlich aber besann sie sich, und als ob sie nun den Grund meines Kommens erraten habe, rief sie: „Richtig, richtig, nehmen Sie Platz! Ich hätte beinahe vergessen, daß wir die Hauslehrerstelle für unsere Veronika ausgeschrieben haben. Ich gehe gewiß nicht fehl, wenn ich annehme, Ihr Besuch hängt damit zusammen.“

Mir fielen meine pädagogischen Neigungen und meine Studien ein.

Ich gab zur Antwort: „Nein, gnädige Frau, die Zeiten, in denen ich eine simple Hauslehrerstelle angenommen hätte, sind für immer vorbei.“

Ich selbst war einigermaßen bestürzt, als mir diese seltsame Antwort entglitten war. Ich fühlte Schwindel wie jemand, der über einen Abgrund gesprungen ist, aber nach dem tollkühnen Sprung jenseits noch nicht festen Fuß fassen konnte. Auch sonst befriedigte mich meine Antwort nicht. Hätte ich doch das Wort „simpel“ nicht eingeflochten.

„Finden Sie eine Hauslehrerstelle bei einem jungen, begabten Kinde als etwas so Geringfügiges?“ gab Frau Harlan denn auch mit befremdeter Miene zurück.

Da raffte ich mich energisch zusammen und sagte, wie ich gewiß eine solche Stellung gern annehmen würde, wenn ich nicht in einer andern, weit wichtigeren

und weit ernsteren Angelegenheit mir erlaubt hätte zu erscheinen.

Ich war nun an der äußersten Spitze des Felsenvorsprunges angelangt, von dem aus nur noch der Sprung ins Bodenlose getan werden konnte.

Ich bin heute nüchtern und kerngesund. Um so mehr muß ich mir sagen, daß jener Mensch, der damals im Hause des Eisenhändlers persönlich um die Hand seiner Tochter warb, krank gewesen ist. Ist es mir doch unmöglich, mich heute in mein Verhalten von damals auch nur hineinzudenken. Es gibt Wachstumskrisen, Pubertätskrisen, die sozusagen eine unumgängliche, gleichsam gesunde Krankheit sind. Eine solche sogenannte Kinderkrankheit, eine solche Staupe mag es am Ende gewesen sein.

Ich fühlte damals, auch als ich der schönen Frau Harlan gegenüberstand, ich würde nicht so handeln, wie ich handelte, wäre mir nicht eine gewisse Hemmungsgewalt über gewisse Kräfte meines Innern abhanden gekommen.

Mein Betragen war das eines Hochstaplers, wenn es nicht das eines Irrenhäuslers gewesen wäre.

Ich komme zu dem, was mir aus meiner Ansprache und aus meinem Verhalten überhaupt in jener Stunde der Unzurechnungsfähigkeit im Hause des Eisenhändlers im Gedächtnis haftengeblieben ist.

„Gnädige Frau“, sagte ich, „es würde mir eine ganz besondere Ehre sein, den Lehrer Ihrer Tochter abzugeben, wenn mich nicht mein Schicksal und die Hand Gottes auf weit höhere Ziele und besonders ein höheres Ziel gewiesen hätten. Mein Vater war Stabsoffizier“ — die grüne Steuerkontrollieursuniform meines Vaters brachte mich auf diesen Gedanken —, „meine Erziehung war die sorgfältigste. Von früh an habe ich deutliche

Hinweise aller Art erfahren, die mich auf einen kommenden großen Beruf hinwiesen. Ich möchte nicht renommiert erscheinen, aber ich darf Ihnen doch der Wahrheit gemäß mitteilen: noch in diesem Herbst wird ein Drama von mir, „Konradin von Hohenstaufen“, im hiesigen Stadttheater aufgeführt. Ein großer Gelehrter, den ich nicht nennen will und der die größte Bibliothek in Breslau besitzt“ — ich dachte an meinen jetzigen Schwiegervater, den damaligen Buchbindermeister —, „hat dieses Werk als wohl das größte seit Friedrich Schiller bezeichnet. Ich bin gut situiert, gnädige Frau. Wie könnte ich sonst diesen Schritt auch gewagt haben? Meine Vermögensobjekte sind in sicheren Papieren angelegt. Auch bin ich Teilhaber eines gut eingeführten Kommissionsgeschäfts, freilich nur nominell, da meine idealen Neigungen und Fähigkeiten mich für das eigentliche Geschäftsleben untauglich machen. Gnädige Frau, als Genie stehe ich freilich am Beginn einer langen Dornenbahn. Aber ich hoffe, meiner Gaben würdig zu sein und das gottgewollte Martyrium des großen Dichters und Denkers“ — setzte ich in Eile noch hinzu — „bis zu Ende zu leiden. Ich bin auf den Spott, die Verkennung, ja, die Blindheit meiner Mitmenschen gefaßt, ist doch ein weit Höherer als ich vor dem Gange nach Golgatha nicht zurückgeschreckt. Erlauben Sie mir, meine gnädige Frau, mich demgemäß als den Verfasser jenes Briefes zu präsentieren, den Ihr Herr Gemahl ohne Zweifel vor ungefähr vierzehn Tagen erhalten haben wird. Der Briefschreiber sagt, er habe ein älteres, habe ein höheres Recht auf die Hand Ihrer Tochter als irgendwer, und verbindet damit seine ernstliche Werbung. Seien Sie gewiß, gnädige Frau, daß es mir heiligster Ernst um diese Sache ist!“

Ich weiß nicht, wo ich alle diese gedrechselten Phrasen aufgelesen haben mochte. Sie gingen mir von

den Lippen wie Öl und ohne die allergeringste Schwierigkeit.

Ich wurde schon allein durch den bloßen Anblick der Mutter meines Idols über den wirklichen Boden der wirklichen Dinge emporgehoben.

Es war ja im übrigen ein Akt unbegreiflicher Urteilslosigkeit, mich in ein derartiges grobes Lügennetz zu verwickeln, das von jedermann, außer von mir, so leicht zu zerreißen war. Gegenüber lag das Büro, in dem ich als armer Hungerleider für meine Mutter und meine Geschwister gearbeitet hatte. Ein Gang auf das Polizeibüro war hinreichend, auf das genaueste meine Herkunft und meine sonstigen Umstände festzustellen. Aber in dem gehobenen Zustand, in dem ich war, bei der Angst, die mich trieb, bei dem Glanz, der mich lockte, war mir der Gedanke an eine Entlarvung so fern wie einem Menschen mit dem besten Gewissen.

Aufmerksam hatte Frau Harlan mich angehört. Es kam mir vor, als ob sie sich mehrmals flüchtig wie hilfesuchend umblickte. Als ich nach meiner Meinung alles gesagt hatte und abwartend schwieg, erhob sie sich, ging nach der Wand und schien den Knopf einer Klingel drücken zu wollen. Sie sagte dabei: „Ihr Antrag, mein Herr, ist sehr ehrenvoll.“ Dann fügte sie ungefähr hinzu, ihre Tochter sei allerdings noch ein völliges Kind und zu jung, um zu heiraten. Aber komme Zeit, komme Rat, sie wolle für heut weder ja noch nein sagen.

Während solcher und ähnlicher Reden trat ein Diener und bald darauf Herr Harlan selber ein.

Harlan war schlank, sorgfältig, ja elegant gekleidet und trug Korallenberlocken an der goldenen Uhrkette. Ich nahm mir sogleich vor, mir dergleichen Berlocken auch anzuschaffen. Ich tat es dann auch, aber man hat mir ja, ohne daß ich alledem nachweine, den ganzen damaligen Aufwand als der Tante geraubtes Gut

abgenommen. Herr Harlan trat ein und wurde von seiner Frau, wie ich deutlich bemerkte, mit Augenzwinkern in den Gegenstand unserer Besprechung eingeweiht.

Ehe ich vor dem Torweg des Harlanschen Hauses wieder in meine dort wartende Droschke stieg, konnte ich mir nicht versagen, stehenzubleiben und meine Augen, langsam meine Glacéhandschuhe zuknöpfend, über den Ring schweifenzulassen. Mein Selbstbewußtsein, besser meine Selbsttäuschung, meine Torheit waren auf ihrer höchsten Höhe angelangt. Nach meinen Begriffen hatte ich einen märchenhaften Erfolg davongetragen. Heut weiß ich freilich, warum Herr Harlan sich so stellte und stellen mußte, wie er tat, als ob er vollkommen auf meinen Antrag einging. Er hielt mich einfach für das, was ich war. Und weil es gefährlich ist, einen Irrenhäusler zu reizen, tut man am besten, man gibt ihm keinen Anlaß zum Widerspruch.

Es waren auf mein beharrliches Drängen, ehe ich ging, noch folgende Fragen erörtert worden: ob ich Veronika sehen und sprechen, ob ich ihr schreiben dürfe und bis zu welchem Termin man die Heirat verschieben wolle. „Ich schlage vor“, sagte Harlan wie obenhin, „wir lassen ein Vierteljahr verstreichen, ehe Sie meine Tochter sprechen. Daß Sie vorläufig mit ihr korrespondieren, würde ich für unnötig halten. Nach Verlauf eines Vierteljahres können wir dann sehen, ob Ihre Neigung, Herr Doktor, dauernd gewesen ist. Zwei Jahre“, schloß er, „müssen wir aber unbedingt noch meiner kleinen Veronika für ihre Entwicklung Zeit lassen, bevor sie unter die Haube kommt.“

Heute glaube ich, meine Werbung ist in dem Harlanschen Hause damals als ein willkommener Spaß aufgefaßt und gründlich und herzlich belacht worden.

Für mich war sie freilich mehr als ein Spaß.

Ich wollte vor Stolz und Dünkel zerbersten, als ich mich noch immer nicht entschließen konnte, in die geschlossene Droschke einzusteigen. Ich blickte an den Fenstern des Harlanschen Hauses hinauf, um womöglich noch einen Blick der Geliebten einzufangen. Einem Kollegen vom Rathaus, der mich bemerkte und grüßte, dankte ich nicht. Ich sah meinen jetzigen Schwiegervater, den ehrwürdigen Weißbart, von Marie geführt — er brauchte seiner schlechten Augen wegen die Stütze — auf dem Bürgersteig sich annähern. Die lieben Menschen entdeckten mich. Marie wurde über und über rot vor Glück, und der von ihr unterrichtete Alte winkte mir sogleich vergnügt mit dem Taschentuch. Aber jetzt mich mit ihnen gemein zu machen, kam mir durchaus unter meiner Würde vor, und so sprang ich fluchtartig in die Droschke.

„Fahren Sie mich zum Restaurant von Hansen“, befahl ich dem Kutscher.

Es sind einige Tage vergangen, während deren ich nicht an diesen meinen Erinnerungen geschrieben habe. Nun, die Sache hat keine Eile. Das Wetter war gut, und ich konnte schöne Wege, Wanderungen, sage ich besser, nach Erdmannsdorf, durch den alten Park von Buchwald und nach der Stadt, dem schönen Schmiedeberg, hinübertun. Die Meinen besorgen den Laden, die kleine Wirtschaft beinahe allein und gönnen mir alle erdenkliche Muße. Als einen alten Büromenschen kosten mich die Buchführung und die Korrespondenz unseres kleinen Betriebes wenig Mühe und Zeit. Ich erledige das im Umblicken.

Ich wollte absichtlich ein paar Tage pausieren und nachdenken, eigentlich mehr mich ablenken, bevor ich daran gehe, mir von der folgenreichen Geschichte meiner Beziehung zu Melitta Rechenschaft zu geben.

Die Kleine saß mit ihrer Mutter, der sogenannten

Baronin, am Nebentisch in eben jenem vornehmen Restaurant, das ich dem Kutscher, bevor ich seine Droschke bestieg, wohl hauptsächlich, um den Passanten zu imponieren, genannt hatte.

Eigentlich war ich erstaunt und mußte mich einigermaßen zurechtfinden, als der Wagen nun wirklich vor den Spiegelscheiben des Hansenschen Restaurants stillestand.

Plötzlich war ich, ich wußte nicht wie, in dies Dorado aller Feinschmecker hineingeraten.

Ich glaube zwar, daß ich mich in den ersten Augenblicken leidlich betrug; aber ich hatte Mühe, den Blicken der Gäste ohne Verwirrung standzuhalten. Links vom Eingang des langen Lokals saßen Avantageure und Offiziere des Breslauer Leibkürassierregiments. Schöne Menschen, hohe schlanke Gestalten, reiche, vornehme Jungens, jeder einem alten Adelsgeschlechte angehörend. Sie hatten, so schien es, die Gnade gehabt, sich in dieses Lokal selbst nur herabzulassen. Die übrigen Tische zeigten Gesichter von Männern meist reifen Alters, die unbedingt Respekt einflößen mußten. Sicherlich trugen manche von ihnen, Ärzte, Professoren, Stadträte, die klangvollsten Namen der Stadt. Jemand wurde, ich hörte es deutlich, Durchlaucht genannt. Irgendwie dachte ich auch an Polizei- und Gerichtspräsidenten bei manchen Blicken, deren Kreuzfeuer ich aushalten mußte. Nein, mein Eintritt in dieses Lokal war kein beneidenswerter Augenblick, und ich möchte ihn nicht wieder durchmachen.

Er hätte mich sollen zur Vernunft bringen.

Es wandelte mich tatsächlich in Gegenwart aller dieser Standespersonen eine Art Besinnung an. Als mir jedoch mit ausgesuchter Höflichkeit ein Tisch für mich allein angewiesen worden war und ich daran Platz genommen hatte, fand ich mich von dem Gedanken beruhigt, genügend Geld in der Tasche zu haben, um

meine Zeche bezahlen zu können, und es niemandem in diesem Kreise, sondern höchstens meiner Tante schuldig zu sein. Und übrigens war ich ein freier Mensch, nicht mehr der abhängige Magistratsschreiber.

Ganz gewiß blieb es trotzdem seltsam, wie ein kleiner, verachteter Hungerleider, ohne daß er hinausgewiesen wurde, Tisch an Tisch mit den höchsten Spitzen der Stadt, der Provinz, ja des Staates wie gleich und gleich tafeln durfte.

War es nun, um mir Mut zu machen oder um mich hier von vornherein in das rechte Licht zu setzen, oder in meinem trügerischen Triumphgefühl — kurz, ich bestellte sogleich Champagner.

Gewiß, der Luxus der vornehmen Welt schließt ausgesuchte Genüsse ein. Es ist im Grunde nicht zu verwundern, wenn jemand, der sie kennenlernt und dann wieder missen soll, um ihretwillen zum Verbrecher wird. Dies war wohl bei Wigottschinski der Fall. Zügellose Genußsucht hat diesen in seiner Art begabten, ja vielfach bestechenden Menschen zugrunde gerichtet. Diese Gefahr ist bei mir überwunden.

Ich kam durch die kräftige Suppe, den köstlichen Fisch, den duftigen Braten, das Geflügel, die Mehlspeise und nicht zuletzt durch den überaus herrlich mundenden Wein in eine sehr befriedigte Stimmung. Das künstliche Licht, das in jenem Lokal außer hinter der Spiegelscheibe des einzigen Fensters auch am Tag immer brennen muß, erhöhte seine Behaglichkeit. Dazu kommt der verschleiende Dämmer der Rauchwolken, der die einzelnen Gäste bis zu einem gewissen Grade isoliert. Mir war, als ich eine halbe Stunde gegessen hatte, als wäre ich in eine geheime Gesellschaft aufgenommen, in der jeder dem andern das Beste gönnte.

Melitta saß, ich sagte es schon, mit ihrer Mutter

am Nebentisch. Das Mädchen hatte ein kleines Schoßhündchen, das eine Schelle am Halse trug. Wenn Melitta das Schoßhündchen auf die Erde ließ, dann reichte die Leine gerade so weit, daß es seine feinen Vorderfüßchen an meinen linken Oberschenkel stützen konnte. Natürlich war ich freundlich zu ihm.

Die Baronin bedankte sich mehrmals mit einem leisen Lächeln für diese Freundlichkeit. Einmal wies sie Melitta in einem liebenswürdig schmollenden Tone zurecht, weil der Herr — das war ich — durch ihr Hündchen fortwährend belästigt würde.

Da sah sich Melitta nach mir um.

Bei dem Anblick ihres Gesichtes muß wohl, für die Baronin sichtbar, eine Art Schreck durch meine Mienen gegangen sein. Ich sah, wie sie gleichsam fragend die Augenbrauen nach oben zog.

Und ich war tatsächlich erschrocken, weil Melitta auf eine für meine Begriffe überraschende Weise Veronika ähnlich sah.

Von diesem Augenblick an setzte eine wunderbare Verwirrung bei mir ein, in der ich auf mystische, sagen wir lieber auf krankhafte Weise die Bilder der beiden Mädchen vereinigte.

Zwar, sagte ich mir, ist dieses Mädchen nicht wirklich Veronika, aber Veronika gibt mir ein Zeichen durch sie, setzt sich durch sie mit mir in Verbindung.

Melitta schien so alt wie Veronika. — Ich wußte später allerdings, daß sie wesentlich älter war, konnte mich aber trotzdem nie recht davon überzeugen. Ob es nun an der Kleidung lag, oder ob sie im Wachstum zurückgeblieben war, sie hatte für mich etwas durchaus Kindliches. Sie trug Veronikas offenes blondes, in langen, herrlichen Wellen fallendes Haar. Ihr Auge war braun, ihr feines Näschen war ganz vorn an der Spitze ein ganz klein wenig gebogen. Und wie sich diese Spitze

bewegte, wenn sie, ich möchte sagen, mit einem Säuglingsmunde sprach, das war von besonderem Reiz für mich.

Man konnte beobachten, daß sie am Tische der Leibkürassiere Gegenstand des Gesprächs war. Aber wie auch die Blicke der Herren den Tisch der Baronin bestrichen, die Kleine schien unempfindlich zu sein, und man sah genau, daß sie keinen erwiderte.

Dagegen zeigte sie seltsamerweise Interesse für mich.

Diese Tatsache überraschte mich einerseits, wurde aber sogleich von mir mit meiner neuen fixen Idee in Verbindung gebracht, wodurch sie mir andererseits nicht weiter merkwürdig schien. Mein Wahnsinn, der mir eine übernatürliche Verkettung vorspiegelte, stempelte das auffällige Betragen des Kindes gegen mich zu etwas, das durchaus in Ordnung war. Und nur dadurch, nämlich durch meine mysteriöse Auffassung von der Sache, gewann ich den Mut, darauf einzugehen.

Um es sogleich vorwegzunehmen: Melitta hatte eine wirkliche Neigung für mich. Ich habe dafür eine Menge Beweise. Wieso das mir gegenüber möglich war, der ich niemals vor meiner großen Krise auf eine solche Erfahrung wirklich zu rechnen gewagt hatte, steht dahin. Wohl hatte ich meine schlichte, ja nüchterne Freundschaftsbeziehung zu Marie, die aber damals weder von ihrer, noch von meiner Seite mit Liebesleidenschaft zu verwechseln war.

Bis zu einer solchen Leidenschaft hat sich nun wohl auch die Neigung Melittas zu mir nicht gesteigert. Doch konnte es für dieses Mädchen nichts geben, woran die Liebe, und zwar eine sehr reale Liebe, nicht teilhatte.

Ich will gewisse Züge zusammentragen, die ich durch Überlegung gefunden habe, durch welche die Neigung Melittas zu mir doch einigermaßen verständlich wird.

Sie war das sonderbarste Exemplar der Gattung Weib, das es wohl überhaupt in der Welt geben kann: äußerlich ein kindischer Backfisch, innerlich von unbeugsamer, männlicher Selbständigkeit. Diese Selbständigkeit war im Denken wie im Handeln die gleiche. Alle Versuche, sie zu brechen — von ihrer Mutter waren solche oft genug unternommen worden —, führten immer nur zu dem gleichen Mißerfolg.

Nie werde sie sich, erklärte sie, das Recht auf Liebe verkümmern lassen. Sie sagte ihrer Mutter mit großer Ruhe und Festigkeit ins Gesicht, daß sie sich in dieser Beziehung absolut nichts zu versagen gedenke. Wenn ein Mann ihr gefalle und sich die Gelegenheit irgend herbeiführen lasse, so nehme sie ihn. Es falle ihr gar nicht ein, womöglich aus der Welt zu gehen, ohne das Beste, was es gebe, und zwar ganz gründlich, genossen zu haben. Wolle sie jemand daran hindern, so möge er sich in acht nehmen. Wer das tue, der sei ihr Feind. Es sei natürlich, Feinde zu hassen. Sie sei aber eines tödlichen Hasses fähig gegen denjenigen Menschen, der sie um das höchste Gut des Lebens bringen, das heißt nichts anderes als umbringen wolle.

Daß Melitta solche Ansichten nicht nur mit der Zunge vertrat, davon wußte die Mutter ein Lied zu singen.

Wie ich aus meinen Verhören, den Besuchen der Anwälte, der Ärzte und des Geistlichen im Gefängnis und aus meiner stillen Lektüre in der Zelle weiß, gibt es den Begriff der Perversität. Melitta hatte perverse Neigungen. So sagte sie oft: lieber würde sie sterben, als sich mit einem dieser puppigen und geschniegelten Leibkürassieroffiziere einlassen. Hier setzten ihr Widerwille, ihre völlige Abneigung ein, wogegen ein alter, häßlicher, wohl auch unsauberer Kerl ihr einen starken Eindruck machen konnte. Wie die Baronin mir erzählte, war sie einem gichtgeplagten alten Kabarettchauspieler lange Zeit ergeben gewesen.

Nun, einerlei, ich begriff selbst durch meinen narkotischen Nebel hindurch, wes Geistes Kindern ich hier in die Arme gelaufen war. Und nachdem sich über den Hund hinweg zwanglos ein Gespräch entwickelt hatte, nahm ich es mir in der Stille heraus, zugleich mit meiner die Rechnung der Damen zu begleichen.

Ich weiß nicht, wie dieser Umstand von ihnen in Erfahrung gebracht worden war, sie erhoben sich jedenfalls bald darauf, um mit einem bedeutsamen, viel-sagenden Lächeln und Neigen des Kopfes gegen mich stillschweigend das Lokal zu verlassen.

Unnütz zu sagen, daß ich nach zwei Minuten ebenfalls auf der Straße an ihrer Seite war.

Man kann sich denken, wie verwickelt meine Umstände sich gestaltet hatten, als ich in weniger als vierundzwanzig Stunden — Melitta ließ mir kaum so viel Zeit — in ein festes Verhältnis zu ihr getreten war. Das süße und höchst verderbte Geschöpf war in den Künsten der Liebe meine erste Lehrmeisterin. Ich empfing durch sie binnen kürzester Zeit alle Weihen des Alkovens. Ich ward ihr Tag und Nacht auf jede erdenkliche Weise tributpflichtig. Da die Tante das Kapital ausdrücklich in meine und nicht in Wigottschinskis Hände gelegt hatte, gab ich ihm zwar reichlich davon, behielt aber den Löwenanteil für mich. Dieser schmolz in rasender Eile.

Da ich mein Verhältnis zu Melitta Wigottschinski und meiner Schwester nicht preisgeben wollte, die aber doch merken mußten, daß eine Entfremdung zwischen uns eingetreten war, so blieb ich auch hier gezwungen, zur Lüge zu greifen. Es war vielleicht gut, daß der Spürsinn Wigottschinskis mir bald auf die Schliche kam und somit mich in dieser Beziehung entlastete. Er sah es als selbstverständlich an, daß ich nun auch in Sachen der Liebe aus den Kinderschuhen herausgetreten und zum Handeln übergegangen war.

Als ich meine Schwester in jenem Nachtlokale wiederfand, war ihr Betragen gegen früher gehalten feiner, ja damenhaft geworden. Wigottschinski erst machte sie wirklich zur Dirne.

Wäre ich von meiner Beziehung zu Melitta nicht so in Anspruch genommen worden, ich hätte vielleicht verhindern können, daß Wigottschinski meine Schwester so vollständig mit sich ins Verderben riß. Alleingelassen mit ihr, hatte der Schurke in diesem Betrachte leichtes Spiel. In den ersten Wochen ahnte ich nicht, welche dunklen unterirdischen Wege er mit ihr zu gehen pflegte. Als ich in der schwärzesten Nacht meines Lebens plötzlich erkannte, wie tief sie gesunken war, kam mich, wie ich mich deutlich erinnere, ein Grauen an. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß es mir hatte entgehen können, in welche furchtbare Schule sie durch diesen Halunken inzwischen genommen worden war. Was war aus meiner zwar leichtsinnigen und allzu lebenshungrigen, aber im Grunde stets braven, offenherzig-willenskräftigen Schwester geworden?

Er hat sie durch alle Gossen und Pfützen mit sich geschleift, durch jeden Kehrichthaufen und Abfallwinkel hindurchgezogen. Er hat sie in seine Kreise, die Kreise der dunkelsten aller Ehrenmänner, eingeführt und dort heimisch gemacht. Er hat ihre Gunst verkauft oder beim Kümmelblättchen als Einsatz benutzt. Und wo sich die Arme dawider empörte, brachen Faustschläge ihren Widerstand. Schließlich hatte sie alle Kraft zur Empörung verloren, da die Gewalt des Lasters ihre Unterjochung beendet hatte. Sie konnte den Fuseldunst, den Apachentaumel, die viehischen Genüsse der Lasterhöhlen nicht mehr entbehren.

Ich darf nicht vorgreifen und nicht abschweifen.

Jener Tag, an dem ich meinen wahnwitzigen Heiratsantrag im Harlanschen Hause gemacht, hernach im

Hansenschen Restaurant diniert und Champagner getrunken hatte, schließlich von der Baronin und ihrer Tochter mit nach Hause genommen worden war — in deren Armen ich dann am folgenden Morgen erwachte —, jener Tag, sage ich, hatte mich von dem Boden meines früheren Lebens nicht nur völlig losgerissen, sondern auch die Stimme der Vernunft in mir endgültig zum Schweigen gebracht.

Ich habe soeben mein Manuskript durchblättert und finde, es sei an der Zeit, wieder einmal von meiner armen, braven Mutter zu sprechen.

Ich bewohnte noch immer mein altes Zimmerchen, das heißt, ich benutzte es noch als Schlafstelle. Allerdings in jeder Beziehung recht unregelmäßig, da ich meist erst gegen Morgen nach Hause kam und wöchentlich einige Nächte ganz in der Wohnung der Baronin zubrachte.

Meine Mutter hatte noch immer das durch meine frühere exemplarische Lebensweise begründete Respektverhältnis zu mir. Sie sah oder wollte noch immer in mir den guten Sohn sehen, den Fels, auf den man getrost das sichere Asyl des Alters errichten konnte.

Von Veronika Harlan wußte sie nichts, von Melitta ebensowenig, da sie mit niemandem verkehrte, kaum jemals vor die Hausschwelle trat und nur etwa einmal die allernotwendigsten Gänge zum Bäcker, zum Schlächter oder in den nahen Kramladen tat. Marie, meine jetzige Frau, besuchte sie hie und da. Aber weder Marie noch ihr Vater wußte damals mehr als die Mutter von mir.

Meine Mutter hatte zudem etwas Lichtscheues. Es kam nicht vor, daß sie andere Leute aufsuchte oder, wenn es Marie oder etwa der Flurnachbarin gelang, sie in ihrem Verstecke zu beunruhigen — daß sie dann, sage ich, ihr eingezogenes Wesen verleugnete. Hätte es

schließlich Leute gegeben, die von allem gewußt hätten, was ich tat, und hätten sie es ihr mitgeteilt, sie würde es nicht geglaubt, ja sich höchstwahrscheinlich schon den Versuch einer solchen Eröffnung verboten haben.

Die Wandlung, die sie an mir bemerkte und die sie sich nicht erklären konnte, faßte sie, ich bin dessen gewiß, als Krankheit auf. Darum fiel es ihr niemals ein, mir moralische Vorhaltungen zu machen. Es fehlte ihr mir gegenüber anscheinend überhaupt das Organ dafür. Sie sah mich nur immer bekümmert an, und ich mied diesen Blick nach Möglichkeit, da er das einzige war, was mich bei meinen ekstatischen Künsten — sozusagen auf dem Turmseil — unsicher machte.

Meine Mutter ist tot. Der Gram hat sie unter die Erde gebracht. Ich bin dessen gewiß, obgleich der Arzt mir tröstend sagte, sie habe ihr Leben bis zu der möglichen Grenze gelebt, ihre Organe seien verbraucht, das hätte die Untersuchung ergeben. Aber was habe ich da gesagt von der Rolle des Grams als Totengräber? Nicht der Gram noch die verbrauchten Organe, sondern Faustschläge gegen ihr Herz, unbarmherzig und roh durch das Schicksal geführt, haben ihren Tod verursacht.

Übrigens kam ich in die alte Wohnung stets nur wie in ein moderduftiges Grab zurück. Ich könnte sie ebenso einen Sarg nennen. Sie war der Sarg, darin ich, wie mir damals vorkam, während langer entsetzlicher Jahre lebendig begraben war.

Meine Mutter, sagte ich, hielt mich für krank. Nach ihrem Tode hat man mir ins Gefängnis einen Brief überbracht, der sich in der Schublade ihres Nähtischchens vorgefunden hatte. Er war sehr lang und an mich gerichtet. Es ging aus diesem Schreiben hervor, sie hielt mich eine Zeitlang für geisteskrank, hoffte jedoch, daß ich eines Tages gesund und ganz als der

alte erwachen würde. Etwas Ähnliches hatte sie vor Jahrzehnten mit einem ihrer Brüder erlebt.

Die Baronin und ihre Tochter sogen mich aus.

Melitta aß wenig und niemals Fleisch. Sie trank und sie rauchte nicht; sonst, sagte sie, werde das feine Empfindungsvermögen ihrer Nerven, womit für sie die höchsten Genüsse des Lebens verbunden seien, abgestumpft. Welche Enthaltbarkeit bei so viel Maßlosigkeit! Dabei war sie gut und sagte, sie liebe mich, weil ich so gut wäre.

Melitta behauptete, daß sie bald sterben würde. Sie lebt noch heute, ist aber aus Breslau verschwunden. Es heißt, nach dem Süden irgendwohin. Manche sagten, ein reicher Brasilianer sei ihr lange nachgereist und habe sich, weil sie gegen ihn spröde blieb, an der Klinke ihres Hotelzimmers aufgehängt. Richtig war: sie mochte fast jeden. Alter, Stand, sonstige Vorzüge oder Mängel machten dabei keinen Unterschied. Das zweierlei Tuch allerdings war ihr widerlich, und wen sie wirklich nicht mochte, den mochte sie nicht, und er kam nicht zum Ziele, ob er auch flugs Millionen verschwendet hätte.

Man glaube nicht, daß ich in ihrem Besitze auf die einfache, natürliche Weise geschwelgt hätte! Der Gedanke an Veronika und ihr Bild verließen mich selbst in Melittas Armen nicht. Wir haben eng umschlungen ganze Nächte hindurch gewacht, und es ist nicht selten vorgekommen, daß ich schluchzend in weichlichen Tränen zerflossen bin und daß ich Melitta den Grund meines Elends bekannt habe. Sie äußerte alles andere eher als Eifersucht. Sie umstrickte mich eher noch wilder und zärtlicher. „Ich liebe nicht“, sagte sie, „Menschen, die glücklich sind, ich liebe nur die unglücklichen Menschen. Je mehr du leidest, je brünstiger drängt's mich, dich zu trösten. Tut es dir wohl, und lindert es deinen Schmerz“, sagte sie oft, „so schließe die Augen

und stelle dir vor, du hieltest die andere umschlungen!“

Sie wußte nicht, welch ein Wahn mich immer in ihrer Umarmung beglückte und peinigte: daß sie nämlich irgendwie ein Gruß, ein Teil, eine mystisch Beauftragte von Veronika Harlan sei.

Gegen Mitte des Sommers mußten Wigottschinski und ich zu einer Beratung zusammentreten. Das Geld der Tante war vertan, und wir mußten Beschluß darüber fassen, wie wir ihr mehr entlocken wollten. Ein solcher Versuch war nicht leicht.

Wir blieben lange über die zu erpressende Summe uneinig, die wir — Wigottschinski bestand darauf — diesmal jeder genau zur Hälfte, wie er es nannte, verwalten wollten. Da ich ihn brauchte und seine Hilfe sonst zu verlieren fürchtete — er hatte mich in bezug auf die Tante, wie ich fühlte, einigermaßen in der Hand —, so mußte ich diesem Modus zustimmen. Er schlug eine doppelte, ja eine dreifache Summe als die bereits verpraßte vor.

Ich blieb immer noch zaghaft, trotzdem ich des Geldes mehr als Wigottschinski bedurfte, da ich allerlei große und kleine Rechnungen für die Baronin und ihre Tochter beglichen hatte, ja sogar schon in Schulden geraten war. Goldschmuck, von mir für die Kleine gekauft, hatte ich unter der Hand bei Tante Schwabe, als von einem Freunde stammend, in Versatz geben müssen. Melitta nie, aber die Baronin ließ mich merken, daß ich entweder zahlungsfähig sei, und dann hätte ich das mit klingender Münze zu beweisen, oder aber ich müßte mir einen anderen Wirkungskreis, wie sie ironisch sagte, aussuchen. Sie müsse leben, müsse für ihre Tochter sorgen, an deren Zukunft denken, und überdies — umsonst sei der Tod.

Die Fiktion, als ob es sich bei uns noch weiter um Geschäftskapitalien handelte, hatten wir unter vier

Augen fallen gelassen. Dies war seltsam bei meiner allgemeinen Überstiegenheit. Ich habe wohl hierin so nüchtern gesehen, weil mir das Messer an der Kehle saß. Meinem Freunde konnte ich anmerken, er habe sich früher nur so gestellt, als ob er an meinen Dichterruhm und meine Heiratsaussichten glaube. Was ich inzwischen getan und erreicht hatte, ließ mich in seinen Augen nun weniger närrisch erscheinen als abgefeimt. Er ließ mir darüber keinen Zweifel. Mir lag nichts daran, ihn in meine Mysterien einzuweihen.

Ich sprach bereits von dem sozialen Mäntelchen, das er gern umhängte. Er hatte einen gewissen Dienst bei Tante Schwabe, wenn auch in loserer Form, aufrechterhalten und ließ mich merken, wie er sich, wenn er wollte, auf diesem Wege aus der ganzen Affäre ziehen und mich in der Patsche sitzen lassen könnte. Dennoch aber: er haßte die Tante. Ich war entsetzt zu sehen, in wie unversöhnlicher Form dieser Haß, während wir unsere neuen Pläne schmiedeten, zutage trat. Allein er hing auch ihm das soziale Mäntelchen um.

Mein Spießgeselle erklärte, er sei Anarchist, es sei ihm jegliches Mittel recht, um der bürgerlichen Gesellschaft ihren Raub abzujagen. Er habe dem Ausbeuterstaate, dem Kapitalismus Krieg bis aufs Messer angesagt. Eigentum sei Diebstahl, behauptete er, und es sei das höchste Verdienst, eine Diebsbande zu bestehen. Glücke ein Raub, so sei wenigstens der Gerechtigkeit im kleinen und besonderen einmal Genüge geschehen.

Weiber nun gar wie Tante Schwabe müsse man als Krebsgeschwüre am Leibe der Menschheit ansehen. Er nannte sie eine Blutsaugerin, nannte sie eine alte Hyäne, die den im sozialen Kampfe tödlich Verwundeten auf-lauere, die Sterbenden überfalle, um sich von ihrem Aase zu mästen. Und er nannte sie einen alten widerlichen Aasgeier, der kilometerweit nach seinem ekelhaften Gewerbe stinke und in seiner Behausung sitze

wie dieser luderfressende Vogel zwischen den abgenagten Rippen eines gefallenen Rinds.

So gewaltig war Wigottschinskis Haß, so maßlos und wild seine Wut, daß ich leider bis zu einem gewissen Grade — man denke an den Haß und die Mißachtung, die meine Mutter ihrer Schwester entgegenbrachte — in ihren Strudel hineingerissen wurde.

So wurde also der neue Gaunerstreich zwischen uns beiden auf das genaueste durchdacht und, wie man sagt, abgekartet.

Auch dieser Streich, um es kurz zu sagen, gelang.

Er konnte nur deshalb gelingen, weil die alte Wucherhexe, wie Mutter sie nannte, das blinde Vertrauen zu mir noch immer nicht eingebüßt hatte. Freilich waren wir auch mit einer Gerissenheit ohnegleichen zu Werke gegangen. Wigottschinskis Verhältnis zu meiner Schwester und seine zähen Pläne mit meiner Person hatten ihn veranlaßt, seine Intimität mit ihr zur Festigung ihres Vertrauens in meine Redlichkeit, meine Umsicht, meinen Geschäftsgeist zu festigen. Er hatte es auch jetzt übernommen, ganz allein durch ein klug ersonnenes Lügengewebe über meine Geschäftserfolge und durch bewundernde Lobeserhebungen über meinen Charakter sie auf den kommenden Aderlaß vorzubereiten. Es ist wirklich und wahr, daß wir nachher beim Weine über diesen gemeinen Schurkenstreich unsinnig gelacht haben, und besonders über die Halbgottrolle, die er mich spielen ließ, während er sich selber, um ihr noch mehr Gewicht zu geben, in jeder Weise herabsetzte, ja fallen ließ.

Wir erhielten von Tante Schwabe ein gewisses hundertprozentiges Industriepapier, von dem ich ihr sagte, sie werde es unverändert wiedererhalten, da ich es nur auf höchstens ein Vierteljahr auf meiner Bank als Pfand deponieren wolle.

In weniger als sechs Wochen war dies neue Geld durch dieselben Kanäle wie das frühere abgeflossen, und wir wollten eben wohl oder übel darangehen, einen neuen Streich zu besprechen, als auf einmal Tante Schwabe aus ihrem Vertrauensdusel aufwachte.

Eines Tages kam ich nach Hause und erfuhr, daß sie bei meiner Mutter gewesen war. Es hatte sich dieser Fall seit einem Jahrzehnt zum ersten Male wieder ereignet. Ich kann nicht sagen, was damals zwischen den beiden entfremdeten Schwestern vorgegangen ist. Zwar fand ich die Mutter bleich und erregt und mit zitternden Lippen vor; irgendeine Eröffnung von Belang wollte sie mir indes nicht machen. Sie richtete nur ihren alten wehen und kummervoll fragenden Blick, vielleicht mit weniger Scheu als sonst, auf mich.

In einem zurückgelassenen Brief bat mich die Tante, zu ihr zu kommen.

Es kam nun doch eine Art Besinnung, die sich bis zur Bestürzung steigerte, über mich.

Ich hatte die letzten Wochen bereits wie unter dem Druck eines sich immer mehr verfinsternden Gewölkes gelebt. Lichte Momente zeigten mir, in wie gefährliche Klippen und Abstürze ich mich verstiegen hatte. Die Last meiner Sorgen wuchs und drückte mich. Ich schrie in den Nächten nicht selten auf und erwachte in Schweiß gebadet. Ich suchte Trost in der Religion und fühlte den Wunsch in mir aufkeimen, der Welt entsagen zu können, hinter den Mauern eines Klosters den Rest meines Lebens zu verbringen. Ich war Protestant und erwog, zum Katholizismus überzutreten, da die alte weiträumige Kirche mir noch im ehesten ein Asyl versprach. Mich überkam eine tiefe Müdigkeit. Es war eine Lebensmüdigkeit von der Art, die nichts als Ruhe und Frieden ersehnt und jegliche Auferstehung nur als eine neue Mühsal fürchtete. Ich hatte Veronika in meinem Herzen um diese Zeit bereits wie eine schöne Leiche

aufgebahrt. Mein Inneres war gleichsam schwarz ausgeschlagen. Der Katafalk, mit brennenden Kerzen, von Blumen bedeckt, stand mitten darin. Aber es schien der Raum sein Licht nicht von den Kerzen, sondern von dem überirdischen Glanze der Schönheit meiner geliebten Toten zu erhalten. Mit diesem Bilde im Innern wollte ich auslöschen, um, wie gesagt, keiner Auferstehung entgegenzugehen. Freilich gab es auch andere Stimmungen. Weniger körperlich erschöpft, durchbrach ich Lebensüberdruß mit überirdischen Hoffnungen. Ich sah mich dann in der Sphäre Veronikas, die zum Seraph geworden war, und Gott hatte es mir erlaubt, mich allein von dem Glanz ihrer Schönheit in alle Ewigkeit zu ernähren.

In meiner ersten Bestürzung suchte ich Wigottschinski auf. Wir überlegten, was zu tun wäre.

Man mußte zunächst herausbekommen, inwieweit die Tante von unserem Treiben unterrichtet war oder ob sie vielleicht nur einen vagen Verdacht hatte. Deshalb waren wir einig, daß ich den sauren Gang zu Tante Schwabe unverzüglich antreten müsse. „Denn“, sagte mein sauberer Freund, indem er mich, merkbar beängstigt, zur Eile trieb, „sie ist imstande, uns ohne weiteres im ersten Schrecken dem Staatsanwalt auszuliefern.“

Tante Schwabe hatte mir selbst das Entree geöffnet, als das schwache Bellen der blechernen Schelle verklungen war. Sie begrüßte mich nicht und ließ mich wortlos in ihren Salon treten.

Das rote Plüschsofa knarrte, als sie sich darauf niederließ.

Nun erst sagte ich „Guten Abend“ und fragte, es dämmerte bereits, ob ich die Tischlampe anzünden sollte.

Aber es kam keine Antwort darauf. Auch bat mich die Tante nicht, Platz zu nehmen.

Ein Rollwagen rumpelte über das Pflaster des Kupferschmiedestraße. Der Kanarienvogel im anstoßenden Zimmer, ein Harzer Roller, machte eine letzte Anstrengung, der untergehenden Sonne den üblichen Sangestribut darzubringen. Die Tante sprach noch immer kein Wort.

„Du hast mich rufen lassen“, stotterte ich, „um was handelt es sich?“

Noch immer schien es nicht im Plan meiner Tante zu liegen, mir zu antworten, bis sie sich dann nach einiger Zeit doch schlüssig geworden war.

Worauf sie mit fester Stimme deutlich und klar diese Worte sagte: „Lorenz, du bist der gemeinste Lumpenhund, der mir in meinem bisherigen Leben vorgekommen ist.“

Mir war bei diesen überraschenden Worten zumut, als ob das Messer eines Chirurgen mich von der Halsgrube über den Nabel herunter durch alle Gedärme hindurch bis auf das Rückgrat zerteilt hätte. Niemals im Leben habe ich einen ähnlichen Schmerz gefühlt.

Es ist gut, eine kleine Pause zu machen, die ausgekühlte Pfeife wieder in Brand zu stecken, ans offene Fenster zu treten, den Finken und Rotkehlchen zuzuhören und mir zu sagen, wo ich bin, ehe ich weiter in meinen Bekenntnissen fortfahre. — — —

Das habe ich nun ausgiebig getan. Ich habe den Doktor begrüßt, der auf der Straße mit seinem neuen Einspanner vorüberfuhr — die Praxis geht gut, er kann es sich leisten —, ich habe die Unterhaltungen der Kinder belauscht, die Beeren und Pilze bringen, die sie unten im Laden verkaufen wollen. Und ich habe den Duft meiner Zentifolien eingeatmet, der aus dem Vorgärtchen zu mir dringt. Dabei hat sich mein Herzschlag beruhigt. Es muß mir darauf ankommen, klar und kalt-

blütig in die tiefsten und gefährlichsten Schächte meines Lebens, ihre infernalischen Stollen und Irrgänge, darin tödliche Gifte in Schwaden umherstreichen, hinabzusteigen. Kann es ein größeres Wunder geben, als daß ich heute wieder das Licht eines goldenen Tages genieße?

Tante Schwabe also hatte, im Halblicht auf dem roten Plüschsofa sitzend und zu mir, ihrem vergötterten Neffen, aufblickend, diese Worte gesagt: „Du bist der gemeinste Lumpenhund, der mir in meinem bisherigen Leben vorgekommen ist.“ Und ich, wie ich eben niedergeschrieben, fühlte mich durch einen Schnitt bis aufs Rückgrat bloßgelegt.

In diesem Augenblick bekräftigte sich in mir die Einsicht, daß ich Veronikas in der Tat nicht mehr würdig war und sie als eine Tote behandeln mußte.

Immerhin schrie mein Herz in der furchtbaren Stunde nach ihr, wo meiner moralischen Persönlichkeit der Todesstreich versetzt wurde. Ich würde nämlich selig, würde mit Frohlocken gestorben sein wie nur irgendein christlicher Märtyrer, wenn ich, zu ihren Füßen liegend, ihr hätte begreiflich machen dürfen, wie ich gleich einer Motte den Tod an ihrem Lichte gesucht und gefunden hätte.

Ich habe später einmal dem inneren Zwange nachgegeben, dem schönen Kinde, das nie auch nur zwei Worte mit mir gewechselt hatte, in einem Schreiben dies zu eröffnen. Uneröffnet kam es zurück.

Den Sturm im übrigen schildern zu sollen, der bei den Worten der Tante in mir entstand, kann mir nicht einfallen. Gewiß ist, daß ich, ehe ich meinen Lippen erlaubte, den ersten Laut meiner Antwort zu entlassen, meine Fassung wiedererlangt hatte.

Ich fühlte den ganzen Ernst meiner Lage und war entschlossen, kein Mittel unversucht zu lassen, der Entlarvung zu entgehen.

Das direkte und überaus brutale Vorgehen der Tante bot meiner Verteidigungstaktik die erste Grundlage.

„Erlaube, daß ich erst Licht mache“, sagte ich und ging ohne Übereilung daran, es zu tun. Dann fuhr ich fort: „So, nun haben wir Licht, und nun wollen wir alles bei Lichte besprechen!“

Du weißt, ich bin kein Freund von Erregungen“, sagte ich, als sie losfahren wollte. „Bin ich wirklich das, was du sagst, so kann das auch unsere Erregung nicht ändern. Übrigens bin ich durstig“, so hatte ich die Frechheit zu schließen, „da ich dich, wie du weißt, nicht gerne warten lasse, wenn du rufst, und deshalb ziemlich gelaufen bin. Vielleicht könntest du mir eine Flasche Bier geben.“

Sie fing wieder an: „Lorenz, du bist der größte Lump...“

„Gib dir durchaus keine weitere Mühe“, unterbrach ich sie, „denn ich bin gegen alles abgestumpft, was keine vernünftige Grundlage hat, und wenn du etwa so fortfahren willst, wundere dich nicht, wenn ich nach dem Hut greife! Es wird sich gewiß eine Stunde finden, wo du besser bei Laune bist.“

Sie keuchte hervor: „Ihr habt mich betrogen; gib Rechenschaft!“ Sie weinte. Sie konnte nicht mehr hervorbringen.

Ich sagte gelassen: „Wer hat dich betrogen? Wer sind die Ihr?“

Natürlich sind mir die Einzelheiten der Unterhaltung nicht mehr erinnerlich. Am Ende war jedenfalls außer Zweifel, daß die Tante, wahrscheinlich durch ihren Kriminalkommissar, über unser Treiben so ziemlich Bescheid wußte.

Es war mir gelungen, wie mir wenigstens vorkam, ihr eine Art Geschäftsverbindung zwischen der Baronin und mir glaubhaft zu machen, weil diese als Agentin

sehr gut zu verwenden sei. Die Beziehung zu ihrer Tochter wurde geleugnet und geradezu als gemeine Verleumdung erklärt. Wigottschinskis Verhältnis zu meiner Schwester ebenfalls, da es die Tante ganz besonders in Wut versetzte. Dabei ließ ich sie merken, oder tat wenigstens so, daß ich ihre Beziehung zu Wigottschinski nicht billige. Schon daß ich von einer solchen wußte, brachte sie in Verlegenheit. Es war nur in seinem Sinn gehandelt, wenn ich das Vertrauen der Tante zu mir zu stärken suchte, indem ich Bedenklichkeiten über Wigottschinskis Charakter äußerte. Ich ging weiter und sagte, man könne ihn keinesfalls als Kompagnon der neuen Firma eintragen lassen. So viel sei mir, sagte ich, durch Herumhören klargeworden, daß die anständige Kaufmannswelt ihn unbedingt ablehnen würde. Manchmal schien es, als ob durch solche Winkelzüge die Tante sich doch wieder umstimmen, zu einem erneuten Vertrauen, ja zur Abbitte bringen lassen würde. Ich erhielt nach einiger Zeit mein Bier, ja ich mußte an ihrem Abendbrot teilnehmen. Immer aber spürte ich doch: der Friede war trügerisch.

Die Rede, bei der sie blieb, war etwa die folgende: „Ich habe vielleicht einen zu starken Ausdruck gebraucht, indem ich dich einen Lumpen nannte. Mag sein, daß ich durch Klatsch und Verleumdung hinter das Licht geführt worden bin und daß die Geschäfte, die ihr treibt, Gewinn versprechen. Heute ist Mittwoch. Bis zum Sonnabend habt ihr Zeit. Entweder Melanie erscheint am Sonnabend mittags um zwölf Uhr in deiner Begleitung mit allen Geschäftsbüchern, oder du kannst damit rechnen, daß du am Abend desselben Tages mit deinen Helfershelfern hinter eisernen Gardinen sitzt. Auch die Baronin mag sich in acht nehmen.“

Bis zum Tagesgrauen wurde von Wigottschinski, meiner Schwester und mir im sogenannten Büro bei

Wein und Zigarren Kriegsrat gehalten. Wie immer gegen halb zehn hörten wir aus dem Innern des Theaters die blinden Schüsse des großen indianischen Überfalls. Noch immer wurde der große Schlager „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen“ gegeben. Der Boden war für uns ziemlich heiß, und wir wären gern nach der Neuen Welt oder sonstwohin ausgelaufen.

Unsere Lage war ziemlich hoffnungslos. Nicht darum, weil wir keine Geschäftsbücher hatten. Wir glaubten nicht, daß die Tante uns deshalb sogleich den Gerichten ausliefern würde. Erstlich wollte Wigottschinski noch einen seiner Versöhnungsversuche machen, und dann hatte auch die Tante aus Gründen höchst ungern mit den Gerichten zu tun. Unsere Lage war darum hoffnungslos, weil wir andere Schulden gemacht hatten und unbedingt neues Geld brauchten, ohne Aussicht, auch nur noch einen roten Heller aus Tante Schwabe herauszuquetschen.

Wigottschinski schien diese Sachlage nicht unerwartet zu treffen; ich dagegen wußte lange nicht aus noch ein. Ich dachte daran, mich aufzuknüpfen; aber ich konnte den Gedanken nicht einmal denken, in meine abgeworfene Haut zurückzukriechen. Lieber tot als einen so jämmerlichen Sturz vor Melitta und ihrer Mutter eingestehen. Und überhaupt: ich konnte sterben und damit von Melitta gerissen werden; lebend aber mich von ihr loszureißen, war ich unfähig. Nein, wenn alle Stricke rissen, so würde ich vielleicht durch einen Sprung in die Oder ein Ende machen. Wigottschinski, wie gesagt, schien mit der vorhandenen Krise gerechnet zu haben und nun seinem Ziele näher zu sein. Er bedachte die Tante mit den allerunflätigsten Ausdrücken, die alles übertrafen, was sein Haß sonst jemals in dieser Beziehung geleistet hatte, und scheute kein Mittel, mich in die gleiche Wut gegen sie hineinzuhetzen. Ich hatte ihm wortgetreu den Satz berichtet, den die Tante

zu meiner Begrüßung gebraucht hatte, und dieser Satz in der Tat, durch den ich als der gemeinste Lumpenhund gebrandmarkt wurde, war wohl geeignet, den Wunsch nach Vergeltung in mir zu wecken und, richtig verwerthet, ein wildes Rachegefühl in meinem zerrütteten Geiste auflodern zu machen.

Ich sah Melitta, ich sah meine Mutter am folgenden Tage nicht; denn meine Schwester, Wigottschinski und ich trennten uns nicht voneinander. Ohne daß es gesagt wurde, fühlte ich, daß etwas ganz Neues, Furchtbares zwischen uns war, wodurch wir auf eine nie gekannte Art und Weise zusammengeschweißt wurden. Mir schien es ganz natürlich, daß wir in einem entlegenen Kellerlokal frühstückten, in einem lichtscheuen Winkel, der an einen anröchigen, verfallenen Hof grenzte, unser Mittagsmahl einnahmen, daß wir dabei Nordhäuser Korn tranken und am Abend noch immer Korn tranken, daß wir die folgende Nacht durchwachten oder höchstens ein wenig schliefen, angezogen, die Arme auf dem Kaschemmentisch, die Stirn auf dem Handrücken ruhend.

Bei dem, was ich bis jetzt in diesen beiden Nächten und dem verflossenen Tage gesehen und getan hatte, war ich in der Hauptsache willenlos. Wir schwammen gleichsam auf einem unaufhaltsam fließenden Strom. Wigottschinski steuerte unser Boot. Wohin er es steuerte, welches Ziel er der Fahrt gesetzt hatte, davon wehte mich wohl eine Ahnung an, ähnlich, wie wenn jemandem, der an einem alten Gemäuer vorübergeht, aus einem Kellerloch der kalte Eisen- und Moderduft eines unterirdischen Foltergewölbes die Seele erschauern macht.

Dem Steuermann ins Ruder zu greifen, fehlte mir alle Kraft. Ebenso dazu, aus dem Boote hinauszuspringen. In den Fluten erwartete mich entweder der Tod, oder

ich wurde am Ende trotz meines Fluchtversuches lebendig im Kielwasser des Bootes doch noch an sein gefürchtetes Ziel geführt.

Die späteren Aussagen Wigottschinskis bestritten entschieden meine Passivität. Ich hätte mich vielfach wild gebärdet und zuweilen durch wütendes Auf-den-Tisch-Schlagen seine Bedenken und sein Gewissen übertäubt. Ich habe das vor dem Richter geleugnet. Wenn ich es aber dennoch getan habe, so nahm mir der ungewohnte und maßlose Schnapsgenuß wahrscheinlich jede Erinnerung. Ich habe unzählige Male seither versucht, mir jene furchtbaren Nächte, die dem Verbrechen vorausgingen, ins Gedächtnis zurückzurufen, und wirklich mag es wohl sein, daß ich zuweilen den geschilderten Eindruck gemacht habe. Es dämmert mir dies und das davon. In diesem Falle aber habe ich mich laut gebärdet, um meine innere Schwäche, meinen Mangel an Willen zur Tat zu bemänteln. Vielleicht habe ich das Verbrechen, ohne es zu wollen, gewollt und in meiner Erbärmlichkeit gemeint, ich könne reine Hände bewahren, wenn ich Wigottschinskis Plänen den Lauf lasse.

Es kam zu diesen Nächten noch der folgende Tag. In der Nacht von Freitag zu Sonnabend wollte man an die Ausführung gehen. In diesen drei Nächten sind meine Haare, ohne jede Übertreibung gesagt, grau geworden.

Schon am Abend vor der Tat, die ohne mich von-statten ging, war ich völlig apathisch. Ich hatte allerlei männliche und auch weibliche Gaunertypen kennengelernt und mich mit einer Art Selbstvernichtungswut in den Strudel der Lasterorgien hineingestürzt. Es geschahen da Dinge, an denen sogar meine Schwester beteiligt war, wie sie viehischer und satanischer nicht zu denken sind und deren Erinnerung noch brennende Schandflecken in die Seele ätzt. Unauslöschliche, stinkende Schandflecken.

Als ich am Abend vor der Tat mich von Wigottschinski verabschiedete, nachdem Ort und Stunde, wo er zu seiner Sicherheit den Raub an mich weitergeben wollte, verabredet war, hoffte ich, die unerträgliche Spannung in meinem Hirn werde nun bald in Wahnsinn ausarten. Und als ich statt dessen später in einer Gefängniszelle zur Besinnung kam, war auch dies eine Wohltat für mich.

Die Tante sollte bestohlen werden. Der Masematten war mit einem geübten Schränker, einem Gaunerfreunde Wigottschinskis, alsdann mit diesem, meiner Schwester und mit mir ausgekocht worden. Ich gebrauche diese Gaunerausdrücke, weil sie mir in jenen furchtbaren Nächten geläufig geworden sind. Man hatte mich sogar durch einen grotesken Tanz und Übergießen mit Kornschnaps in die Zunft aufgenommen. Nach Ansicht der Fachleute konnte der Masematten ohne Schwierigkeiten gehandelt werden. Es kam nur darauf an, daß man nicht gerade das ausgesuchteste Pech hatte.

Selbstverständlich war nicht die Rede davon, der Bestohlenen selbst, wie man sagt, auch nur ein Härchen zu krümmen.

Alles verlief denn auch genau nach dem aufgestellten Programm. Es wurde nur leider in einem einzigen Punkt überschritten, der allerdings Wigottschinski den Hals kostete.

Wigottschinski besuchte die Tante auf Grund seiner alten, etwas abgekühlten Beziehungen, denen er jedoch, falls es ihm ernstlich daran lag, die alte Wärme zu geben verstand. Er brachte der Tante gute Nachrichten. Es erwarte sie, sagte er ihr, mit meinem und meiner Schwester Besuch am morgigen Tag eine große Befriedigung.

Die Tante behielt ihn, wie zu erwarten war, zum

Abendbrot, man trank etwas Wein, und so kam es auch weiter programmäßig, nämlich daß sie den Schurken über Nacht bei sich behielt. Dieser hatte ihr vor dem Zubettegehen mit dem letzten Glas Wein ein Schlafmittel eingebläst, und es war bei seiner Vertrauensstellung in ihrer Nähe, auch falls sie erwacht wäre, ein leichtes für ihn, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und von den Vorgängen in dem anstoßenden kleinen Pfandleihstübchen abzulenken. Es gehörte zu der allgemeinen Entartung im Wesen Wigottschinskis, daß seine sinnlichen Triebe, wenn sein Vorteil dabei in Frage kam, vor keinem Objekte zurückschreckten.

Von zwölf Uhr nachts an mußte meine Schwester bei dem herrschenden regnerischen Wetter auf der Kupferschmiedestraße unten Schmiere stehn. Es waren, worin sie schon viel Fertigkeit besaß, gewisse Zinken, das heißt Zeichen, für den herannahenden Schränker verabredet worden. Auch verstand sie vorzüglich, wie ihre lichtscheuen Kollegen sagten, den Vertuß und das Meistern: das sind die Künste, womit man eine etwa drohende Störung und den Störer vom Ort der Tat abzulenken und hinwegzulocken weiß. Ich bin überzeugt — denn alles war so sinnreich und mit so viel Vorsichtsmaßregeln ausgesonnen —, das Gewebe des Planes stammte von langer Hand.

Bald nach zwölf öffnete Wigottschinski ein Fenster und warf, als der Wächter auf seiner Runde vorüber war, meiner Schwester, sobald sie aus dem Schatten eines gewissen Torwegs trat, den sorgfältig in Papier gewickelten Hausschlüssel auf das Pflaster hinunter. Melanie hob den Schlüssel auf und ging, langsam zunächst, schneller, als sie in ein Seitengäßchen eingebogen war, einen bestimmten langen labyrinthischen Weg bis an eine verabredete Stelle, wo sie dem Schränker den Schlüssel einhändigte. Er begab sich nun auf den Weg zum Hause der Tante, wohin sie ihm folgte,

aber in einer so weiten Entfernung, daß sie ihn gerade noch im Auge behielt. Sie trat in dem Augenblick auf die Kupferschmiedestraße, als der Gauner im Hause der Tante verschwand.

Ich habe mich oft gefragt, warum Wigottschinski seinen ohne Zweifel langgehegten Plan nicht ohne mich ausführen wollte. Er wußte über die Gewohnheit meiner Tante besser als ich Bescheid. Es war ihm genau bekannt, wo sie ihr bares Geld, gewisse Wertpapiere und ihren Schmuck verwahrte, auch wo sie die Schlüssel zu allen diesen besonderen Behältern verbarg. Er hatte die Wohnung der Tante im Laufe mehrerer Jahre zum Objekt eines genauen Studiums gemacht und wußte darin besser als ihre Inhaberin Bescheid. Und wenn er mit der Mechanik des feuersicheren Arnheims nicht zu Rande kam, so konnte ich ihm hierbei gewiß nicht helfen, um so weniger, als die Tante irgend jemand an diese stählerne Festung nicht herankommen ließ. Um den Schränker also und andere Helfershelfer der Gaunergilde kam er auch nicht herum.

Nun also: wozu brauchte er mich, dem er doch einen erheblichen Teil des Raubes, wenn alles gut ging, abgeben mußte? Ich vermute zunächst, um sich selber den Rücken zu stärken, da er doch wohl im Gaunerberuf erst Anfänger war. Aus der Redlichkeit und Solidität, die er in mir verkörpert sah, machte er sich die feste Stütze, den Pfahl, der notwendig war, um die Schlinggewächse seiner verbrecherischen Gedanken daran emporzuranken. Willkommen war ihm außerdem meine mit Narrheit verbundene Treuherzigkeit. Einen solchen Narren wie mich, richtig benutzt, konnte man möglicherweise vorschieben und sich durch ihn die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Es war dann am Ende auch nicht schwer, ihn um diese wiederum zu betrügen, ohne daß man sich dabei auch nur den kleinen

Finger verbrannt hätte. Mochte er dann immerhin mit Brandwunden überdeckt zugrunde gehen. Aber wer kann in das feine und verwickelte Getriebe einer Seele wahrhaft aufhellend hineinleuchten? Es gibt ja oft ganz untätige Menschen, die nur in Gemeinschaft mit einem andern ihre Tatkraft zu entfalten fähig sind. Und wer weiß, vielleicht hatte Wigottschinski ganz einfach nur Sympathie für mich.

Es sollte der Raub vom Schränker, da Wigottschinski die Wohnung nicht verlassen wollte, zum Teil meiner Schmiere stehenden Schwester übergeben werden, zum anderen Teil einem gewissen Vertrauensmann, der noch in derselben Nacht damit die Reise nach Dresden antreten sollte. Meine Schwester dagegen wurde auf dem Freiburger Bahnhof von einer sogenannten Offizierswitwe erwartet, die mit ihrem Söhnchen reiste und den in Händen meiner Schwester befindlichen Teil des Raubes unauffällig in Empfang nehmen und nach Berlin bringen sollte. Es war Ort und Datum des sogenannten Intippel, will heißen Teilung der Beute, in einer kleinen Stadt festgesetzt, auf dessen Einhaltung ohne jede Gefahr der Veruntreuung man sich, nach Wigottschinskis Versicherung, bei der Ehrlichkeit der Gauner unter sich verlassen konnte.

Wigottschinski traute sich zu, an der Seite der Alten morgens erwachend, der Entdeckung des Einbruchs beizuwohnen, den Entsetzten, den Überraschten zu heucheln, die Tante zu trösten, ihr Hoffnung auf Wiedererlangung des verlorenen Gutes zu machen, die Polizei zu verständigen, die ersten Schritte zur Entdeckung der Diebe zu tun. Ich bin überzeugt, daß seine Frechheit seinem Vorsatz gewachsen war.

Es sind in jener Nacht durch Einbruch bei der Pfandleiherin Helene Schwabe bares Geld und sonstige

Wertobjekte im Betrage von mindestens hundertzwanzigtausend Mark entwendet worden. Man hat von diesem Raube etwa wohl einen goldenen Ring, eine ebensolche Uhr mit Monogramm, im ganzen aber nur wenig wiedergesehen. Dieser Erfolg indessen, der weder Wigottschinski noch mir zugute kam, konnte nur gerade mit knapper Not erreicht werden.

An der Türe des alten Hauses, dessen zweiten Stock die Pfandleiherin bewohnte, war ein Klingelzug, durch den man sie auch nachts herausklingeln konnte. Es lag bei ihr, ob sie den geldbedürftigen Nachtschwärmer sowohl für vertrauenerweckend als für einen genügend fetten Bissen hielt, um ihm die Haustür aufzuschließen. Einen solchen Nachtschwärmer hatte meine Schwester glücklich abgefangen und durch ihre Reize und weibliche Künste aller Art in eine dunkle Gasse gelockt.

Während sie noch mit dem Menschen zu tun hatte, wobei sie die Kontrolle der Tür nicht mehr ausüben konnte, war die Klingel durch einen Depeschenboten gerissen worden, der eine Adresse suchte, weil er ein Telegramm nicht anbringen konnte. Wigottschinski war sogleich unten an der Tür, und bald darauf lief der Bote bereits wiederum diensteifrig längs der Häuser davon. Aber die Tante, die Wigottschinski schlafend verlassen hatte, schlief nicht mehr, sondern war erwacht, und er fand sie im Kampfe mit dem Einbrecher.

Als ich gestern in meinen Aufzeichnungen bis zu dem eben notierten, höchst kritischen Augenblick gekommen war, blickte mir meine gute Frau über die Schulter. Sie stellte sich so, als ob sie schmolte, weil ich, in mein Zimmer verschlossen, in meine Arbeit allzusehr vertieft, sie vernachlässige. Sie hatte mir Stock und Hut gebracht, drückte mir jenen in die Hand, diesen ohne alle Umstände auf den Kopf und bestimmte mit einem

lächelnden Ernst, ich hätte sie auf einem Gange nach Schmiedeberg zu begleiten.

„Mit hunderttausend Freuden“, sagte ich.

Und später, als wir still durch die Felder dahinschritten: „Warum hast du mich eigentlich von meiner Arbeit fortgeholt?“

Sie gab zur Antwort: „Es kam mir vor, als ob ich das tun müßte.“

„War dir nur so ums Herz“, sagte ich, „oder hattest du sonst noch eine Veranlassung?“

„Es war mir nur so ums Herz“, lautete der Bescheid, „und ich hörte dich außerdem so unermüdlich und ruhelos hin und her gehen.“ Sie fügte hinzu: „Du siehst nun schon wieder ganz anders aus.“

„Habe ich schlecht ausgesehen, Marie?“ fragte ich.

„Du hast jetzt eine bessere Gesichtsfarbe“, sagte sie.

Ich versuchte zu lächeln, indem ich sagte: „Ich bin mit meiner Erzählung nun zu einem ihrer packendsten Augenblicke vorgedrungen.“

Lerchen jubilierten um uns. Wir hörten den Kuckuck, obgleich schon ein Drittel des Monats Juli hinter uns lag.

„Solltest du nicht am Ende“, begann sie nach längerem Stillschweigen, brach ab und fing nach einem Weilchen wiederum an: „Solltest du nicht am Ende jetzt eine längere Pause in deiner Arbeit eintreten lassen?“

Warum sagte sie das? Weder sie noch der Alte kannte eine Zeile davon. Sie wußten nur ganz im allgemeinen, in welche Stoffwelt ich mich verwickelt hatte.

Ich sagte leichthin: „An der packendsten Stelle abbrechen?“

Sie schwieg und drückte nur sanft meinen Arm.

„Soll man nicht das Eisen schmieden, solange es heiß ist?“ sagte ich. Und setzte hinzu: „Ich kann jetzt nicht abbrechen. Im Gegenteil, damit ich auch wirklich und

möglichst schnell weiterkomme, Marie, mußt du mir behilflich sein.“

„Sieh mal den wundervollen Trauermantel“, sagte sie, auf den dunklen Schmetterling hinweisend, der mit gespreizten Schwingen ruhig auf einer gelben Blume ausgebreitet lag.

Ich wiederholte: „Du mußt mir forthelfen.“ Ich fügte hinzu: „Du mußt mir über gewisse schwierige Stellen hinweghelfen.“

„Du weißt, ich verstehe von solchen Sachen nichts, und du treibst nur ein bißchen Spaß mit mir“, sagte sie.

„Du, und nichts verstehen von solchen Sachen, Marie?“ gab ich zur Antwort, indem ich ihren Arm fest an mich preßte. „Hast du nicht schon ganz andere Kräfte bewiesen, ganz andere Kräfte in der Wirklichkeit an mir erprobt? Hast du mich nicht auf deinen Armen wie ein weiblicher heiliger Christophorus — nicht durch Wasser, sondern — durch einen breiten Strom von Höllenfeuer hindurchgetragen?“

Es konnte nicht anders sein, Marie, als daß du mir, während ich den letzten Satz meines heutigen Pensums schrieb, über die Schulter blicktest. Du warst eben in einer solchen strahlenden Reinheit und Größe vor mir aufgestiegen, so gegenwärtig und so schön, daß ich erschrak. Ich hatte deinen Astralleib gleichsam zitiert, und du konntest nicht anders, als ihm willenlos nachfolgen.“

„Astralleib“ war ein Begriff, der Marien durch ihren Vater geläufig war.

Sie sagte nichts weiter als: „Nicht doch, nicht!“, wobei ihr, wie ich wohl merkte, ebenso wie mir die Träne ins Auge drang.

„Du mußt mir helfen, Marie“, sagte ich. „Du mußt jetzt besonders immer ganz nahe bei mir sein und mich stützen und halten, ähnlich wie damals, wenn ich auch nur in Gedanken den Höllenstrom nochmals durchquere.“

„Wie kann ich das tun?“ fragte sie.

„Sei nur so gut, Marie“, sagte ich, „immer, wenn ich dich darum bitte, mir hilfreich zu sein und Fragen, auch wenn sie das Schlimmste berühren, auch wenn sie dir Pein bereiten, zu beantworten. Dadurch wird deine Gestalt in meinem Erinnerungsgewebe den ihr gebührenden Raum erhalten. Sie wird zugleich mein jetziger Schutzgeist, der Schutzgeist meiner Erinnerungen, und die liebesmächtige, heilige Retterin aus den Schrecken, Ängsten und Wirrnissen meiner schwärzesten Tage sein.“

„Wie konntest du nur“, war meine erste Frage an Marie, „bereits um sieben Uhr früh am Morgen nach Tante Schwabes Ermordung in Mutters Wohnung sein, ja, an meinem Bette stehen, um mir auf eine Weise, welche die Allbarmherzigkeit selbst in eigener Person nicht übertreffen könnte, die furchtbare Nachricht anzuvertrauen? Es ist eine ähnliche Aufgabe, nur immerhin etwas leichter, als du sie schon gelöst hast, Marie.“

Ich habe erreicht, was ich durch das gestrige Gespräch mit Marie erreichen wollte. Schon als sie mir über die Schulter sah, fühlte ich eine plötzliche Sicherheit und gesunden Mut, mich in meiner begonnenen Unternehmung vorwärtszuwagen. Eine dumpfe Bangigkeit hatte sich meiner bemächtigt, als sie kam und die peinlichen Klammern jener furchtbaren Schicksalsstunden löste, die ich durchlebt hatte; sie hatten sich mit der Beschwörung jener Zeit mehr und mehr wieder um meine Seele gelegt.

Man weiß es längst, ich habe es zu verschiedenen Malen im vorhinein erwähnt, daß Tante Schwabe ermordet wurde. Auch habe ich nicht verschwiegen, daß sie mich noch manchmal im Traume besucht. Solche Träume sind dann mit einem unangenehmen Alpdruck verbunden. Gott sei Dank aber, ein wirklicher Engel

Gottes — das ist meine Frau — weckt mich jedesmal auf.

Ich habe mich gestern von diesem starken geflügelten Boten des Himmels vom äußersten Rande eines Höllenabgrunds auf die andere Seite desselben Abgrunds tragen und auf einem begrünten Hügel absetzen lassen. Von diesem aus blicke ich nun in die kochende Tiefe, in die brodelnde Schlammflut des überwundenen Hindernisses hinunter.

Der Engel aber in ungebrochener Kraft und Macht steht neben mir.

Wir kehrten gestern heim bei Sonnenuntergang. Da war sie einige Zeit wie in überirdisches Licht getaucht, meine Marie. Und da hab' ich in meinem Innern zu ihr gebetet. Zu diesem Seraph gebetet! Zu dem göttlichen Liebeswunder gebetet, das in ihr verkörpert ist.

Und ich bete in Gedanken zu der, die wie aus der Erde gewachsen am Morgen nach der Mordnacht in der Wohnung meiner Mutter vor meinem Bette stand.

Soll ich die wüsten Brände schildern? Es versuchen, von der Feuersbrunst, die in den Träumen dieser Nacht mein Hirn durchtobte, jemandem einen Begriff zu geben? Gott möge jeden davor bewahren, durch Erfahrung dahin zu gelangen, sich diesen Begriff bilden zu können. Es war ja nur von einem Diebstahl die Rede gewesen. Allein die Seele ließ sich nicht täuschen, sie witterte Blut. Sie war wie ein edles Roß, das in dem Duft, den der Wind von einem Schlachthaus herüberweht, sich entsetzt und schaudert.

Ich sagte schon, daß ich bald nach der Einlieferung ins Gefängnis in die Krankenabteilung gebracht werden mußte. Ich hatte bereits hohes Fieber, als Marie Starke vor meinem Bett stand, und dieses war naß, buchstäblich zum Auswinden.

Übrigens litt ich seit Wochen an Nachtschweißen.

Warum sollte ich dieses nicht niederschreiben, da es

sich hier ja nicht um ein Buch, in Maroquinleder gebunden und mit Goldschrift versehen, für den elfenbeingelegten Schreibtisch einer parfümierten Dame handeln kann?

Es handelt sich hier um die furchtbarsten Dinge.

Seltsamerweise wurde ich durch Mitschuld zum Verbrecher in einer Zeit, wo Veronika Harlan bereits als schöne Tote auf dem Katafalk meiner Seele lag.

Nun, ich will mich ein wenig sammeln.

Ich hätte alles andere eher vermutet, als gerade an diesem Morgen durch Marie Starke geweckt zu werden. Ich hatte die Buchbindersleutchen zuletzt gesehen — und davon ist früher gesprochen worden —, als ich nach meiner Werbung im Harlanschen Hause in die Droschke stieg. Ich schämte mich damals dieser Bekanntschaft.

Ich schämte mich ihrer, solange mein Großmannsdünkel nicht in heimlichen Nöten, Sorgen, Ängsten und der steigenden Schlammflut des Verbrechens ertrunken war. Dann aber dachte ich des braven Starke und seiner Tochter nicht, weil ich meine Marter nicht nutzlos steigern wollte. Es konnte mir dabei ja doch nur wie einem gescheiterten Seefahrer zumute sein, der sich erinnerte, irgendwann einmal eine grüne, sonnenbeschienene friedliche Insel betreten zu haben.

Im Buche Jesus Sirach, übersetzt von Allioli, seinem vierten Kapitel, steht ein Vers, darin der siebenundzwanzigste: „Scheue dich vor deinem Nächsten nicht bei seinem Falle!“ Gibt es viele Menschen, die heute noch diesen Weisheitsspruch in seinem ganzen Werte ermessen können? Wie dem auch sei: ihn zu erkennen, bedeutet viel; ihm nachzuleben, ist höchstes Menschentum.

So viel und nicht weniger bedeutet das, was Marie und ihr Vater an mir getan haben.

Sie erklärte mir gestern: „Du fuhrst aus dem Schlaf

und starrtest mich an. In diesem Augenblick wußte ich alles.“

Man stelle sich diesen Umstand vor, wenn man Mariens entschlossene und goldene Seele würdigen will.

Sie wußte alles, wußte, daß ich an dem Raubmord, dem die Schwester meiner Mutter zum Opfer gefallen war und wovon die Nachricht in Extrablättern soeben verbreitet wurde, beteiligt war. Sie konnte nicht überblicken, inwieweit. Und doch sagte sie, während die brüllenden Ausrufer unten auf der Straße vorbeiliefen, indem sie rot wurde und mich scheu ein wenig streichelte: „Lorenz, du hast Schweres durchgemacht und wirst Schweres durchmachen. Aber spare dich auf für mich! Ich warte auf dich.“

Will jemand zu ergründen versuchen, welchen Klang diese Worte, an diesem Morgen von Marie gesprochen, für mich gehabt haben?

Sie ging zwischen Mutter und mir hin und her und verließ uns nicht einen Augenblick. Ihr ist es zu danken, daß Mutter erst acht Tage später und nur durch sie in abgeschwächter Form von der Sache erfuhr. Sie sagte ihr stets: niemand zweifle, ich sei ganz unschuldig. Sie selber zweifelte seltsamerweise in ihrer Art ebenfalls nicht daran. Ihr Wahrspruch hätte etwa „unschuldig-schuldig“ gelautet.

Gegen zehn Uhr kam Starke herauf. „Mut“, sagte er, als wir allein für uns waren. Für mich war es ein Wunder, wie diese beiden Menschen so plötzlich an meiner Seite standen, als ich mich für von Gott und der Welt verlassen hielt, und stillschweigend über alles Bescheid wußten.

Ich weinte abwechselnd mit dem Vater und mit Marien, weil entweder sie oder er die Mutter beschäftigen mußte.

Es wurde gar nicht an Flucht gedacht.

Stillschweigend wurde von uns dreien vorausgesetzt, daß der bittere Kelch der Buße und der irdischen Strafen bis zum Grunde geleert werden mußte.

Ich würde nicht auf meine Verhaftung gewartet, sondern mich selbst den Gerichten gestellt haben, wenn mich nicht ein gewisses Ehrgefühl meinen Komplizen gegenüber daran verhindert hätte. Ich wollte vor ihnen nicht so erscheinen, als ob ich etwa durch Scheinheiligkeit bessere Bedingungen für mich herausholen wollte. Auch würde ich, wenn ich mich freiwillig stellte, den Verdacht der Angeberei auf mich gelenkt haben.

Ich wollte andere schonen, so gut es ging, rücksichtslos nur gegen mich selber sein.

Es war mir lieb, daß ich Fieber hatte, daß ich hustete und Schüttelfröste über mich hingingen. Trotz solcher Erscheinungen hatte ich ein Gefühl, als ob die Krisis meiner schweren Krankheit nun überstanden wäre und ich der Heilung entgegenginge.

Dem Zuchthaus konnte ich nicht entgehen. Ich hatte indes die ganze Nacht in der Wohnung meiner Mutter zugebracht, was unbedingt zu beweisen war, und so kam direkte Mitschuld am Mord bei mir nicht in Frage.

Mir war an diesem Morgen und in Gesellschaft der Starkes zu Sinn, als ob ich eine sehr lange, gefährliche Reise gemacht und eben wiederum meine vier Pfähle erreicht hätte.

Meine Verhaftung erwartete ich mit Ungeduld. Ich sah in allem, was kommen würde, gleichsam das große Läuterungsbad, durch das ich mich von dem Staub, von den eingeatmeten Giftstoffen der Reise reinigen könne, das meine Wunden heilen, meine entschwundenen Kräfte wiederherstellen werde.

Das ist geschehen; aber ich hatte mir die kommende Kur viel zu leicht, den Heilungsprozeß viel weniger schleppend gedacht.

Merkwürdigerweise war ich auf einmal wieder im Besitz meiner früheren nüchternen Urteilskraft. Meine Vermutung sagte mir, daß bis zu meiner Verhaftung kaum Stunden vergehen würden. Ich dachte dabei an den ihr befreundeten Kriminalkommissar, der die Tante von meinem Treiben unterrichtet hatte. Um Mutter den Vorgang der Verhaftung womöglich zu verbergen, wurde Starke an das Straßenfensterchen des vorderen Zimmers als Beobachter aufgestellt, um mich sogleich von irgend verdächtigen Erscheinungen zu benachrichtigen.

Er kam denn auch nach einiger Zeit mit der Meldung ins Zimmer, daß eine geschlossene Droschke, vier oder fünf Häuser weiter, soeben gehalten habe und daß ihr drei Herren in Zivil entstiegen seien. So nahte sich also der erwartete und doch so furchtbare Augenblick.

Ich war schon lange mit dem Hute in der Hand, den Paletot überm Arm, ruhelos auf und ab geschritten. Nun lag ich plötzlich abwechselnd Marien und dem alten Buchbindermeister im Arm, und ich hätte nicht anders von meiner wirklichen Frau und meinem wirklichen Vater Abschied nehmen können. Hier war meine Frau, und dies war mein Vater. Kein Zweifel, es hatte uns die Stunde der tiefsten Not für immer aneinander geschweißt.

Die Herren traten unten im engen Hausflur auf mich zu, bis wohin ich ihnen entgegengegangen war. Einer von ihnen war der Freund meiner Tante, der die Aufgabe hatte, meine Persönlichkeit festzustellen. Es tat kaum not. Ich lieferte mich mit den Worten: „Bitte, meine Herren, hier bin ich!“ aus und kam unauffällig und eilig zur Droschke.

Ich sehnte mich nach der einsamen Zelle.

„Sind Sie krank?“ fragte einer der Herren.

Ich sagte: „Ich weiß nicht“, und seltsamerweise: „Ich glaube es nicht.“

„Sie werden sich hoffentlich nicht zu einem aussichtslosen Fluchtversuch verleiten lassen“, sagte der Herr, der neben mir saß.

Worauf ich: „Sie haben vergessen, daß ich hinke“ erwiderte.

„Ja, er hat ein zu kurzes Bein“, bestätigte ihm der Freund der Tante.

Wir fuhren an der Wohnung Melittas und ihrer Mutter vorbei. Sie war gelüftet, und die Baronin mit einem grünen Gießkännchen begoß am geöffneten Fenster die kleine Orangerie.

Ade, ade, dachte ich, und meine Kehle zog sich zusammen, mein Körper war eine einzige peinvolle Bitterkeit. Die Droschke rumpelte auf den Ring, und als ich aufblickte, sah ich die Staupsäule. Etwas wie ein rosiger, geisterhafter Dunst bewegte sich um sie herum. War es der Schatten einer Verstorbenen? Danach enthüllte sich mir der steinerne Schandpfahl in seiner wahren Furchtbarkeit. Ich selbst fühlte mich an die Ringe gekettet und im Beisein der ganzen Stadt blutig gepeitscht. Im Harlanschen Hause gegenüber lag der Hausherr, lag die Familie, lagen die Angestellten in den Fenstern. Und mir war, abgesehen von mir, als ob dieses alles eigentlich nicht das Schlimme wäre, sondern die gräßliche und grausame Fratze, die mich anstierte und von der mir jemand ins Ohr sagte, während ich mein Herz zu Stein werden fühlte, daß sie das wahre Gesicht der Menschheit sei.

Als ich wiederum aufblickte, denn meist hielt ich den Blick auf unsere acht eng aneinandergerückten Knie gerichtet, erkannte ich einen Kollegen und Pultgenossen vom Magistratsbüro, der sich zum Dienst ins Rathaus begab. Er war viele Jahre mein Pultnachbar gewesen, eine heitere, zufriedene Natur, und man konnte ihm das auch jetzt anmerken, als er wie Johann, der muntere Seifensieder, gestikulierend einen Kollegen

begrüßte, ehe er mit ihm im Rathausportal verschwand.

Warum gehe ich nun eigentlich nicht mehr aufs Rathaus und bin mit diesen Leuten zufrieden und glücklich? dachte ich. Und war es nicht herrlich, wenn es sich einmal so fügte und wir unter den mächtigen Kellergewölben des Rathauses in der Frühstückspause heiße Würstchen aßen und Bier tranken?

Nun, da war ja ein bekannter Torweg und, darum herumgebaut, richtig! das alte, stadtbekannte Emmo-Harlansche Haus. Ich habe doch recht lange an dem Gedanken festgehalten, ging mir durch den Kopf, daß der Eisenhändler mir auf meine Werbung hin doch einmal irgendwelchen Bescheid geben müsse. Mir trat vor die Seele, wie ich dem Wagen der kleinen Veronika nachgelaufen und von den Hausbediensteten auf die Straße transportiert wurde, wie ich dann ein zweites Mal, von einer Art Siegertaumel benebelt, die Brust von blödem Dünkel geschwellt, aus der Durchfahrt heraus auf den Ring getreten war. Wie kam ich am Ende zu alledem? Und was war wohl alles vorhergegangen, wodurch ich schließlich dahin gekommen bin, mit diesen drei fremden Herren in einer Droschke zu fahren?

Plötzlich zog ich mein Taschentuch und winkte, ehe es die Kriminalbeamten verhindern konnten, während meine ganze Brust sich mit heißen Tränen zu füllen schien, zum Fenster hinaus gegen die blinkenden Scheibenreihen des Harlanschen Hauses. Natürlich dachten die Kriminalisten, die meinen Arm sogleich zurückrissen, daß ich auf diese Weise meinen Komplizen einen sogenannten Zinken, das heißt ein Zeichen, gegeben hätte.

Eine Zeitlang war ich geistesabwesend und glaubte auf einer Reise zu sein. Um mich war eine vollkommen fremde Stadt.

Als ich erwachte, war meine Umgebung mir auf eine beklemmende Weise nahegekommen. Ich erblickte bekannte Dinge, von denen ich, wie ich glaubte, in letztvergangener Nacht geträumt hatte. Ich sollte ins sogenannte Inquisitoriat gebracht werden, wie ich aus den Bemerkungen meiner Begleiter entnehmen zu müssen glaubte. Aber dies konnte das Inquisitoriat unmöglich sein. Alles hätte ich eher vermutet, als daß man mich in dieses Haus bringen würde, daß ich diese Treppe noch einmal würde hinaufsteigen müssen, statt in den Frieden und den Schutz der Gefängniszelle einzugehen. Es lag ja bei mir, ob ich sie zur Zelle eines Beters, eines Büßers, eines Heiligen machen wollte.

Dies jedoch war wirklich zu viel. Ich blieb inmitten der Treppe stehen und fragte, ob man sich nicht geirrt habe. Die Antwort lautete: „Keineswegs.“ Hundert Male war ich diese enge knarrende Holzstiege, ohne etwas Besonderes an ihr zu finden, hinaufgestiegen, da es ja die Treppe zur Wohnung von Tante Schwabe war. Jetzt aber stießen unsichtbare Fäuste aus den Wänden, aus dem kommenden Dunkel zahllos und furchtbar von vorn auf mich ein, und ich dachte schon daran, wohl oder übel davonzulaufen.

Das mußten meine Begleiter bemerkt haben, denn sie packten mich stärker an, und ich stolperte, förmlich geschleudert, in den Vorflur der Schwabeschen Wohnung.

Die Wohnung bestand aus dem kleinen lichtlosen Vorflur, einer engen Küche mit Speisekammer, dem Zimmer, worin die Tante schlief, dem Salon mit den roten Plüschmöbeln und dem kleinen Büro, das die in viele Fächer geteilten Schränke für die Pfandobjekte, das Hauptbuch, die Korrespondenzen und dergleichen enthielt. Der kleine eiserne Geldschrank war nicht hier, sondern im Salon neben dem Sofa aufgestellt, damit er

den mancherlei Elementen, die im Büro aus und ein gingen, nicht in die Augen stechen konnte.

Ich hatte — wir mußten im Vorflur warten — sekundenweise das Gefühl, dicht vor einem Erlebnis zu stehen, das meine Seele für immer umnachten würde, dann wieder war ich allem, was um mich vorging, so ferngerückt, als ob ich als bloßer Zuschauer einem arrangierten Schauspiel beiwohnte.

Die Morgensonne schien ins Büro, dessen Tür geöffnet war. Ebenso standen die Türen zum Salon und zur Küche offen. Man hatte wohl alles nach Möglichkeit unverändert gelassen, wie man es am Morgen nach der Mordnacht fand.

Der Harzer Roller — er hing im Büro — schmetterte ununterbrochen aus voller Brust. Sein ahnungsloser und sorgloser Jubel bildete zu dem, was sich hier vollzogen hatte und noch vollzog, den seltsamsten Gegensatz.

An der Bürotür mußte etwas Gewaltames vorgegangen sein. Ein Kleiderständer, der in ihrer Nähe stand, mit Tantes Regenmantel und Schirm und, wie ich erkannte, Wigottschinskis Hut und Paletot, war umgeworfen.

Auf dem Tisch im Salon waren die Reste des gestrigen Abendbrotes noch nicht abgeräumt. Man sah Brot, Butter, Aufschnitt, Radieschen, Schweizerkäse und Eierschalen sowie eine halb- und eine ganzgeleerte Weinflasche. Auf einer Schüssel lagen Gräten und Kopf einer geräucherten Flunder. Ein Essen, wogegen Tante Widerwillen empfand, das sie aber Wigottschinski, weil er es liebte, meist vorsetzte.

Mich schauderte leicht, als ich diese Eßwaren sah. Schwer zu sagen, aus welcher Ursache. Vielleicht hatte ich ein Gefühl, als hätte hier ein Gespenstermahl stattgefunden.

Warum schienen mir nun aber gerade dieses einfache,

höchst wirkliche Brot, diese gelbe Butter und so weiter ganz besonders gespensterhaft, während mich das Gebrummel der Stimmen hinter der geschlossenen Tür des Schlafzimmers wenig berührte? Allerdings: das Gespenstische wuchs um mich. Es sagte mir ein Instinkt, daß die Zunahme des Spukhaften im Kreise meiner Wahrnehmungen für mich sogar von Vorteil sei. Ich brauchte nur wenig nachzuhelfen, um der gräßlichen, rohen Wirklichkeit das Tatsächliche, Wirkliche fast zu nehmen, das sonst meinen Geist vielleicht zerstört hätte.

Unausgesetzt empfand ich Übelkeit, die sich einige Male zu konvulsivischem Brechreiz steigerte. Weil mich manchmal Ingrimms befahl und ich sogar mit den Zähnen knirschte, erschien ich meinen Begleitern um so mehr als gefährlicher Bösewicht. Allein es packte mich nur unsägliche Bitterkeit jener unbegreiflichen Macht gegenüber, die mir gleichsam das Urbild der Schönheit vorgehalten, um mich damit auf tückisch verschleiertem Wege in eine stinkende Senkgrube zu verlocken.

Aber Zähneknirschen und Fäusteballen nach oben hilft nun nichts. Der Mensch hat einen überstiegenen Begriff von sich. Er wird in einer Lüge erzogen und wundert sich begreiflicherweise, wenn ihm unter einem brutalen Fußtritt des Schicksals bewiesen wird, wie es in Wahrheit mit seiner Göttergleichheit beschaffen ist.

Vielleicht war es aber doch gut, daß mich eben ein finsterer Trotz befallen hatte, als die Tür des Schlafzimmers sich öffnete, wo man, wie mir natürlich längst klargeworden war, mich der Ermordeten gegenüberstellen wollte. Ohne diesen Trotz hätte ich mich vielleicht nicht aufrechterhalten.

Eben wollten die Beamten und ich vorwärtsschreiten, als man uns abwinkte und die Türe wiederum schloß.

Mich kam ein nervöses Lachen an, was mir natürlich als Abgebrühtheit, als Roheit angekreidet wurde Es.

hatte sich aber eine Vorstellung aus den Tagen meiner Kindheit in mein Hirn gedrängt, wo wir drei Geschwister, meine Schwester, mein Bruder und ich, ebenfalls aufs höchste gespannt auf das Öffnen einer Tür warteten. Hinter ihr hatte man den bekannten Weihnachtstisch aufgebaut und zündete eben am Tannenbaum die Lichte an.

Und ich schluchzte vor krampfhaftem Lachen, weil ich zwangsweise denken mußte, wie das doch heute und hier ganz ähnlich zugehe, aber freilich eine ganz andere Bescherung sei.

Inzwischen wurde die Tür nun wirklich sperrangelweit aufgemacht. Ich sammelte mich einen Augenblick und dachte im Vorwärtsschreiten wie von selbst nur noch an die Worte meiner Marie: „Lorenz, du hast Schweres durchgemacht und wirst Schweres durchmachen. Aber spare dich auf für mich! Ich warte auf dich.“

Nein, ich mache hier kehrt. Ich lasse den unwirklichen Schatten meiner Persönlichkeit, meinen schattenhaften Doppelgänger ohne mich über die Schwelle des in jeder Beziehung besudelten, ekelhaften Alkovens der Tante eintreten, wo sie scheußlich entwürdigt, im Hemd, als Leiche lag.

Oh, Rosen, Rosen! Man muß den Duft von Rosen, von abertausend weihrauchspendenden Rosen einatmen! Oder den Duft des drüben rauschenden kalten und klaren Gebirgswassers! Tannenduft! Stahliger Trank der lauteren himmlischen Bergluft durchdringe mich, sei mir als tägliches Bad willkommen!

Hiermit sei der Entschluß gefaßt, selbst das Bildchen Veronikas heute oder morgen meiner guten Marie auszuliefern.

Seltsam, wie ich plötzlich auf diesen Gedanken gekommen bin.

Wie hängt der Schauer, der mich noch heute in der

bloßen Vorstellung des Mordgemaches, an seiner eingebildeten Schwelle, ergriffen hat, mit diesem Brettchen aus Pappe zusammen, von dem Veronikas holdes Kinderköpfchen mich anlächelt?

Wie hängt das Urbild der Reinheit, dieses himmlische Gnadenbild, mit dem stinkenden Höllenloch zusammen, dessen bloße Vorstellung mir die Luft meines reinlichen Hauses vergiftet?

Nun, nicht anders, als eben Beginn und Ziel einer Bahn zusammenhängt.

Ich habe in meiner Zelle, wo ich dazu hinter Schloß und Riegel genügend Zeit hatte, über den Zusammenhang dieses Ausgangspunktes und dieses Endpunktes nachgedacht, und was ich auf diese Weise ermittelt habe, ist allerdings nur ein kleiner Teil, wie dargelegt wurde.

Nämlich durch den Anblick höchster Reinheit bin ich zur tiefsten Häßlichkeit und durch den Anblick der allerniedrigsten Häßlichkeit zur Reinheit, sogar in einem anderen, in einem besseren Sinne, geführt worden.

Ahnten diese Gerichtspersonen, die mich in Gegenwart der Toten je nachdem heimlich belauerten, anstarrten, mich mit Fragen zu überrumpeln suchten oder mich anranzten, daß mir gerade in dieser Mord- und Pesthöhle, gerade unter diesem Kreuzfeuer mit der Kraft des Blitzes die Erleuchtung kam, die mir die Welt, in der ich jetzt lebe und bis an mein Ende leben werde, aus dem Dunkel hob?

Ich dachte daran, den vorigen Absatz auszustreichen. Ich will ihn aber stehenlassen, weil er von einer gewissen Verwirrung zeugt, in welche mich noch heute die Erinnerung an meine Konfrontation mit der Leiche und an der Leiche mit Wigottschinski bringen kann.

Ich werde aber versuchen, den Hauptpunkt des Absatzes und damit vielleicht auch die andern bis zu einem gewissen Grade zu klären.

Mit einem Schlage nämlich offenbarte mir das Mordzimmer das ganze hoffnungslose Elend, zu dem alles Leben verurteilt ist. Diese Offenbarung geschah, wie gesagt, mit der Macht des Blitzes in einem grellen, wie mir im Augenblick schien, fast tödlichen Licht. Da lag die Tote, bei der die Leichenstarre schon eingetreten war, beinahe nackt und, man kann sagen, den Augen aller in einer entehrenden Stellung preisgegeben. Dieser erwürgte, unschöne Formen zeigende weibliche Mensch mit dem schwarz unterlaufenen Halse hatte nicht einen Zug, der mich an Tante Schwabe erinnerte. Diese geformte Fleischmasse war mir so fremd, daß ich bei ihrem Anblick außer einem tierischen Schauer nichts empfand.

Dazu also hatte die Tante Pfennig auf Pfennig, Mark auf Mark gehäuft, hatte gerechnet und gewuchert, das Elend anderer Menschen systematisch ausgebeutet, um diesem Ende zu verfallen, dem sie ja schließlich auch nicht hätte entgehen können, wenn die Unzucht ihres alten Kadavers sie nicht in die Arme ihres Mörders gelegt hätte.

Und war sie im Grunde allzuviel weniger mit Schuld belastet als er? Mutter erzählte von zwei Fällen, wo sich Klienten der Tante, als die ihnen ausgestellten Wechsel präsentiert wurden, der eine so, der andere so, das Leben genommen hatten.

Nun, und diese Richter, diese Kriminalbeamten, diese Staatsanwälte, durfte man sie als schuld- und sündlose Menschen ansprechen? Haben nicht fast alle Menschen irgendeine geheime Sünde, ein geheimes Vergehen zu verschweigen, wo es nicht viele und geradezu zuchthauswürdige Verbrechen sind? Und was geschieht nicht alles, auch von den Gerichten, teils aus menschlicher Unzulänglichkeit überhaupt, teils aus Nachlässigkeit oder Fahrlässigkeit, wodurch über Glück oder Unglück, Sein oder Nichtsein von schuldlosen Menschen entschieden wird!

Aus diesem Raume ging ich also zwar zerknirscht, aber andererseits auch mit einer seltsam erhobenen Seele hervor. Ich war gleichsam über mich selbst erhoben. Es war mir klar, daß ich, sofern ich meine gewonnene Einsicht recht benützte, wenig verlieren, wohl aber den wahren Gewinn des Lebens einstreichen könne: die Kraft, sich über das Dasein zu erheben. Eine Kraft, die mit der zu entsagen gleichbedeutend ist.

Und nun wird man möglicherweise auch den Entschluß verstehen, mich der kleinen Photographie Veronika Harlans zu entäußern.

Nun bin ich also doch über die Schwelle des Mordgemaches getreten, aber nur so, und zwar im Geiste, hinein und heraus, daß es deutlich werden mußte, wie ich als Mensch hinein und als ein ganz anderer herausgetreten bin. Nachdem ich unter dem Blitz der Erleuchtung gestanden hatte, sah ich die groben Täuschungen, denen ich zum Opfer gefallen war, etwa wie jemand, der eine grüne blumige Aue zu betreten glaubt und den Fuß auf eine mit grünen Wasserlinsen völlig bedeckte tiefe Jauchenpfütze setzt, in der er alsbald bis über den Kopf versinkt.

Als ich hinter Riegeln, Mauern und dichten Eisenstäben, meiner Freiheit von Menschen beraubt, in der Gefängniszelle saß, hatte ich in einem inneren Sinne Freiheit erlangt, ich hatte Stricke und Banden schwerer Irrtümer abgeworfen. Ich war aus der Jauchenpfütze wieder emporgetaucht und hatte den Unrat von mir geschüttelt. Vor einem neuen ähnlichen Bade glaube ich sicher zu sein.

Es folgte die Untersuchungshaft, es folgten Verhöre auf Verhöre. Die Untersuchungen brachten Dinge zutage, die von dem wahren Gange meines Erlebnisses so weit ablagen, daß sie für diesen ohne Bedeutung sind. Und da ich nun einmal Schein vom Sein zu trennen

gelernt hatte, übte ich das Gelernte auch weiter aus und wurde von der äußerlichen Prozedur des Gerichtsverfahrens nicht mehr im Kern meines Wesens berührt.

Manchmal während der Sitzung des Schwurgerichts war es mir, als säße nur eine Kleiderpuppe von mir auf der Anklagebank, daran Richter und Staatsanwalt ihr Mütchen kühlten, und ich selber sei in der Zelle geblieben.

In meinem Mitteilungsbedürfnis und Material tritt eine gewisse Ebbe ein. Es ist also wohl das meiste von dem, was die Krise meiner Lebenswende betrifft, allmählich gesagt worden. Dennoch ist mir, als ob noch ein wichtiger Rest bliebe.

Ich werde heute zu Dr. Levin in das Schulhaus hinübergehen — er hat wiederholt nach meinem literarischen Unternehmen gefragt — und werde mit ihm einen Tag verabreden, wo ich ihm das bis jetzt Geschriebene vorlesen kann.

Es ist das Eigentümliche meines Falles, daß ich mit ihm, dem Falle, im Einklang bin. Aus diesem Grunde ist meine Aufzeichnung auch über den Rahmen einer Verteidigungsschrift etwa vor weltlichen Richtern hinausgewachsen. Dagegen kommen solche Richter als Leser für mich in Betracht, die wiederum ihrerseits über den Richterberuf hinausgewachsen sind. Ein solcher Mann ist Dr. Levin, von dem ich ja früher schon gesprochen habe. Es ist der einstige Staatsanwalt, der hier im Dorfe Volksschullehrer ist und keinen höheren Wunsch hegt, als unter den Erlen, Eschen und Birken unseres einfachen Fleckchens seine Tage zu Ende zu leben und einst auf dem dichtverwachsenen Kirchhof des Ortes den Lebenstraum auszuträumen. Darin sowie in manchem anderen stimmen wir überein.

Wenn ich sagte, ich sei im Einklang mit meinem Fall, so will dies bedeuten, ich unterscheide mich von jenen,

die, wie ich, im Zuchthaus gesessen haben und nun über den Gram darüber nicht hinauskommen. Ihr Ehrgeiz scheint durch den unauslöschlichen Schandfleck, der ihnen in den Augen des Bürgertums anhaftet, wie der Nerv eines hohlen Zahnes zehnfach rege geworden zu sein und tausendfach Schmerzen zu verursachen. Sie kommen über das: „Oh, hätte ich doch nicht..., oh, wäre ich doch nicht..., oh, könnte ich doch das Geschehene ungeschehen machen...“ nicht hinaus. Ihr Dasein ist eine Kette von Selbstvorwürfen und Reueempfindungen. Fast wahnsinnig macht sie der immer wiederholte Versuch, das Leben bis auf die Zeit vor der Tat zurückzuschrauben. Wie würde ich doch heute ganz anders handeln, denken sie.

„Warum haben Sie denn“, so fragte ich Dr. Levin, „eigentlich Ihren Juristenberuf aufzugeben?“

„Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort“, sagte Dr. Levin. Und er setzte hinzu: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“

Ich habe mir auch eine Stelle des Kirchenvaters Tertullian, die er mir übersetzte, aufgeschrieben. Sie zeigt, wie die ersten Christen über Machthaber und Ausüßer, über Richter und Gericht gedacht haben, und lautet so: „Es ist kürzlich darüber ein Disput entstanden, ob ein Diener Gottes die Verwaltung irgendeiner Ehrenstelle oder eines obrigkeitlichen Amtes übernehmen dürfe. Geben wir zu, daß es jemand gelingen könne, ohne zu schwören als Inhaber einer Ehrenstelle aufzutreten, ohne ein Urteil über Leben und Tod oder über die bürgerliche Ehre eines Menschen zu sprechen ein Strafgesetz zu geben, ohne zu verurteilen jemand fesseln, einkerkern oder foltern zu lassen — dann mag auch ein Diener Gottes ein solches Amt annehmen.“

Nein, ich bin nicht ein „Oh-wäre-ich-doch-nicht“, „Oh-hätte-ich-doch-nicht“. Ich bin ein Seiender, bin ein

Lebendiger. Das Leben ist viel zu groß, um es wohl gar restlos in das bürgerliche Kramlädchen und Hinterstübchen zu verstauen, und ich weiß allbereits viel zu viel davon, um mich darin fest, frei und berechtigt zu fühlen. Da ist die Sonne, da ist der Mond, da sind die Sterne, da sind die Milchstraßen. Ich atme Luft, Duft, Wärme, Eis, Nebel, Sturm. Ich genieße das Licht, ich genieße das Nächtliche. Schlösse man mich vom Verkehr mit den kleinen, verknöcherten Menschen aus, nun, was könnte mir Lieberes begegnen? Wenn man mich aber flugs ganz allein ließe —, nun, welcher Mensch ist letzten Endes nicht ganz allein? Und ist mein Bewußtsein nicht grenzenlos? Und sollte ich mich unter das Menschliche stellen, unter irgendeinen Menschen, der lebt, da ich mich doch jeden Tag, jede Nacht voll Inbrunst an das Göttliche andränge?

Ich habe meinen Fall in den langen Nächten und Tagen meiner Einzelhaft, wie gesagt, allseitig untersucht und mich schließlich und endlich im Einklang mit ihm gefunden. Der kleine, engbrüstige, enggeistige Magistratsschreiber von einst ist nicht mehr. Meine Brust ist gewölbt, mein Geist ist unabhängig und weit, sogar mein Gang ist besser geworden.

Ich will das Häßliche nicht beschönigen, dennoch könnte man etwa mit einem gewagten Bilde von einer Perle reden, die ich am Grunde der Pfütze gefischt und mit mir emporgebracht habe. Und hätte ich ohne die erlebte Kette von Täuschung und Leiden eine Stunde erleben können wie die, als ich nach der Entlassung durch das Portal des Breslauer Inquisitoriums unter den freien Himmel trat, wo mir sogleich Marie in den Armen lag? —

Nein, ich will nicht zu Dr. Levin hinübergehen. Ich werde selbst ihm den Inhalt dieser Blätter nicht preis-

geben. Es läge erstlich darin eine gewisse Schamlosigkeit, die an den Tag gelegt zu haben ich mir vielleicht lange nicht verzeihen könnte. Ich würde wahrscheinlich auf Jahre hinaus ein Mißbehagen deswegen mit mir herumtragen. Wer kann wissen, ob dieses Mißbehagen nicht einen Grad annehmen würde, der mich von hier fort in eine neue Fremde triebe: ganz einfach, weil mein Geheimnis, mein heiligstes und tiefstes Geheimnis, in den Händen eines andern wäre? Ich hätte ja auch meinen Schwiegervater und meine Frau ohne ihre Einwilligung in ihren zartesten Regungen der Öffentlichkeit preisgegeben. „Schreibe“, hat zwar mein gutes Weib gesagt, als ich diese Aufzeichnungen begann, „es kann ja möglicherweise ein Buch daraus werden.“ Nun, es ist heute ein Buch, aber die gute Marie und Papa Starke möchten doch wohl erschrecken, wenn sie sähen, wie weit ich in der Entblößung meiner selbst und unser aller gegangen bin.

Demnach dürfte ich es auch ihnen nicht zeigen?

Nun, es kommt dafür eines Wintertages, eines Winterabends vielleicht doch noch die Zeit. Vorläufig will ich die Blätter wegschließen.

Es bleibt allerdings zu erwägen, ob ich Mariens Herz durch die Enthüllungen über Veronika ein neues Weh zufügen soll.

Meine Mutter ist, bevor ich das Licht der Freiheit wiedersah, gestorben. Ich hoffe, nicht an gebrochenem Herzen, wie man sagt. Außer Starke und Marie nahm sich, während ich im Gefängnis saß, mein Bruder Hugo ihrer an. Die Mutter hat, sagen Marie und Starke, niemals an meine Schuld geglaubt und den Glauben an meinen guten Charakter und überhaupt an mich nie verloren.

Ich habe keine Ahnung, auf welche Weise meine

Schwester Melanie der strafenden Hand des Gesetzes entgangen ist. Ich erhielt von ihr einen einzigen Brief, und zwar aus Bahia in Brasilien. Sie habe, schrieb sie, sich dort verheiratet. Der Schluß ihres Briefes war: „Wenn es mir weiter gut geht, schreibe ich nach zwei Jahren wiederum. Sonst lebe wohl für ewige Zeiten!“

DIE INSEL  
DER GROSSEN MUTTER  
ODER  
DAS WUNDER VON ÎLE DES DAMES

EINE GESCHICHTE  
AUS DEM UTOPISCHEN ARCHIPELAGUS

Begonnen im Sommer 1916 in Kloster auf Hiddensee,  
fortgeführt im April 1919 und Mai 1922 in Agnetendorf,  
vollendet im Winter 1923/24 in Santa Margherita.

Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1924.

Copyright 1924 by S. Fischer Verlag A.G. in Berlin.

Dem Ufer einer herrlich und verlassen prangenden, von Gebirgen überhöhten Insel im südlichen Teil des Stillen Weltmeers näherten sich eines Tages mehrere Boote, als die Sonne grade im Mittag brütete. Es waren insofern merkwürdige Boote, als sie nicht von dunklen Männern dieses von uns so entfernten Welttheiles, sondern von europäisch gekleideten Damen dicht besetzt waren und gerudert wurden. Das Ganze sah einer Lustfahrt nicht unähnlich, zumal die Fahrzeuge im Zickzack gingen und unter immer erneutem scheinbar heiterem Kreischen ihrer Insassen oftmals den Kurs wechselten, was auf übermütige Hände am Steuer zu deuten schien.

Nun war es aber durchaus nicht Vergnügen, was diese Fahrt verursacht hatte, die Gott sei Dank bei einer vollkommen ruhigen See vor sich ging; sondern die Boote waren Rettungsboote, und die Damen waren Schiffbrüchige.

Man landete endlich in einer kleinen Bucht, nachdem man unter viel Gekreisch und Geschnatter eine geringe Brandung bewältigt hatte, mit einem unendlichen Durcheinander von Lauten der Freude, der Angst, der Besorgnis, der Zärtlichkeit, des Protestes oder der Ermutigung. Und endlich hatten weit mehr als hundert Paar kaum ein wenig durchnäßte Weiberschuhe glücklich den festen Boden erreicht.

Da nun diese Landung den zunächst wichtigsten Schritt zur Rettung darstellte und das Bewußtsein davon vom größten Teil des Damenrudels empfunden wurde, setzte sogleich ein Rausch von Rührung und Jubel ein, der sich bis zu Umhalsungen, Küssen, schluchzenden Freudentränen, ja hie und da zu mehr oder weniger wilden Tänzen steigerte. Einige freilich der Geretteten hatte der Schreck oder die Strapazen in einen totenähnlichen Schlaf, andere in einen Zustand der Schwäche, wieder andere das ganze Ereignis in stumme Verzweiflung versetzt, weshalb eine Anzahl der Frauen

mit Pflege und Zuspruch aller Art um sie beschäftigt war. Nur eine der Damen, Tochter eines vielfachen Millionärs, eine achtzehnjährige junge Frau, die auf der Hochzeitsreise um die Welt mitten im höchsten Glück und außerdem grade beim Diner durch die Katastrophe überrascht worden war, eine deutsche Lady, die ihren heißgeliebten Lord verloren hatte, wurde in ihrer Verzweiflung zu einer Rasenden und rannte entweder, mit der Absicht sich zu ertränken, in die Brandungen oder brach, zurückgeholt und von vielen Armen gehalten, in Schreikrämpfe aus.

Eine der Damen rief auf einem Block erkalteter Lava, den sie, um sich Gehör zu verschaffen, erklettert hatte, in den Wirrwarr immer nur dieselben Worte hinein: „Meine Damen, was ist zu tun? Meine Damen, denken Sie an die Hauptfrage, was tun wir zu unserer weiteren Sicherheit? Was ist zu tun? Was ist zu tun?“

Dies Geschrei mit gellendem, weithin dringendem Ton, der allerdings vom Geräusch der Brandung zum Teil verschlungen wurde, hatte bald eine Anzahl Damen am Fuße des Lavablocks vereint, die aufeinander lebhaft einredeten und zwischen den Schreien Gelegenheit fanden, sich mit der Schreienden zu verständigen: es war eine ältere Malerin.

Sie stand da in einem flohbraunen Seidenkleid, wie sie im Speisesaal des Ostindienfahrers zu Tisch gesessen hatte. Der weite Ausschnitt der kostbaren Robe war mit Brüsseler Spitzen besetzt. Ihr Haar, vom Alter gebleicht, sah aus, als ob es gepudert wäre. Und da es übrigens noch gekräuselt war, so glich die ganze Person einer Rokokodame. Ihre runzlige Haut und schmutzige Hautfarbe, die stark auslaufende Kieferpartie, ein breiter, niggerhaft wulstiger Mund gaben ihr eine Eigenart, die durch zwei blitzende braune Augen reizvoll wurde. Die ganze Erscheinung hatte einen durch schön oder häßlich nicht berührten besonderen Reiz.

„Meine Damen, wir müssen beratschlagen“, sagte sie. „Und das darf nicht so wie bisher geschehen, wo alles wie in einer Judenschule durcheinander geplappert hat, sondern mit Ordnung und System, wie es in Parlamenten üblich ist. Deshalb schreiten wir zuvörderst zur Präsidentenwahl!“ — Man hörte, wie sich das Wort Präsidentenwahl, Präsidentenwahl von Mund zu Mund längs des Strandes fortpflanzte, ein Wort, das wohl seit Erschaffung der Welt an diesem Ufer zum erstenmal genommen ward.

Als sich die Mehrzahl der Damen um die Rednerbühne der Malerin versammelt hatte, bat diese für einige kurze Worte um Gehör.

„Meine Damen“, begann sie, nachdem man sie durch Zuruf von allen Seiten zum Reden aufgefordert hatte, „was uns zugestoßen ist, soweit es den Schiffbruch und die Landung anbetrifft, ist schon unzählige Male passiert. Aber wohl niemals seit Erschaffung der Welt hat sich eine so bekleidete und, was das Geschlecht betrifft, so einseitig ausgebildete Gesellschaft von Schiffbrüchigen auf einer Südseeinsel wiedergefunden.“ — Es wurde gelacht, und das lag in der Absicht der Rednerin, die, indem sie einen unversehrten Humor blicken ließ, den Damen Mut machen wollte.

„Sie werden sagen, die ganze Sache ist nicht programmäßig, und Cook sei verantwortlich. Jeder von Ihnen ist tatsächlich ein dicker Strich durch die Rechnung gemacht worden; dennoch möchte ich Ihnen raten, wenigstens vorläufig von einer Klage auf Schadenersatz abzustehen.“ — Man lachte stärker, nur einige entrüsteten sich. Ihr Schmerz ging in Empörung über, weil sie den furchtbaren Ernst ihrer Lage verhöhnt und unterschätzt glaubten; man brachte sie aber bald zur Ruhe.

„Ich befinde mich in einem Alter“, fuhr die Sprecherin

fort, „wo ich so ziemlich alles, was mir das Leben bieten konnte, genossen und also hinter mir habe. So bin ich vielleicht unter Ihnen die einzige, der dieses niedliche Abenteuer nicht durchaus unwillkommen ist. Ich glaubte nämlich nicht, daß mein Geschick noch irgend etwas Neues für mich in petto habe.

Und nun: meine Stellung zu dem Vorfall, vermöge dessen wir mit einem plötzlichen Ruck aus der Kulturwelt herausgeschleudert sind, macht mich vielleicht besonders geeignet, Ihnen, meine Damen, mit philosophischem Gleichmut voranzuschreiten und dadurch nützlich zu sein.

Es gibt hier nur eine Dame, die meinen Namen und mein Vorleben einigermaßen kennt. Es ist die Frau, deren zwölfjähriger Knabe mit uns gerettet worden ist. Für die anderen sei bemerkt: Anni Prächtel heiße ich. Viele von Ihnen lieben ja Deutschland, das Land der Barbaren, nicht. Immerhin, in Ermangelung eines besseren Vaterlands, sei nicht verschwiegen, daß ich mir in diesem Lande und dessen Hauptstadt Berlin als Malerin einen Ruf geschaffen habe.“

Eine Stimme rief:

„Erstens, liebe Prächtel, kenne ich Sie. Ich bin aber nicht die Frau mit dem Knaben, sondern Frau Rosenbaum, Unter den Linden, Inhaberin des bekannten Wäschegeschäfts, wo Sie früher öfters gekauft haben. Es sind also mehrere, die Sie kennen: aber bitte foppen Sie uns nicht! Sie machen ja fortgesetzt schlechte Witze.“

Fräulein Prächtel rief sofort:

„Sie brauchen nur befehlen, Frau Rosenbaum, und auf der Stelle trete ich ab. Ich schmeichle mir freilich nicht, Sie könnten hier keine andre Persönlichkeit ausfindig machen, die der Situation und der Stellung als Leiterin einer weiblichen Schafherde so gewachsen wäre“.

„Wieso, wieso?“ klang es von überall. „Führen Sie bitte Gründe an!“

„Dann möchte ich Ihnen Fräulein Rosita als Präsidentin vorschlagen.“

Auf diesen ohne jeden Übergang gemachten Vorschlag der Malerin erscholl ein wildes Geschrei von Vereinerungen. Rosita war nämlich eine siebzehnjährige Kunstreiterin und derzeit das schönste Weib aller fünf Weltteile.

Durch diesen taktischen Winkelzug hatte Anni Prächtel sofort alle Stimmen auf ihre Seite gebracht; denn es wurde im Augenblick klar, es gab nicht eine unter den Damen, die sich durch die Schönheit der Malerin in den Schatten gestellt fühlen konnte.

Bald war die Malerin also durch Zuruf zur Präsidentin gewählt, und infolge ihres gewandten und schnellen Handelns wurden ohne Zeitverlust eine Reihe von Beschlüssen gefaßt und durchgeführt, die so zweckmäßig waren, wie sie im Augenblick sein konnten. Man teilte die Weiberherde in Zehnschaften. Nachdem Anni selbst sich an die Spitze der ersten gestellt hatte, wählte sie die vermutlich intelligentesten Frauenzimmer aus und machte jedes von ihnen in einer Zehnschaft zur Vorsteherin. Alle Führerinnen bildeten die Regierung, in der die Malerin den Vorsitz behielt. Eine allgemeine Bestandsaufnahme, wenn auch nur zum Zweck eines ungefähren Überblicks, war die erste Regierungshandlung, die man in Angriff nahm.

Gott weiß, durch welches Mißgeschick die „Kormoran“ leck geworden und untergegangen war. Ja, war sie überhaupt untergegangen? Sie lag auf der Seite, und ihr Hinterdeck wurde überspült; aber die Damen hatten sie doch so lange gesehen, bis sie als Punkt am Horizont verschwunden war. Das Unglück war bei schönstem Wetter und spiegelglatter See eingetreten. Man hatte zuerst Frauen und Kinder in die umfang-

reichsten Rettungsboote gebracht mit dem Gedanken, man könne sie von einer kleinen Dampfpinasse schleppen lassen. In aller Ruhe wurden Lebensmittel reichlich in die Boote verstaut, Äxte, Taue, Nägel und Handwerkszeuge aller Art, sogar Getreide, welches die „Kormoran“ als Fracht führte. Alles dieses wurde von der neuen Machthaberin in Beschlag genommen.

Man hatte nach alledem, wie man aus dem Stand der Sonne schließen konnte, noch mindestens fünf Stunden bis zu ihrem Untergang. Diese Zeit wollte Anni ausnützen. Wiederum wurden fünf der kräftigsten Damen bestimmt, nachdem schon andere einen Quell vorzüglichen Wassers im nahen Felsen entdeckt hatten, wenn irgend möglich einen gewissen Gipfel zu ersteigen, der nach Annis und ihrer Räte Meinung in etwa andert-halb Stunden zu erreichen war und einen weiten Ausblick über die Insel eröffnen mußte. War sie klein oder groß, fruchtbar oder unfruchtbar, unbewohnt oder bewohnt? Alles das waren wichtige Fragen, die man auf dem Strande der Landungsbucht am Fuße einer fast kahlen Steilküste nicht beantworten konnte. Ein Umstand konnte wohl tröstlich sein: das Klima der Insel schien paradiesisch.

Zur Führerin der Erkundungstruppe wurde die schöne Miß Page, eine große und schlanke Amerikanerin, eine wahre Diana, ausgewählt. Man vertraute ihr einen der vorhandenen Brownings an. Sie wußte mit Waffen wohl umzugehen. Annis Mädchen für alles, die mit ihr gereist und mit ihr gerettet war, wurde als Adjutant der Diana mit einer Axt ausgestattet. Auguste war jeder Lage gewachsen und konnte förmlich Wunder tun. So hatte sie auch für ihre Herrin eine Höhle, sonnen- und regensicher, ausfindig gemacht und geradezu wohnlich eingerichtet. Ihr war es zu danken, wenn die Malerin allerhand Taschen, Köfferchen, ja sogar einen Koffer, Plaids und Kamelhaardecken gerettet hatte. Tatsächlich war in

der Höhle sogar eine Teemaschine in Gang gebracht, und Rauch einer echten Havanna kroch längs der Wände.

Zum Empfang der letzten Befehle hatte sich Miß Page mit ihrer Truppe vor der Höhle aufgestellt, und zwar nicht mehr in großer Toilette, sondern in einem Kostüm, das von Anni und ihrer Regierung gleichsam drakonisch bei allen aus Gründen der Stoffersparnis und mehr noch der körperlichen Tüchtigkeit erzwungen worden war. Es machte sie, da es aus Tennisschuhen, ihrem gegürteten Hemd und nichts anderem bestand, der wahren Diana noch ähnlicher, während Auguste mit ebenderselben Kleidung nicht ebendenselben Eindruck machte. Ebenso wenig das nahezu vierzigjährige, in allem Sportlichen ausgezeichnete Fräulein von Warniko, das als Waffe und Stab einen Bootshaken trug. Die zwei letzten Teilnehmer der Patrouille waren Lolo und Mucci Smith, hübsche Kinder, mütterlich aus deutschem, väterlich aus englischem Blute herstammend.

„So recht, meine Damen“, sagte die Malerin, aus ihrer Höhle hervortretend. Sie sprach schon beinahe imperatorisch, aber immer mit einem beabsichtigt heiteren Unterton. „So recht, meine Damen: wir müssen immer bedenken, daß wir unser Leben auf einer völlig neuen Basis aufzubauen gezwungen sind.

Myrmidonen“, fuhr sie dann fort, plötzlich den Redner ton bevorzugend, „ihr seid zu einer großen, der ersten großen Aufgabe, die uns hier obliegt, ausgewählt. Aus euerm Herzen sei jede Furcht, jeder Trübsinn, jedes weichliche Klagen verbannt der Dinge wegen, die nicht zu ändern sind. Die Furcht, die Angst, Trennung, Verrat, Krankheit, Hunger, Tod lauern auch in der Zivilisation. Auch da muß sich jeder sein Leben erobern. Wir haben hier ganz denselben Fall. Stellt euch vor, wir sind gelandet, um diese Insel zu erobern! Denkt, daß wir Eroberer sind! Denkt euch einfach, ihr seid Amazonen!“ —

Es muß gesagt werden, daß Miß Page Deutsch verstand; denn sie hatte mehrere Jahre in München, Dresden, Berlin dem Gesangsstudium obgelegen.

„Ihr gehorcht Miß Page!“ schloß die Rednerin. „Daß sich keine vom Ganzen trennt! Wer nicht gehorcht, wird niedergeschossen.“

Unter Gelächter und mutigen Rufen traten die fünf den Aufstieg an.

Die Stellung Annis wurde natürlich, wenn auch nicht öffentlich, angefochten. Ebenso selbstverständlich aber hatte die Malerin ihre versteckten Gegnerinnen sofort erkannt. Sie machte diese nach Möglichkeit unschädlich. Frau Rosenbaum wurde an die Spitze der zweiten Zehnschaft gestellt, Rodberte Kalb an die der dritten. Und Rodberte durfte sogar nach Abfertigung der ersten Unternehmung den Tee mit der Präsidentin in deren Höhle einnehmen, die von ihr scherzhaft das Weiße Haus genannt wurde. Abgesehen von der sonstigen Bedeutung dieser Bezeichnung traf sie auch insofern zu, als die Höhlung in einem weißlichen Mergel ausgebildet war.

Auch Rodberte war nicht mehr jung, aber doch wohl bedeutend jünger als die Malerin. Die letzten zehn Jahrgänge fast aller europäischen Zeitschriften enthielten einen ästhetisierenden, ethisierenden oder politisierenden Aufsatz von ihr. Eine hübsche Novelle, von ihr in französischer Sprache verfaßt — sie sprach und schrieb Englisch, Französisch und Deutsch mit gleicher Leichtigkeit — hatte sogar die „Revue des Deux Mondes“ aufgenommen. Sie hatte acht Jahre in England gelebt, war aber in Frankfurt von einer französischen Mutter geboren zur Welt gekommen, durch einen deutschen Vater gezeugt.

Rodberte, unnatürlich schlank, war beinahe so groß wie Miß Page. Ihr Schmuck war das reiche blonde Haar,

das sie schwer unterzubringen vermochte. Selbst Miß Pages Haarkrone übertraf die Rodbertes nicht, obgleich sonst die Amerikanerin der Kalb an Jugend, blühender Kraft des Wuchses und Adel der Gesichtszüge weit überlegen war. Aber die Kalb war bedeutend und merkwürdig. Sie bewahrte in allen Dingen gegen jeden, nicht nur gegen Miß Page, Überlegenheit. Sie konnte für keinen Engel gelten. Ihr Denken, dessen ruheloser Spiegel ihr etwas biberähnliches Antlitz war, machte vor Gottes Thron nicht halt. Vertrauter als himmlischer Hallelujagesang war ihr das feurige Element, das ihren schmalen und biegsamen Leib zu einem durch und durch brennenden machte. Die Malerin, die sie schon lange kannte, sogar gemalt und wieder und wieder studiert hatte, dachte auch jetzt, wo sie ihr in so abenteuerlicher Lage gegenüber saß: sie hat doch immer denselben marternden Hunger in sich, der dem einer Flamme ähnlich ist, die überall gierig um sich frißt, um sich auszudehnen oder nicht zu verlöschen.

„Sprechen Sie sich doch gefälligst einmal aus, liebe Rodberte: was machen Sie eigentlich im Ernst aus der Situation, in die wir verschlagen sind?“ — „Gar nichts“, sagte Rodberte, „wir müssen abwarten. Vorläufig habe ich ein Gefühl, als hätte mir jemand, der sich die tückische Revanche eines Eselstritts jahrzehntelang verkniffen hat, diesen nun gründlich zuteil werden lassen. Im Bogen gleichsam ist man aus allem, was man für unverlierbar hielt, mit verblüffender Plötzlichkeit herausgesetzt. Die Geschichte mag tragisch sein; vorläufig habe ich einen diabolischen Spaß an dem diabolischen Streich, der uns gespielt worden ist. Mehrmals fragte man mich, noch im Boot, warum ich laut auflachte. Mir selbst war mein lautes Lachen unbewußt, innerlich freilich konnte ich aus dem Lachen nicht herausfinden.“

„Nun, nun, meine Gute, was war Ihnen da so lächerlich?“

Rodberte schlang Zigarettenrauch und lehnte sich geschlossenen Mundes im geretteten Deckstuhl zurück. Dann ließ sie Gelächter und Rauch zugleich aus dem Halse hervorbrechen.

„Machen Sie sich nur einmal klar, gute Anni, wie und auf welche drastische Weise die Unsumme der subtilsten Probleme, die uns schlaflose Nächte gemacht haben, mit einemmal gelöst worden ist! Sie sind ganz einfach nicht mehr vorhanden. Oder gibt es für Sie zum Beispiel noch ernstlich die Frage: was ist besser, Republik oder Monarchie, Freihandel oder Zollschranken, Frauenemanzipation, aktives und passives Wahlrecht oder Knechtung der Frau? Ob man die Jesuiten nach Deutschland hereinlassen soll, ob der Militarismus eine fluch- oder segensbringende Sache ist? Ob Marées ein Maler und Böcklin keiner ist, oder Böcklin einer und Marées keiner? Und dahinter der ganze Schwanz von Kunstfragen. Oder die quälenden Fragen: Geh' ich im Sommer nach Berchtesgaden, nach Biarritz, oder mache ich eine Nordlandfahrt? Wo verbring' ich den Winter: Berlin, Paris, Florenz oder Rom? Oder reise ich an die Riviera? Oder welches ist die beste Sektmarke: Heidsieck oder Ayala? Diese Fragen waren noch akut gestern abend beim Dinner, bevor sie samt einer Million von anderen Kulturproblemen mit den tausenden Tonnen der „Kormoran“ untergingen.“ Rodberte beschloß ihren Galgenhumor: „Ich habe mich übrigens fest entschlossen, bis auf weiteres weder in ein Theater noch Konzert noch Kabarett noch in eine Gemäldeausstellung, ein Museum oder in ein Kolleg zu gehen. Auch werde ich meinem Baron den Laufpaß geben.“

Die Malerin lachte. Sie lachte gern. Sie hatte der Schicksalsgenossin schalkhaft zugehört. — „Es geht mir nicht wie Ihnen“, sagte sie. „Obgleich ich kein Buch und auch leider wenig von meinen Malutensilien gerettet habe, werde ich mich noch lange, selbst wenn wir hier

verschollen bleiben sollten, mit den Kulturgespensern herumschlagen. Freilich nur so, wie jemand, dem man seine Liegenschaften genommen, den man von seinen Schlössern und Gutshöfen vertrieben hat, immer noch im Geiste seine Felder bestellt, die Fruchtfolge disponiert, seinen Hirsch schießt, seinen Viererzug anspannen und seinen Hengst satteln läßt. Irgendwie bleibt auch der Bettler, der im Reichtum gelebt hat, bis zu seinem Tode in dessen Besitz.

Nun bitte, Rodberte, denken Sie nicht, daß ich mich etwa sonst als Bettler fühle! Wir haben ja oft genug die Zivilisation in Grund und Boden kritisiert und uns aus den verkünstelten, verschraubten und doch vielfach so unsäglich verplatteten Zuständen in die reine, unverderbte Natur zurückgewünscht. Ist uns nicht beiden noch zuletzt im Speisesaal der „Kormoran“ inmitten der befrackten und dekolletierten internationalen Banalität, keineswegs aus Seekrankheit, sondern einfach wegen der Gespräche und der unsäglich gemeinen Varietémusik, speiübel geworden? Schien uns wohl diese aufgeblähte, grob genußsüchtige, profitwütige, hirnlos zynische Kaufmannskultur einen Pfifferling wert? Gut, wir haben sie überwunden. Wir sind an den Busen der Natur und, wenn Sie wollen, ins Paradies zurückgekehrt. Nun wollen wir uns nicht lumpen lassen und zeigen, was ohne Kulturschminke an uns ist.“

Schon während der letzten Worte, die Fräulein Prächtel mit erhobener Stimme sprach, waren gellende Laute vom Strande heraufgedrungen. Nun erschien Frau Rosenbaum und erklärte, daß sich der meisten Damen beim Anblick des Sonnenuntergangs große Erregung bemächtigt hätte. Viele liefen schluchzend und wimmernd, andre laut weinend und klagend am Ufer hin und her, als ob sie gegen das Verschwinden der Sonne

protestieren und sie dadurch am Untergehen verhindern wollten.

Anni Prächtel erhob sich sogleich und lud Rodberte ein, mit ihr hinunterzugehen und den armen Frauen Mut einzusprechen. — „Es ist natürlich“, sagte sie, „daß jetzt ein Gefühl der Verlassenheit über sie kommt und ihnen beim Anbruch der Nacht die ganze Schwere des Schicksals, dem sie anheimgefallen sind, erst recht deutlich wird.“ — Es war ein bräunlichrötliches Licht grell in die Höhle eingefallen und hatte die Mergelwände leuchten gemacht. Hinausgetreten, wurden die Damen aber doch von dem Anblick überrascht, den sie innen als einen sattsam bekannten voraussetzten. Achttausend Seemeilen hatten sie von Cuxhaven aus zurückgelegt und den Sonnenuntergang fast Abend für Abend von Deck aus beobachtet. Aber hier haftete ihm wiederum eine neue furchtbare Größe an wie dem Finale der Symphonie eines hinter seinem Werk verborgenen gigantischen Demiurgen der Musik. — „Kein Wunder“, sagte die Präsidentin, „wenn im Angesicht eines solchen Vorgangs der Mensch im Gefühle seiner Ohnmacht von Angst und Entsetzen befallen wird.“ — „Was wir hier sehen, sahen wir sicherlich oft, liebe Anni“, sagte die Kalb, „und zwar in der gleichen drohenden Schönheit und Majestät. Ebenso ist es mit den anderen. Aber unsre Seelen und die der anderen waren dem Ereignis niemals so nackt, niemals so wahr gegenübergestellt. Es taucht in uns allen etwas auf, was unter dem ganzen Gerümpel aus den Speichern der Zivilisation verschüttet gewesen ist. Vielleicht die Urangeit der Kreatur, die im düsteren Lichte der Furcht die Schönheit und Macht der Schöpfung empfindet. Hören Sie doch, was oben am Rande des Steilufers ebenfalls für ein Lärm entstanden ist! Das Geschrei und Gekreisch der Vögel scheint dem der Damen unten sehr verwandt und könnte wohl ähnlichen Ursprungs sein.“ — Es war in der Tat in höchster Höhe

am Rande der Insel ein allgemeiner Tierlärm losgebrochen.

„Sicher ist, wir sind der Erkenntnis der wahren Lage des Menschen auf Erden und meinethalben im Weltall“, sagte Anni, „durch die überraschende Wendung unseres Geschicks bedeutend näher gerückt. Wir sind durch eine Masche des Netzes der Zivilisation, könnte man in dieser Beziehung sagen, wie gefangene Fische in den freien Ozean zurückgerutscht. Oder man könnte auch so sagen: mit unserer ‚Kormoran‘ hat zugleich ein anderes größeres Schiff in unserer Vorstellung Schiffbruch gelitten, nämlich das Schiff der Zivilisation. Und wir sind selber zu einem unbekanntem Urmeer geworden, in dessen tiefsten Grund es auf Nimmerwiedersehen versinkt.“

„Da bin ich neugierig“, sagte die Kalb, „was unser Geschick zum Ersatz für das Versunkene aus dem unbekanntem Meer, das wir nach Ihrer Ansicht sind, alles herausholen wird. Das kann ja möglicherweise gut werden. Ich kann mir jetzt kaum mehr vorstellen, daß ich einmal gefirmelt worden bin, auf der Schulbank gesessen, zu meines Vaters Geburtstag ein Verschen aufgesagt, mit dem Pfarrer gestritten, im Café Melange getrunken und Modeblätter durchschnüffelt habe, und so fort. Dafür regt es sich wirklich schon von allerlei fremden Ungeheuern dunkel in mir, so daß ich, weiß Gott, ohne die allergeringste Künstelei mit in die Laute der tierischen Uragst ausbrechen könnte.“

Die Prächtel rief: „Brechen Sie ruhig aus, liebe Kalb! Es ist vielleicht das unbedingt schöne Gefühl einer Aufgabe, die auf meinen Schultern liegt, was die Neigung, die Sonne anzukreischen, in mir nicht aufkommen läßt. Müssen Sie aber heulen, Rodberte, so gehe ich lieber allein an den Strand; denn mir scheint, daß zu vieles Geheul in Absicht der Fassung des Muts und der Kraft, die wir zu unserer Erhaltung brauchen, von

schwächerer Wirkung ist. Ich sage nichts gegen die Urange der Kreatur, von der Sie mit Recht gesprochen haben. Ist sie durch unsre Lage zum Durchbruch gelangt, und tritt sie meistens am Abend ein, so hoffe ich eben und setze bestimmt voraus, daß durch eben dieselbe Lage morgen früh etwa das Unglück zum Ausbruch gelangt. Denn als freie Fische im Meer haben wir ebenfalls Anspruch darauf.“

Der Malerin und Präsidentin der unter so schmerzlichen Umständen begründeten Frauenrepublik hatten sich auf ihren Wunsch bei dem Ermutigungsgange auch die Führerinnen der Zehnschaften angeschlossen, so daß Anni unter den aufgeregten Weibern mit einem Gefolge erschien. Sie zeigte schon jetzt eine gewisse Begabung zur Herrscherin durch die Art, wie sie den einzelnen Damen zu imponieren und so oder so, mit Scherz oder Ernst, mit Anteil oder mit Kälte, mit Güte oder mit Härte oder, wo Operationen nötig waren, mit dem schärfsten Sarkasmus beizukommen wußte. Eine Dame, deren ganze Erscheinung und Toilette auf ein gewisses Gewerbe hindeutete, rief immerzu: „Ich werde verrückt, ich werde wahnsinnig!“ Und dann: „Meine Damen, das ist ja die Hölle! Ist man lebendig oder schon tot? Die Sonne ist ja ein höllisches Ofenloch. Sehen Sie doch den braunen Steinkohlenschaum! Das Meer ist ja schwarz wie flüssige Steinkohle.“ Anni sagte: „Meine Beste, was schreien Sie denn? Denken Sie doch an Schokolade!“ — Die Person wurde grob, wodurch sie denn auch sofort nach Annis Wunsch aus der Rolle fiel.

„Übrigens“, sagte Anni zu ihrer Begleitung: „ihr Vergleich ist gar nicht so uneben mit der Steinkohle und dem Steinkohlenschaum, und wenn es Lady Lambert geborene Lilienthal aus Berlin auch so auffaßt, dann bekommt sie sicherlich neue Anfälle. Deren Reichtümer, als sie noch Mitglied der großen Kulturgemeinschaft war,

stammten nämlich aus Steinkohle.“ — Das Schreien und Laufen hörte auf, als die Malerin mit Gefolge längs des zerstreuten Lagers einmal bis ans Ende geschritten war. Allmählich begriffen die meisten, daß eine Führung in Gestalt einer mit Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe aller behafteten Person vorhanden war. Diese und ihre Helfer wurden jetzt der allgemein mit Klagen, Wünschen und Fragen umstürmte Mittelpunkt.

Es war nicht leicht, diesen Stürmen standzuhalten und besonders die Fragen, die wie Schloßen daraus herabregneten, wenigstens einigermaßen plausibel zu beantworten. „Glauben Sie, daß mein Mann, mein Vater, mein Bruder gerettet ist? Hatten wir drahtlose Telegraphie an Bord? Wo geschah das Unglück eigentlich? Seit wann waren wir von Hongkong fort? Wann sollten wir in San Franzisko eintreffen? Wie geschah das Unglück überhaupt? Wie konnte es überhaupt geschehen? Wie durfte es überhaupt geschehen? frage ich.“ — „Glauben Sie, daß man uns suchen, glauben Sie, daß man uns finden wird? Wo, meinen Sie eigentlich, daß wir sind? Ist die Insel bekannt? Hat sie einen Namen? Es wäre doch möglich, oder ist das ganz ausgeschlossen, daß irgendwo hier ein Hafen, eine Stadt mit Hotels, wenigstens mit ein bißchen Komfort zu finden ist? Wir können doch nicht wie die Tiere leben? Apropos, Tiere: wilde Tiere gibt's doch nicht hier? Es kann doch zum Beispiel hier keine Tiger geben? Um Gottes willen, wenn es hier Schlangen, Tiger und Löwen gibt, was machen wir dann?“ — „Da gibt's nur eins, meine Damen“, sagte die Präsidentin: „Entschlossen, mutig, standhaft sein.“

Nicht diese lärmende und bewegliche Menge war es, die der Präsidentin und ihren Helfern die größte Sorge machte; diese vielmehr galt einer Anzahl Frauen, die vereinzelt und abgesondert umherlagen und die ein wahrer und furchtbarer Seelenschmerz in einen

Zustand der völligen Willenlosigkeit und Unempfindlichkeit versetzt hatte. Zu diesen gehörte eine Deutsche, die Frau eines Architekten, die mit ihrem zwölf Jahre alten Knaben das Ufer erreicht hatte, deren Mann aber, nachdem er ihr und seinem Sohn ins Boot geholfen, vor ihren Augen untergegangen war. Und zwar hatte ihn, nachdem er freiwillig um Lady Lamberts willen, die gerade ins Boot drängte, die Hände von dessen Rande nahm, eine Menge wild aus dem Wasser greifender Arme Ertrinkender gepackt und in ihrer Verknäulung zur Tiefe gezogen. Bei dieser bewußtlos röchelnden Frau, die übrigens mehr einem Mädchen gleich, wachte Miß Laurence, eine breit und kraftvoll gebaute, edel gewachsene Anglo-Holländerin.

Sie sagte deutsch, klar, aber mit etwas dicker Zunge: „Wir haben Phaon“ — das war der gerettete Knabe — „mit seiner Erzieherin etwas abseits gebracht. Seine gesunde Jugend macht sich durch einen tiefen Schlaf geltend; es ist aber nicht so sicher, was aus dieser armen Frau werden wird. Ich denke, sie hat von uns allen am meisten verloren. Die Ärztin sagt, daß sie wieder aufkommen wird. Ich habe Gründe, es zu bezweifeln.“

Die Präsidentin ordnete an, daß Rita in ihre Höhle gebracht werden sollte. Dies wurde sofort und auf eine sehr einfache Weise durch die Anglo-Holländerin ausgeführt. Sie schob ihre Arme unter die Bewußtlose, erhob sich dann ohne Mühe mit ihr und folgte mit ihrer Last Rodberte Kalb, die ihr den Weg zu weisen abgeordnet war. Miß Laurence durchschritt den Sand mit einer gleichsam heroischen Leichtigkeit, der man eine Mühe nicht anmerkte.

Die schöne Anglo-Holländerin hatte man zunächst allgemein für eine verheiratete Frau gehalten, da sie beim Betreten des Rettungsufers ein Kind, kaum einjährig, in den Armen trug. Nach und nach aber wurde bekannt, daß sie sich unterwegs schon dieses Kindes,

es war ein Mädchen, angenommen und es aus dem Zwischendeck heraufgeholt hatte, nachdem seine Mutter gestorben war.

Bei dem schlafenden Knaben, der nun von der Malerin besucht wurde, wachte Miß War, seit sieben Jahren seine Erzieherin. Daß sie geweint hatte, konnte man ihren von Ingrimm bewegten Zügen anmerken; auch in ihren heftig geflüsterten Worten verleugnete sich die Träne nicht, hinter einer allerdings abgrundtiefen Erbitterung. Sturzbachartig brach es auf englisch aus ihr hervor: „Warum mußte denn dies stupide Weib, dieses eitle, eingebildete, dumme Tier noch im letzten Augenblick auf den Platz springen, der für seinen Vater freigehalten war?“ — Es war Lady Lambert, die sich als Gegenstand dieses Ausbruches, wenn sie gewollt hätte, zu betrachten berechtigt war. — „Dieses Vieh“, fuhr die Erzieherin fort, „mußte doch, wie wir alle und jeder wußten, bemerkt haben, welche Arbeit von Mister Stradmann geleistet worden war. Wer wäre denn von uns noch am Leben, wenn er nicht die Boote für uns erzwungen hätte? Konnte denn diese überzählige, aufgeblasene dumme Gans nicht sehen, daß Mister Stradmann kurz vorher in dem Bestreben, jemand zu retten, über Bord gefallen war und wie alles in unserem Boot nur den einen Wunsch hatte, — aus Dankbarkeit schon, aber auch im wohlverstandenen eigenen Interesse —, nur den einen Wunsch hatte Mister Stradmann wieder im Boot zu sehen? Aber nein: diese Talmilady springt herein. Diese leere Puppe raubt uns den einzigen Mann, bringt ihn um den Lohn seiner Aufopferung, und vor allem, bringt diesen Jungen um seinen Vater.“

Anni Prächtel war diese Ausschüttung eines heiligen Zornes nicht unwillkommen. Ihr selber lag die Berliner Lady nicht. Aber sie suchte zu beruhigen. „Ihr Schmerz ist selbstverständlich“, sagte sie, „wir wissen ja auch als Augenzeugen, daß Ihre Betrachtungsweise der Sache

manches für sich hat. Aber da ist eben doch der Selbst-erhaltungstrieb, und da kommt der Augenblick, wo der Instinkt rücksichtslos und verzweifelt wird.“

„Aber hat nicht das Weib ihren Mann an Bord gelassen? Hat er nicht mit dem ganzen Heroismus eines echten Engländers, ohne Wimpernzucken, mit dem Taschentuch zu ihr herunter gewinkt? Konnte und mußte sie nicht bei ihrem Lord bleiben?“ — So raste die Miß gedämpften Tones fort, bis plötzlich der Knabe davon geweckt wurde. Er wachte aber nur einen kurzen Augenblick, rieb sich zwei große blaue Augen in einem von lichtigem Gelock umgebenen Angesicht, lächelte mit verschlafener Verbindlichkeit, atmete auf und war entschlummert.

Längst war die Sonne untergegangen, als des Malerin und die Ihren der Höhle zustrebten. Man ordnete einige Wachen an und fand bei dieser Gelegenheit, daß neben Exaltierten, Fassungslosen und Gebrochenen Gott sei Dank auch eine erfreuliche Anzahl unternehmender junger Mädchenköpfe vorhanden war.

In einem Licht, durch das die Farben des Meeres und der Küste noch einmal in einer neuen magischen Schönheit aufglühten — man wußte nicht, ob es von oben stammte, wo kein Himmelskörper zu sehen war, oder ob es von der wirkenden eigenen Leuchtkraft der Erde herrührte — wandte sich das Gespräch der rückkehrenden Damen dem vaterlosen Knaben zu und dem Verhängnis, das über ihm schwebte, auch noch die Mutter zu verlieren. — „Dieser Fall“, sagte Anni, „und die neue Wendung, die er genommen hat, geht mir sehr, sehr nahe, und ich werde um seinetwillen Mühe haben, die Fassung zu bewahren, die uns notwendig ist.“

„Der Knabe ist wirklich schön“, sagte Rodberte.

Anni darauf: „An dieser späten Ehe Stradmanns war eigentlich alles schön. Das häusliche Glück war mit der häuslichen Enge und der außerhäuslichen Weite

zugleich eine Verbindung eingegangen. Sie waren wie die Turteltauben und waren doch ohne Philisterium. Stradmann hatte als Architekt nicht seinesgleichen, und sein Buch über Gotik schätzten die Fachleute nach Gehalt und Form als meisterhaft. Und er war absolut nicht einseitig. Ihn beherrschte ein zum Universellen strebender Bildungsdrang. Der hatte ihn nach Japan geführt, wo er auf vielen Gebieten gesammelt und Studien getrieben hat. Er wollte von dort nach Mexiko, um seine Studien über mexikanische Architektur durch den Augenschein zu vervollständigen. Der Mann hatte eine ungeheure Energie und Arbeitskraft und dabei eine so rührend weiche Seele, daß er während seiner fünfzehnjährigen Ehe kaum einen Tag von seiner Frau getrennt gewesen ist und seit Phaons Geburt auch nicht von diesem. Überallhin mußten Phaon und Rita mit. Mit Rita ist es derselbe Fall. Sie scheint energisch, ganz unsentimental und ganz selbständig, solange man sie mit Stradmann zusammen sieht, oder wenn sie wenigstens weiß, daß er in der Nähe ist. Einmal weiter von ihm getrennt, war sie tatsächlich nicht zu gebrauchen.“

Rodberte sagte: „Der Knabe ist wirklich schön!“

Es ward nun allmählich still am Strande der Schiffbrüchigen. Alle, die Alten sowie die Jungen, die Verzweifelten wie die Mutigen, wurden vom Schlaf übermannt. Manche träumten, was auch eine Art von Wachen ist: diese waren die weniger Glücklichen! Allein bei den meisten hatte die körperliche Ermattung infolge des Erlebten und Überstandenen einen solchen Grad erreicht, daß sie zur vollen Bewußtlosigkeit eingingen. Sie litten nicht mehr, denn sie waren nicht mehr! Weder Mädchen noch Frauen, Witwen noch Waisen: nicht einmal mehr Menschen, geschweige Schiffbrüchige. Um sie entfaltete sich, für sie nicht vorhanden, nutzlos die nächtliche Tropennatur. Am Himmel stand das

Südliche Kreuz wenig über dem Horizont, höher hinauf der Zentaur. Gegen Norden herrlich strahlend der Arktur. Sternstaub, Milchstraße, Myriaden Welten. Und Myriaden und aber Myriaden von leuchtenden Welten enthielt auch das Meer, das Lichtwogen, fließende Funkenberge zum Strande her- und am Strande hinrollte und magische Helle am Ufer verbreitete. Die Schlafenden waren von alledem losgelöst und lagen doch darin wie im Mutterschoß, nur durch die Atmung damit verbunden wie gleichsam durch eine Nabelschnur.

Die Malerin wurde am frühen Morgen durch ein helles Geschrei vor der Höhle aufgeweckt. Die Erkundungsmannschaft war glücklich zurückgekehrt. „Euer Freudeneruf“, sagte die Präsidentin, sich eilig in einen Pelz wickelnd, im Heraustreten, „euer Freudeneruf ist mir für unser ganzes zukünftiges insulares Schicksal ein gutes Vorzeichen. Besser wurde ich nie geweckt als an diesem ersten Morgen im Stand der Verbannung.“

Ein neues Freudengeschrei war die Antwort.

„Kinder“, fuhr die Präsidentin fort, starr, als sei ihr ein Schreck in die Glieder gefahren, „ihr seid ja so übermenschlich schön, daß es über alle meine Begriffe ist. Wäre ich noch innerhalb der Welt der Zivilisation, ich würde mich nun erst an euch zum Maler entwickeln.“ — Hochatmend, frisch und blitzenden Auges und in jeder Bewegung gleichsam triumphierend standen die tapferen Mädchen da, und jede von ihnen trug eine zehn bis zwanzig Kilo schwere grügelbe Bananentraube auf der Schulter.

„Das für den Anfang“, sagte Miß Page, „es gibt aber mehr.“ Und Fräulein von Warniko: „Präsidentin, die Brotfrage ist als gelöst zu betrachten. Wir würden Bananen und andere Früchte vollauf zu essen haben, wenn wir nicht nur etwa einhundert, sondern einhunderttausend Weiber wären“. Die liebe und hübsche zwanzigjährige Mucci Smith war eigentlich Gärtnerin. Sie legte

der Präsidentin mit Ausbrüchen kindlich stolzer Freude grüne gurkenartige Früchte vor, die sie als Früchte des Durianbaumes erkannt hatte. — „Probieren Sie diese Frucht, Präsidentin, und Sie werden glauben, wir seien im Paradiese!“

„Wenn ich nicht einen alten Vater zu Hause wüßte, der sich um mich ängstet“, sagte Fräulein von Warniko, „so würde ich meinestils nicht bedauern, schiffbrüchig geworden zu sein. Denn diese Insel nur sehen, heißt beinah soviel als einen neuen Menschen anziehen, gegen den der frühere verstaubt, zerrissen, hinkend und schielend ist. Diese Landschaft muß die menschliche Seele besser machen, friedlicher, liebevoller, glückseliger. Man würde den Wunsch haben, gar nie mehr in die Welt zurückzugehen, könnte man sich seine Angehörigen nachkommen lassen.“ — Lolo sagte, diese von Fruchtbäumen bedeckten Abhänge, diese köstlichen Palmen und Pisangtäler stimmten sie traurig. „Man muß genießen“, meinte sie, „man sättigt alle Sinne mit der ausgesuchtesten Herrlichkeit, und — sagt man sich — könnte der und der und die, die Mutter zum Beispiel, daran teilnehmen, dann würde das erst recht das wahre und über alle Begriffe glückselige Genießen sein. So aber hat man und hat doch nicht! Und erfährt die Pein, daß man etwas immer Ersehntes, eigentlich nur für das Jenseits Erhofftes endlich erreicht und es doch nicht ergreifen kann“.

„Nun, meine Damen — lieber sage ich: meine Kinder ... nun, meine schönen und wackeren Kinder, ich gratuliere euch, gratuliere uns zu dem unverhofften Erfolg eurer ersten Expedition. Es werden andere, größere nachfolgen. Kommt und trinkt Tee und teilt mein bescheidenes Frühstück mit mir!“

Etwa ein Monat war vergangen, seit die Schiffbrüchigen auf der Insel ihre Landung glücklich vollzogen

hatten. Während dieser Zeit hatte man täglich auf Hilfe gehofft, war aber dabei unter der willensstarken Leitung Anni Prächfels praktisch, und zwar vielfach mit Erfolg, tätig gewesen. So hatte man festgestellt, daß die Fläche des Eilands mehr als drei oder vier deutsche Quadratmeilen nicht ausmachte und daß sie, gebirgig, gleich fruchtbar in ihren Tälern und Hochflächen, in zwei Bergkegeln gipfelte. Die Insel legte sich hufeisenartig um einen weiten Golf, der nur im Westen durch ein schmales Felsentor mit dem Meere verbunden war. Aus einem der Berggipfel stieg zu jeder Tages- und Nachtzeit ein dünner Rauch.

Aus naheliegender Ursache wurde das Eiland Île des Dames getauft. Der Ankunfts Hafen Port des Dames: es war der einzige, den es besaß. Mit seinen Steilufern schien es im übrigen unzugänglich. Der Einfachheit halber wurde der Berg ein Mont des Dames, ein starker Bach, der zum Meere floß und den Grund eines herrlichen Tales bildete, Fleuve des Dames genannt. Man hatte an seinen Ufern Bambus gefunden und ihn zum Bau von Hütten in Form von Zelten benutzt: dazu lud nicht nur das Rohr, sondern auch das üppige Ufergelände des Flübchens ein und nicht zuletzt die schattige Kühle der Taltiefe, in die selbst die Mittagsglut der Äquatorialsonne nicht hinabreichte. Man nannte mit ein wenig Humor die Siedlung Ville des Dames. Das ganze Tal aber Vallée des Dames.

Île des Dames prunkte mit einer buntgefiederten Vogelwelt. Man wünschte sich Glück, daß man bei allen Kreuz- und Querzügen weder auf einen Kannibalen noch den gefürchteten Tiger noch eine andere gefährliche Katze gestoßen war. Es gab außer dem inneren Golf äußere Buchten, zu eng für die Schifffahrt, die von Land aus zugänglich waren. Ihr Wasser, oft sieben bis acht Faden tief, war so klar, daß man auf dem schwar-

zen, vulkanischen Sande ohne Mühe die lebende Koralle sehen konnte: nicht eine Koralle, sondern eine märchenhaft farbenreiche Korallenwelt, über der Schwärme blau, rot und gelb gefärbter Fische, orangen und rosig durchhauchter Medusen umherschwammen. Man nannte den schönsten dieser Meereseinschnitte: La Rade des Poissons ensorcelés.

Die Bambuszelte von Ville des Dames bildeten drei konzentrische Kreise. Die Behausungen waren so groß, daß jede Raum für höchstens drei Kolonistinnen bot. Manche bewohnten ein Zelt allein und hatten sich etwas abseits gezogen, ein Komfort, der ihnen von der Präsidentin bewilligt war.

Deren Hütte war zweigeteilt, weil sie Auguste unter demselben Dache haben, aber nicht im gleichen Raum mit ihr schlafen wollte. Zu den Einsiedlern gehörten Miß Page, Rodberte Kalb und Miß Laurence — ihr voller Name war Laurence Hobbema —, während das Kleeblatt Rita Stradmann, Phaon Stradmann und Miß War unter einem Dache schlief.

Rita hatte sich etwas erholt, aber leider nicht so, daß man auf volle Genesung rechnen konnte. Man brachte sie morgens von ihrer mit Bambus gedielten, leidlich hergerichteten Lagerstatt vor das Zelt, wo sie in Anni Prächfels Deckstuhl unter Kokospalmen den Tag in Apathie verbrachte. Diese wich nur dann für kurze Zeit, wenn Phaon sie besuchen kam oder wenn irgend etwas in ihrem Gesichtskreis sich mit ihm ereignete.

Der Knabe war, wie Rodberte gesagt hatte, wirklich schön. Er war es, wenn er schlief oder flüchtig erwachte, aber noch mehr, wenn er aufrecht stand und sich leicht und heiter umherbewegte. Miß War war nach Kräften streng mit ihm und setzte alles daran, den Zügel nicht aus der Hand zu verlieren, mit dem sie das edle Füllen

zu leiten hatte, das begreiflicherweise, von allen Seiten verwöhnt, angelockt und festgehalten, in Gefahr geriet zu verwildern. Nicht bei Phaon und seiner Mutter, wohl aber bei sehr vielen anderen Mitgliedern der Kolonie machte sich die Engländerin dadurch unbeliebt; allein obgleich sie das wußte und ihr diese Tatsache in scharfen Bemerkungen, die sie zu hören bekam, und in täglichen Zwistigkeiten unzweideutig entgegentrat, ließ sie sich dennoch in ihrem Verhalten nicht stören, weil sie es als ihre heiligste Pflicht empfand. Auch lag in ihrer Natur die Tugend des Lehreifers, der Treue, der Aufopferungsfähigkeit, nur nicht die Tugend der Nachgiebigkeit. Hier blieb sie streitbar, wenn auch nicht streitsüchtig.

Rita wußte, welchen Schatz ihr Sohn in Miß War besaß und daß er der Engländerin beinah so fest wie ihr selbst ans Herz gewachsen war. Außer wenn sie bei unvermeidlichen kleinen Streitigkeiten zwischen Zögling und Erzieherin mütterlich versöhnend auf seine Seite trat, fühlte Miß War sich durch Rita niemals behindert. Mit dieser standen in fraglichen Fällen jederzeit die Präsidentin selber, Rodberte Kalb und Laurence Hobbema hinter ihr.

Phaon wurde keineswegs kurz gehalten. Miß War ließ den Zügel mitunter sehr lang. Zuweilen wurde das Füllen auch losgebunden. Der Knabe beteiligte sich an der in Übung gekommenen Jagd. Hierin hätte den Unband auch niemand zu hindern vermocht, er durfte, allerdings nur in Begleitung der Miß, an ein und der anderen Expedition mit nicht zu weit gestecktem Ziele teilnehmen. Hauptsächlich aber an den Kampfspielen, Übungen mit Wurfkeulen und Bambusspeeren, die man gefertigt hatte; solche Übungen fanden meist unter den Blicken der Präsidentin des Morgens und am kühleren Abend statt, auf dem weiten Plan, der vom Kreis der Hüttstatt umschlossen wurde.

Noch war Phaon nicht groß genug, um es in den primitiven Künsten der Jagd und des Krieges einer Miß Pate, einem Fräulein von Warniko, noch viel weniger einer gewissen Alma, einer schlank und sehnig gewachsenen Mulattin, gleich oder gar zuvor zu tun. Auch nahm er das zweckhafte Spiel noch zu sehr als ein zweckloses. Aber er ging den werdenden Amazonen mit leidenschaftlichem Eifer und nie ermüdender Lust voran, die von jedem Untertone des Kummers so frei waren, daß man es zeitweilig in Phaons Nähe vergaß, von aller Welt verlassen auf eine Insel des Südmeers verschlagen zu sein. Das ganze Wesen Phaons überhaupt war Zuversichtlichkeit. Solange er nicht etwa selber physisch schwer betroffen oder hinter Kerkermauern war, erlangte kein Schmerz mehr als eine kurze Gewalt über ihn. So hatte sein feuriger, im Rausche des Lebens glückseliger Geist den Schmerz über den Verlust des Vaters in eine an Gewißheit grenzende Hoffnung, er sei gerettet, verwandelt, und so kam auch der Gedanke an den möglichen Verlust seiner Mutter bei ihm keineswegs in Betracht. Eine Katastrophe hatte ja stattgefunden, bei der ein Schiff und viele hundert Menschen in den Wellen verschwunden waren. Indes sein Vertrauen in ein gewissermaßen unvergängliches, unzerstörbares Leben für sich und seine Mutter war dadurch seltsamerweise nicht im geringsten erschüttert worden. Diese unverbrüchlich feste Glücksgewißheit war es, die dem Geiste der Kolonie wie ein immer belebender Trunk zustatten kam, was man auch allgemein empfand.

Ein solcher Trunk war nicht selten notwendig. Wenn man sich auch mit der Lage in der man war, einigermaßen vertraut gemacht hatte und sich zudem versichert halten konnte, daß man weder Hungers sterben noch unter den Messern von Kannibalen verbluten oder von wilden Tieren zerrissen werden würde, so blieb man doch von allem, womit und wofür man ehemals gelebt

hatte, abgetrennt, für die Welt der Menschheit so gut wie begraben.

İle des Dames war gewiß kein Grab. Man konnte das Eiland ein Paradies nennen. Aber selbst Anni Prächtel, der eine Art Lebensaufgabe aus den Trümmern des Schiffbruchs erwachsen war, fühlte sich manchmal wenn nicht wie begraben, so doch zum mindesten eingesperrt. Dann wurde plötzlich das lachende Blau des Himmels in ein grausames Grinsen entstellt oder wurde zum Ausdruck der seelenlos steinernen Unerbittlichkeit der Kuppel, die ein Verlies überwölbt; Papageiengekreisch ward zum höhnischen Lärm von Dämonen, die Glut der Buchten, die Klarheit der Tiefen empfand man als Pein. Alle Schönheit schien Lüge zu werden, die grelle schmerzhaftige Phantasmagorie eines Fiebertraums.

Wenn die Malerin solchen krampfhaften Anfällen auf ihre Art zu begegnen wußte, so unterlagen ihnen andere weniger bedeutende, weniger widerstandsfähige Naturen oft in einem verzweifelten Grade. Es gab Tage, da wurde Weinen, Heulen, Um-Hilfe-, Um-Rettung-Schreien zur Epidemie, die nur mit vieler Mühe und viel Geduld durch die Präsidentin und ihre Leute zum Verlöschen gebracht werden konnte. Aber die Wache, die, alle zwei Stunden abgelöst, von Abend bis Morgen das Lager umschritt, hörte viel Wimmern, Weinen und Wehklagen unter den Zeltwänden, und alle Töne des Grams, des Heimwehs, des Trennungsschmerzes, der Verlassenheit, der ganze Jammer der Verbannung schlug Nacht für Nacht an ihr Ohr.

Die Präsidentin merkte sogleich beim täglichen Morgenthing, ob die verflossene Nacht in dieser Beziehung eine gute oder weniger gute gewesen war. Gab es gedunsene Gesichter und entzündete Augen, unausgeschlafene ermüdete Züge, wenn sie ihren scharfen Maler- und Seelenblick im Ringe der schönen Kinder herumgleiten ließ, in der Überzahl, so war das ein Anlaß für sie,

nicht nur, meist in einer längeren Rede, ihren Mut zum Ausharren, ihre Hoffnung auf Befreiung nach Möglichkeit aufzurichten, sondern auch Anlaß, durch einen besonderen Tagesplan den Dämonen der Langeweile, des Müßiggangs und der Trübsal entgegenzuwirken.

Die Mittel dazu waren im engeren Kreis der Präsidentin längst erörtert worden. Es gab da solche, die das Übel prophylaktisch, andere, die es symptomatisch behandelten. Das genaue Einhalten des Kalenders gehörte zu den prophylaktischen. Ebenso daß der Sonntag gefeiert wurde. Unter den profanen Festen stand der Geburtstag der Präsidentin voran. Von den übrigen Geburtstagen, die man ohne Ausnahme feiern wollte, war es der Phaons, dem man mit der heitersten Erwartung entgegen sah. Man hatte ein Kirchengzelt und ein Lesezelt gebaut oder war dabei, sie zu errichten. Miß Laurence, die, von ernster Gemütsrichtung, tiefer in religiöse Fragen eingedrungen war, eine Bibel gerettet hatte und einen Begriff von der brahmanischen und buddhistischen Lehre in ihrem von schlichtem schwarzem Haar umrahmten heroischen Kopfe trug, war zur Vestalin des Tempels gemacht worden. Man nannte ihn, weil man in dieser Gemeinde die weibliche Personifikation des Göttlichen der männlichen vorzuziehen sich für berechtigt hielt, Nôtre-Dame des Dames.

Mittel, die unvorhergesehene Fälle von Ausbrüchen der Trübsal bekämpfen sollten, gingen vielfach auf plötzliche Einfälle der Präsidentin zurück, wo sie nicht aus der Liste möglicher Divertissements genommen waren, die man aufgestellt hatte. Ein solcher Einfall bestand darin, Vorführungen anzuordnen, wo jede der Damen, die einer Kunst oder einer Fertigkeit mächtig war, sich damit sehen ließ. Die schöne Rosita war Seiltänzerin, und also mußte sie auf dem Seile tanzen. Miß Laurence sang. Fräulein Gerte Bergmann, die Geigerin,

die ihr italienisches Instrument gerettet hatte, konzer-  
tierte, und so fort.

Am meisten natürlich wurde, und zwar automatisch, das Grillenfangen durch die notgedrungene Arbeit bekämpft, durch den Zwang zu essen, zu trinken, zu wohnen, gesund zu bleiben und die Lebenshaltung insgesamt auf jede mögliche Art zu verbessern. Zeitungen gab es freilich nicht. Dafür hatte jedoch der Tag einen anderen Höhepunkt, dem man mit Spannung entgegensah: die Abendstunde, wo die zehn Strandwächter heimkehrten und die neusten Nachrichten von der Küste mitbrachten. Erzeugte sich doch die Hoffnung täglich neu, ein rettendes Schiff in Sicht zu bekommen.

Das Bad im Fleuve des Dames war eine Lustbarkeit, die sich jeden Morgen von selber bot. Oft wurde es mehrmals am Tage genossen. Im allgemeinen zog man das frische Wasser des Flusses dem der Buchten vor, dessen Temperatur mehr erschlaffte. Jede der Zehnschaften hatte ihren besonderen Badeplatz. Es war nicht schwer, an den gewundenen Ufern unter Pisanghainen und akazienartigen Mimosen solche von himmlischer Schönheit auszufinden: und wirklich würde der Kulturmensch, der etwa zur Stunde des Bades von ungefähr einen Blick in das Vallée des Dames getan hätte, geglaubt haben, ins Paradies geraten zu sein.

Um diese Zeit erscholl der Talgrund von ausgelassener Lustigkeit, wenn nicht etwa gerade irgendein außergewöhnlicher Druck auf der Kolonie lastete. Das Echo von all diesem Jauchzen, diesem Gelächter, diesen Schreien der Wollust, von all diesen tausendfachen Lauten einer bis zur Glückseligkeit gesteigerten Freude irrte in den Basaltfelsen der Talwände. Dem Auge aber boten sich Bilder von unvergleichlichem Reize dar. Der große Stil eines Gaspard Poussin und Claude Lor-

rain schien hier in der Welt der Tropen lebendig geworden. Die Landschaft, die zugleich heroisch und lieblich war, konnte recht gut als Garten der Götter genommen werden, die Badenden als die hesperischen Nymphen darin, die den Baum des Lebens mit seinen Hesperidenäpfeln, den goldenen Geschenken der Erde an Hera, bewachten.

Nicht die mehr modern gesinnte Malerin, sondern Miß Laurence Hobbema war es, die auf diesen Vergleich mit dem griechischen Mythos verfiel. Ihr Vater war nicht der alte, aber ein moderner Hobbema, der mit jenem nur den Namen gemein hatte. Er malte Bilder mit viel Licht, Männer und Epheben im Chiton, weißgekleidete, leichtgegürtete Griechinnen, den leuchtenden Himmel, die leuchtende Luft, die leuchtenden Marmore Griechenlands und hatte, in London lebend, als Malerfürst erreicht, daß seine Bilder in der ganzen Welt mit schwerem Golde bezahlt wurden. Die Tochter war nicht so schattenlos. Sie hatte tiefere Tiefen und höhere Höhen in ihrem Gemüt, also tiefere Schatten und lichtere Gipfel. Obgleich sie nicht malte und nur gewisse Versuche poetischer Art im stillen unternahm, war sie eine bei weitem reichere Menschlichkeit. Die Reife, die bei ihren siebenundzwanzig Jahren ihr Körper zeigte, besaß auch ihre ernst und religiös gerichtete Geistigkeit: aber Körper wie Geist behielten das Suchende.

Ihr war es ein Glück, daß himmlische Fügung ihr die kleine Waise in den Arm gelegt hatte, die in der Taufe mit dem Namen Dagmar bedacht worden war. Miß Laurence aber sagte, sie betrachte das Mädchen als Himmelsgeschenk, als gottgegebene Himmelstochter, und wählte statt Dagmar den Namen Diodata für sie.

Die Adoption dieses Kindes, der Mut zur Pflicht und Verantwortung, die eine solche Handlungsweise zur Voraussetzung hat, zeigen allein schon, wes Geistes

Kind diese Dame war, die übrigens bei der ganzen Katastrophe Beweise von Klugheit, Umsicht, Furchtlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit gegeben hatte.

Seit der Stunde, in der sie Phaons Mutter Rita auf den Armen in die Höhle der Malerin getragen hatte, war sie immer um Rita und Phaon bemüht. Ihre Verdienste in dieser Beziehung wurden sogar von Miß War ohne Eifersucht anerkannt. Selbst eine kleine Meinungsverschiedenheit, die Phaon betraf, zwischen beiden Damen, trübte ihr gutes Verhältnis nicht. Sie entstand bei der Frage, ob Phaon sich beim allgemeinen Bade beteiligen sollte.

Nein, er dürfte sich keinesfalls beteiligen, sagte Miß War! Und das vertrat sie mit dem ihr eigenen Unvermögen zur Nachgiebigkeit. Laurence sagte: „Sie können damit nur das Gegenteil von dem erreichen, was Sie bezwecken, Miß War. Erstens sieht der Junge, und ganz mit Recht, in dem gemeinsamen Bade ein gemeinsames Fest. Er fühlt es als unverdienten Schmerz und Schmach, davon als einziger ausgeschlossen zu sein. Schon darum allein wird er Ihnen immer wieder, wie schon mehrmals, ausbrechen, und es werden sich Szenen entwickeln, wo sich wie neulich das ganze badende Weibervolk zur Verteidigung gegen Sie um ihn scharrt. Sofern Sie indes Ihren Willen durchsetzen: da Phaon, wie wir wissen, ein aufgeweckter Junge ist, so wird er die Frage nach dem Warum aufwerfen. Sagen wir lieber, er hat sie schon aufgeworfen. Er fragt mich: „Laurence, habe ich etwas Schlechtes getan? Darf ich zur Strafe nicht mit beim allgemeinen Bade sein? Warum muß ich wie ein Sträfling unter Miß Wars Aufsicht allein baden?“ — „Warum? Darum! Warum? Darum! pflege ich ihm zu antworten“, sagte Miß War. „Warum? Darum!, und das ist hinreichend.“ — „Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß das hinreichend ist“, gab Laurence zurück.

Sie fuhr fort: „Ich staune, bis zu welchem Grade Phaon eines eigenen, gewissermaßen reifen Denkens mitunter schon jetzt fähig ist. Ich glaube, er hält Ihnen dies und jenes verborgen. Er wird nicht eher ruhen, glauben Sie mir, bis ihm Ihr wahrer Grund erkennbar wird. Und dann wird ihm das gerade die Harmlosigkeit, sagen wir ruhig die Unschuld, geraubt haben, was ihm beides erhalten bleiben sollte.“ — „Einerlei“, rief Miß War, „ich habe dann jedenfalls meine Pflicht getan.“

„Sie ist wie ein Esel oder wie ein Bock“, sagte die Präsidentin, mit dem ihr eigenen kurzen und trockenen Auflachen, nachdem auch sie sich vergeblich für Phaon verwandt hatte. Die kluge, erfahrene Dame hatte nichts gegen irgendwelche Moral, nämlich sofern sie das Recht der Sinne nicht einschränkte. Noch weniger hatte sie etwas gegen eine wie immer geartete religiöse Konfession, soweit sie eine Vermengung mit Moral nicht darstellte: denn es war für sie eine unter den göttlichen Eigenschaften selbst der wahren überkonfessionellen Religion, daß sie ihre Reinheit niemals durch die vulgäre Ehe mit einem Knüppelmoralsystem entheiligt hatte. Dieser Standpunkt erschien hier besonders bemerkenswert, weil er von einer alten Jungfer behauptet wurde.

Die Malerin wurde vielleicht am meisten von Rita und seltsamerweise von Phaon geliebt, der bei jeder Gelegenheit zu ihr lief und Stunden in ihrer Gesellschaft zubrachte. Sie sah ihn gern, liebte seinen immer beschäftigten, schnellen Geist, seine göttliche Zuversicht und seine Schlagfertigkeit. Sie selber litt an einer Neigung zu geistreicher Boshaftigkeit, die sie im allgemeinen weniger geliebt als gefürchtet machte. Ihre Stellung tastete niemand an. Denn wie sie auch in privater Unterhaltung sich gehen lassen mochte, bei ihren offiziellen Handlungen bewahrte sie überall den Geist einer leidenschaftslosen Gerechtigkeit, so daß, von ihrem unermüdlichen Wirken für das Wohl der Kolonie

abgesehen, auch darin ein besseres und bequemerer  
Oberhaupt nicht zu denken war.

Die Zeit oder die Sukzession, die ihr ganzes Wesen ausmacht, nach dem Worte des Philosophen, stand nicht still. Und so war auf Île des Dames wie überall der zweite dem ersten, der dritte dem zweiten, der vierte dem dritten Monat gefolgt, bis der sechste zu Ende ging.

Da erschien der Tag, wo die Mutter Phaons, wie Miß Laurence sagte, zum Verlöschen kam.

Sie hatte lange in einem Dämmerzustand, die letzten Monate beinahe ganz unnachtet, gelebt, nur durch den Lichtstrahl vorübergehend aufgeweckt, der von der Nähe, der Stimme, dem Kusse Phaons in ihr Dunkel fiel. Als das Ende sich nahte, überkam sie eine seltsame Lebhaftigkeit, die von Unerfahrenen als Besserung ihres Zustands aufgefaßt wurde. Der Wille zum Leben, der Anteil an ihrer Umgebung, die Hoffnung schienen in ihr wiederum erwacht zu sein.

Die Ärztin Egli, die Präsidentin, Miß Laurence und Miß War täuschten sich über die wahre Bedeutung der eingetretenen scheinbaren Wendung zum Besseren nicht. Besonders Miß War schwamm stündlich in Tränen.

Rita erklärte plötzlich mit einem unsäglich rührenden, heimlich triumphierenden Lächeln, sie wisse nun, welcher wunderlichen Täuschung sie unterlegen sei. Aber das mußte natürlich so sein und habe in Gottes Plane gelegen. Der Schmerz der Trennung bewirke ja erst die Freude des Wiedersehns. „Wie hätte ich jemals ein solches Glück empfinden können wie jetzt“, sagte sie, „wenn ich nicht geglaubt hätte, daß Erasmus“ — das war der Vorname ihres Mannes — „vor meinen Augen ertrunken sei. Es war ja klar, daß ihn der Genius retten mußte. Der Genius stand ja nicht nur in seinem Arbeitszimmer, auch wenn wir reisten, im Hotel, bei der Table

d'hote, im Zimmer, auf dem Rigi, in der Grabkapelle des heiligen Franz, in der Lorenzkirche, am Sebaldusgrab schon immer hinter ihm. Nur gerade damals, als er ihn übers Meer davon unter die hohen Bäume auf die Insel der Seligen trug, sah ich ihn nicht. Ich sah dich nicht, süßer und himmlischer Genius, und nun schwebst du mit deinen goldenen Fittichen auf einmal wieder zwischen ihm und mir hin und her. Du wirst nicht kleiner, wenn du in der Ferne bist, du wirst nicht größer, wenn du in der Nähe bist. Wenn ich dich oben dort auf der Felsterrasse vor dem Purpurzelt mit Erasmus reden sehe . . ." So und ähnlich spann sie ihr Truggebilde fort. Es war, wie wenn sie einen breiten und reißenden Strom schwimmend zu überqueren unternommen hätte, mit der Strömung getrieben, dann gesunken und bewußtlos geworden, so aber doch endlich ans andere Ufer geschwemmt worden wäre: hier nun erwacht, schien sie ein neues, höheres Dasein errungen zu haben.

„Es geht deiner Mutter nicht gut“, sagte Miß War. Aber Phaon bestritt das durchaus. Er gehörte zu denen, die in der gefährlichen Neubelebung den Beginn der Genesung sahen. Er hatte die letzten Jahre mit der Mutter mehr wie ein Bruder mit seiner älteren Schwester gelebt. Sie war mit ihm bereitwillig in die Phantasiewelt seiner Lieblingsbücher eingedrungen. Nicht nur in Cooper und Robinson, sondern auch in Dante und Ariost, die er in italienischer Sprache verschlungen hatte. Aus diesen, anderen und eigenen Elementen hatte sich unter seiner Führung eine gemeinsame Welt der Phantasmagorien zwischen ihm und der schwesterlichen Mutter gebildet, auf die sich auch ihre Unterhaltung und ihre fremde, mitunter unverständliche Redeweise meist bezog. So kam es, daß nun, wo die Sterbestunde der Mutter einen traumwachen Zustand zeitigte, die verworrenen Ausbrüche ihrer Seele von ihm mit jener Redeweise verwechselt wurden, zumal sie in der Tat von ihm

altbekannten Elementen durchsetzt waren. Überdies ähnelte die mütterliche todesnahe, mystische Euphorie der Gemütsverfassung, in der er immer war und die man als eine gesunde Euphorie, eine wirklich-lebensnahe bezeichnen konnte. Aus diesen Gründen entwirrte sich ihm gleichsam das Verworrene, und Seligkeit schlug in Seligkeit, um so mehr, als ihn Blut und Liebe innig mit der Kranken verband und er von ihrem möglichen Tod durchaus nichts wissen wollte.

„Genius, süßer, fasse mich bei der Hand!“ Als Rita das zu Phaon sagte und er ihre Hand ergriffen hatte, war die letzte Minute ihres Daseins eingeläutet. „Genius, süßer, halte mich!“ Phaon kniete und legte seinen Arm um sie, damit sie sich etwas im Sitzen aufrichte. Denn dies, so erschien ihm, war ihr Wunsch. In der Tat, es gelang, und sie bog ihren Kopf nach vorn, mit dem zugleich das gelöste Haar nach vorn flutete. Der Knabe bog sein Gesicht empor, in das sich langsam das Ritas herabsenkte. Sie hauchte: „Mein Liebling! Mein süßer Genius!“ In Phaons Armen wuchs eine Last. „Trage mich, goldener Genius!“ Da war es, als ob Phaon ein Berg zermalmen wollte. Ein Schnarchen erklang an seinem Ohr, wie wenn jemand den Duft seines Haares gierig eintränke. — Da nahm man die Last aus seinen Armen, von seinem Gesicht, seiner Schulter, seiner Brust herab.

Und Phaon stand auf. Man sah ihn bis unter die Fingernägel weiß werden. Dann schoß ihm jählings das Blut zu Kopf. Und ehe jemand es ahnte, war er entsprungen.

Diesem Ereignis, Rita Stradmanns Tod, folgte auf alle des Dames eine Epoche tiefster Niedergeschlagenheit. Beim Begräbnis brach eine förmliche Raserei des Jammers aus, bei der sich die Europäerinnen, wie Klageweiber schreiend, die Brust schlugen. Die Präsidentin nannte es eine Massenhysterie, der sie überdies

noch die Eigenschaftsworte ekelhaft und verlogен anheftete. Jedenfalls hatte man Not, sie zu bewältigen. Keinesfalls beruhte der maß- und hemmungslose Zustand bei allen, die ihm verfallen waren, auf Verlogenheit; nur mit Mühe konnte man einige Frauen vom Selbstmord abhalten. Andere wurden schwarz im Gesicht und röchelten krampfhaft, so daß es weithin schrecklich zu hören war, bis ihnen die Farbe wieder kam, wo sie dann weinten und schließlich einschließen oder hockend stier vor sich hin brüteten. Eine Trauernde, die am Grabe unaufhaltsam geweint und geschluchzt hatte, brach auf einmal in stilles, immer lauter werdendes, krampfhaftes Lachen aus, das andere ansteckte und, bevor man dagegen durch Entfernung der Befallenen einschreiten konnte, zu einem grausigen, ziemlich allgemeinen Lach- und Schreikampf führte, der sehr widerwärtig war. So werden wir alle verlassen und einsam sterben wie du und werden die Welt nie wiedersehn! Das war der Gedanke, war das Geschrei, das alle von Sinnen brachte. Auch wurde zur Begründung des Selbstmords gesagt: Tote, dir geht es besser als uns, denn wir sind lebendig begraben.

Glücklicherweise hatte man Phaon in seinem eigensinnigen Beschluß nicht wankend gemacht, dem Begräbnis der Mutter fernzubleiben. Schon vor längerer Zeit hatte sich der Knabe abseits von Ville des Dames, höher hinauf am Fleuve des Dames, eine Bambushütte zurechtgemacht. Als er im Schrecken nach dem Tode seiner Mutter geflohen war, hatte man ihn dort gesucht, aber nicht gefunden. Dagegen fand man ihn in einer ebenfalls abgelegenen Hütte, die sich Miß Laurence Hobbema errichtet hatte, mit der kleinen Dagmar-Diodata beschäftigt.

Etwa vierzehn Tage nach diesen Ereignissen wurde ein neues Versammlungshaus eingeweiht, dessen Grund-

und Aufriß von Thorgerd Grimm stammte, die von der Kunst- und Gewerbeschule her einige Fertigkeit im architektonischen Zeichnen besaß. Der unter Leitung der Malerin ausgeführte Pavillon war nicht übel ausgefallen, da man sich einen andern zum Vorbild nahm, den der Malerfürst, Miß Hobbemas Vater, in seinem Garten zu London errichtet hatte und dessen Photographie die Miß besaß. Hauptsächlich durch Mucci Smith, die Gärtnerin, aber auch durch ziemlich allgemeine Erinnerung aus der Schulzeit wußte man, welcher Wert der Kokospalme als Kulturpflanze innewohnte. Und da man bald entdeckt hatte, daß sie da und dort auf der Insel wuchs, so trank man nicht nur die Milch der dreikantigen, menschenkopfgroßen Kokosnuß, sondern war auch daran gegangen, die übrigen Eigenschaften des Baumes auszubeuten. Man gewann den Gummi, aß den Palmkohl und wußte auch bald den Palmwein zu bereiten. Und nun war man endlich so weit gelangt, sich des Kokosstammes als Bauholz zu bedienen.

Man hatte, wie gesagt, in den Rettungsbooten gut versehene Werkzeugkästen vorgefunden, so daß die Säge, der Hobel, der Bohrer, außer dem Beil und der Axt, hinreichend vorhanden waren, auch Nägel und mancherlei von dem, was dem Tischler, dem Zimmermann unentbehrlich ist. Und so hatte man rüstig Bäume gefällt, hatte zersägt, behauen, gehobelt, Pfähle in die Erde gerammt, Wasserwaage und Lot angewendet, Querbalken gelegt und ineinandergefügt, Pfeiler gestellt, und immer so fort, bis, eigentlich überraschenderweise, ein leichter, aber immerhin ziemlich geräumiger und recht gefälliger Bau fertig war. Man nannte ihn bei der Einweihungsfeier: Maison de la Bonne Espérance.

Unter anderem sagte die Präsidentin bei ihrer Ansprache:

„Der Himmel hat es auch mit uns gut gemeint, als er die von uns allen geliebte Frau wenigstens nicht

vor der Vollendung unseres Werks sterben ließ. Ich fürchte, es wäre sonst unterbrochen und vielleicht niemals beendet worden. Denn ich habe mit Schmerzen gesehen, daß der tätige, eifrige, zuversichtlich freudige Gemeingeist, dem wir die Entstehung dieses Rathauses verdanken, einer Gleichgültigkeit, einer schwächlichen Niedergeschlagenheit gewichen ist. Das muß anders werden, Freundinnen. Ich beschwöre euch, wieder die Alten, will sagen, die unverwüstlich jugendfrischen Jungen zu sein.

War es nicht wundervoll zu erleben, welcher Geist über uns kam, als der kühne Plan dieser Stiftshütte auftauchte? Haben wir nicht im Verhältnis unsrer Mittel und unserer Zahl zu ihren Mitteln und ihrer Zahl mindestens so viel getan wie die Kinder Israel?“ — Und die Rednerin schilderte nun den freudigen Eifer, mit dem jede der Frauen und Mädchen ihr Scherflein zum Gelingen des Ganzen beigetragen hatte. „Wie herrlich“, sagte sie, „klang die Axt von Miß Laurence! Wie flogen die Splitter unter dem weit ausholend geschwungenen Beil der olivenfarbenen Alma, die in ihren straffen und schlanken Formen doch so viel Geschmeidigkeit und Weichheit zeigt und deren Sehnen von Eisen zu sein scheinen. Wie tüchtig und überall gegenwärtig war unsre prächtige Warniko als Zimmerpolier! Die schwindelfreie Rosita, die weltberühmte Sylphide der Luft, wie thronte sie zwischen Himmel und Erde, schritt heiter und gerade die Balken entlang, als der Dachstuhl gerichtet wurde! Ich könnte nicht enden, wenn ich jedes Verdienst jeder unsrer Kolonisten im einzelnen würdigen sollte. Lolo Smith hat sich als ein kunstgewerbliches Genie offenbart, und die gefälligen und bequemen Bambusstühle, auf denen Sie sitzen, meine Damen, verdanken wir ihr. Und es ist Lady Lambert, wie gesagt werden muß, die gezeigt und gelehrt hat, wie aus der Faser des Kokosblattes das weiche, dauerhafte und elastische Geflecht

der Sitzflächen hergestellt werden konnte. Frau Rosenbaum, unsre Proviantverwalterin, hat dabei für Ihrer aller leibliches Wohl gesorgt. Sie fanden die Tafel stets gedeckt. Sie genossen Bananen, roh, gekocht, gebacken, in Zucker gewälzt, gebratenes Fleisch, Geflügel nach Herzenslust und ein Schlückchen Palmwein zu seiner Zeit in unsern Bechern aus Kokosnuß, die Thorgerd Grimm so hübsch verfertigt hat. Der herrlichen Fische in allen Farben des Regenbogens wollen wir nicht vergessen, die uns nicht nur Gesine, die starke Isländerin, in den Buchten angelt.

Meine Damen, Frau Rita ist tot! Ich zähle bis siebenundzwanzig, wenn ich mich an die Begräbnisse naher Freunde und Verwandter erinnern will. Oder stirbt man etwa nur hier, und leben die Leute in New York, Paris und Berlin vielleicht ewig? Fahren Sie durch irgendein Kulturland mit dem Automobil, und Sie treffen beim Eintritt in jedem kleinen Flecken ein Sargmagazin und die bekannten Steinmetzhöfe, in denen die bekannten schauerhaften schwarzen und weißen Marmortafeln mit Goldschrift, plumpe Kreuze und kitschige Engelsfiguren auf Vorrat gearbeitet sind. Also hier ist der Tod, und dort ist der Tod. Sie sehen, ich bin ruhig und heiter, und doch wäre ich schließlich meinem Alter nach der nächste dran für die Sense Freund Heins. Gegen mich, meine Damen, sind Sie ja alle noch Kinder.

Sie sind ungeduldig, weil Sie meinen, daß Ihre Jugend in dieser paradiesischen Einöde ungenossen vorübergehen könnte. Ich gebe zu, wir Frauen haben keine rechte Gegenwart und keine rechte Zukunft, wo Männer nicht vorhanden sind. Aber haben Sie doch ein Weilchen Geduld! Ninon de Lenclos war siebzig Jahre, als sich ein Jüngling aus Liebe zu ihr erschoss, weil sie ihn nicht ausschließlich wiederliebte. Was bedeuten bei Ihrem Alter sechs Monate? Was bedeuten eins, zwei, drei... ja, was würde es Ihnen groß ausmachen, wenn wir vier

Jahre auf der Insel zubringen müßten? Die Schönheit einer jeden von Ihnen, die jetzt schon, nach den sechs Monaten, so augenfällig zugenommen hat, würde dann höchstens für die schlaffen Schlingel von europäischen Gecken und Gigerln vollkommen niederschmetternd geworden sein.“

Man lachte sehr viel, und es zeigte sich wiederum, daß die Malerin ihre Leute zu nehmen wußte. Und als nach Schluß des feierlichen Teils in einem besonderen länglichen Raum an einer richtigen Tafel von mehr als hundert Gedecken festlich gespeist wurde, fühlte man auf eine höchst wohltätige Weise den Zusammenhang mit der großen Menschheitskultur wiederhergestellt und den Schmerz der Verbannung merklich gelindert.

Der Speiseraum war durch Schwester Herta, eine Krankenpflegerin, so zustande gekommen, die, bevor sie diesen Beruf ergriffen, in Darmstadt gelebt und bei den Meistern der dortigen Künstlerkolonie praktisch mitgewirkt hatte. Aber auch in den Helferinnen, die sie gehabt, wirkte jener im Kunstgewerblichen allgemeine fruchtbare Geist, der in Deutschland durch die Tätigkeit van de Veldes in Tat und Wort entbunden worden war. Sie hatte die Höhe und Form der Tafel, der Holzteller und der Holzbestecke ausgefunden, den Tisch mit einer feinen Matte, diese mit Ornamenten bedeckt, hatte hübsche Gefäße aus Kokosnuß als Tafelschmuck mit den köstlichsten Orchideen gefüllt, die Öffnungen nach außen im guten Verhältnis ausgespart. Diese führten auf eine Galerie, über die das Dach heruntergezogen war und auf der man das ganze Haus umschreiten konnte. Diese Galerie war ringsum durch Markisen aus Matten geschützt, denen wiederum das hübsche weibliche Zeichentalent mit Hilfe gefundener farbiger Erde einen rotbraunen Anstrich gegeben hatte. Ein unaufdringlicher Fries lief an den Wänden des neuen Refektoriums rings herum. Er stammte von Anni Prächfels

Hand; sie hatte darin durch nackte Frauen mit Äxten und Sägen und in allerlei sonstiger Bewegung und Tätigkeit die Entstehung des Baus versinnbildlicht, aber seltsamerweise immer wieder über oder hinter den Arbeitenden stehend, springend, winkend, vorseilend oder zurückrufend, Bananen herbeitragend, tanzend, Flöte spielend oder nach dieser und jener der Damen mit dem Bogen zielend einen Genius dargestellt, Phaon ähnlich, der einzig und allein nicht das geringste am Bau getan hatte.

Man fand denn auch, als das Bankett mit Hilfe des Palmweins lauter und lauter geworden war, daß die Rolle Phaons in dem entzückenden Fries nicht recht verständlich sei, und drang in die Präsidentin, sie zu erklären. „Ach Gott! Nun was? Halt ein dummer Einfall“, lachte sie.

Die Malerin und Rodberte Kalb saßen einander gegenüber, allerdings nur mit einem Hemd und Gürtel bekleidet, aber sonst wie andere Europäerinnen auch, am Tisch in einem angenehmen Gelaß des hübschen Kokos- und Bambushäuschens, das man nun auch für die Präsidentin errichtet hatte. Der zweite Februar, der erste Jahrestag der Landung auf Île des Dames, stand vor der Tür. Die Damen erwogen mancherlei, und auch die angemessene Form, ihn zu feiern.

„Seien wir nun einmal ehrlich, beste Rodberte“, sagte Anni, „was halten Sie eigentlich im Ernst und unter uns von der ganzen sonderbaren Begebenheit? Wir sind nun wahrhaftig ein Jahr auf Île des Dames. Ich habe aber bei der ganzen Geschichte noch immer eine Empfindung von Unglaublichkeit. Diese Empfindung hat, verglichen mit ihrer Anfangsstärke, als wir an dieser Küste landeten, nicht etwa ab-, sondern zugenommen, was doch in Anbetracht des in zwölf Monaten hier Erlebten und Geleisteten äußerst seltsam ist.“ — Die Kalb sagte trocken: „Fassen Sie sich doch mal bei der Nase!“ —

Die Malerin lachte. Das, gab sie zur Antwort, habe sie mehr als einmal und immer vergeblich getan. Sie könne noch immer nicht dahinterkommen, ob sie nicht etwa nur nach ihrer Gewohnheit am Abend zu viel des Guten beim Vertilgen von Räucherlachs getan und die Folgen davon nun in einem krausen und übergrellen Alpdrucktraum zu tragen habe. Sollte sich das als wahr herausstellen, so sei schon jetzt der Entschluß gefaßt, bald nach dem Erwachen diesen Spuk zu Papier zu bringen. . . „Dann“, sagte Rodberte, „fangen Sie lieber gleich damit an!“

Und weiter: „Wie ich nämlich diese neue und sonderbare Robinsonade einschätze, ist sie volle Wirklichkeit. Will man sie aber als einen Traum nehmen, so soll man wenigstens damit rechnen, daß es vielleicht erst in der Stunde des Todes ein Erwachen aus ihm gibt.“ — „Zum Donnerwetter!“ Die Präsidentin brach in das ihr geläufige Kraftwort aus und haute dabei die Faust auf die Tischplatte. „Meinethalben“, fuhr sie fort, „warum denn nicht? Aber zum Donnerwetter, der Traum wird langweilig.“ — „Versuchen Sie’s also dann lieber noch mal mit der Wirklichkeit“, sagte Rodberte. — „Ich kann nicht. Diese kitschige Damenkolonie bleibt mir unwirklich. Und was sollte denn aus ihr werden als platte Wirklichkeit, wenn sie als Traum schon so nüchtern und öde geworden ist? Sagen Sie nur, wie konnte dieser Schiffskoloß, diese ‚Kormoran,‘ überhaupt zugrunde gehen?“ — „Vielleicht“, meinte Rodberte, „durch ein Wrack der Flotte Roschdjestwenskis oder durch eine treibende Mine aus dem Russisch-japanischen Krieg, oder diese ganzeschwimmende Kulturarche mit ihrer ganzen Ladung von bemaltem und hohlem Kulturtöpferkram ist von selbst auseinandergebrochen, weil sie windig gebaut und von Fäulnis zerfressen war.“ — „Nun, beste Rodberte, unter uns“, so schloß die Präsidentin diesen Teil der intimen Aussprache, „ich muß bekennen, ich fange mich nun

allgemach nach dieser uns fortgeschwommenen Riesenarche voll hohler Töpfe zu grämen an.“

In diesem Augenblick wurde es dunkel im Raum, weil Miß Hobbema, den Glanz des Tropengartens ausschließend, auf die Türschwelle trat. Ein riesiger Hut aus Bambusstroh wurde im Eintreten abgenommen, worauf das stolze, von dicken schwarzen Flechten gekrönte Antlitz der Theosophin zum Vorschein kam, deren große Kuhaugen den tiefen Glanz der Güte und der Weisheit vereinigten. Sie trug ein ärmelloses, rohseidenes Hemd, das in der Mitte durch ein breites Geflecht aus Kokosfaser gegürtet war, dazu Sandalen aus Bast, mit Bastbändern befestigt. Ihr Körper glich einer bewegten Statue, während der Stoff, aus dem sie gemacht schien, fleischgewordene bewegliche Bronze war. Wie eine andre Eule der Pallas saß auf den nackten Schultern der schönen Erscheinung ein Papagei. Er war schon seit Jahren ihr Gefährte und von ihr aus dem Schiffbruch gerettet worden. Sie liebte Schmuck und legte ihm ihrer Natur gemäß meist einen mystischen Sinn unter. Davon zeugte der Kranz gelber Orchideen, mit dem sie den Hut garniert hatte, und noch mehr die Spirale in Form einer Schlange aus schwerem Gold, die ihren köstlichen Oberarm umwand.

„Ich störe wohl, Präsidentin“, fragte Miß Hobbema. — „Niemals stört eine Göttin“, erhielt sie zur Antwort, „die in die Hütte einer armen Sterblichen tritt. Treten Sie näher, Hochwillkommene!“ — Die Damen lachten, der Papagei lärmte dazu.

Als er zur Ruhe gebracht worden war und sich die Miß gegen die Erhebung in den Stand einer Gottheit entschieden verwahrt hatte, konnte Anni sich doch nicht versagen, diese Maßregel zu verteidigen — vielleicht versprach sie sich eine heitere Viertelstunde davon:

„Ich habe mich manchmal gefragt: auf welche ver-

schiedene Arten und Weisen könnte wohl unsre Rettung vonstatten gehen? Wir erwogen ja auch diese Frage oft und ganz allgemein. Es wurde unter anderem gesagt, Zufall müsse dabei das Beste tun. Oder es müsse gelingen, unsre Lage durch irgend etwas der fernen Kulturwelt bekanntzumachen. Zu diesem Zweck haben wir ja auch einige von den geretteten Flaschen als Flaschenposten abgefertigt, das heißt, dem Stillen Ozean anvertraut. Wir haben auch Seevögel eingefangen und ihnen Medaillons mit Inhalt an die Ständer befestigt. Unser etwas überspanntes Fräulein Babette Lindemann, deren Geistesgaben ich übrigens nicht verunglimpfen will — sie hat sich ja, wie Sie wissen, vom Dienstmädchen zur Kammerjungfer, von der Kammerjungfer zur belebten Reisebegleiterin heraufgearbeitet —, also unser Fräulein Lindemann hat ja sogar den Versuch gemacht, eingeschlossen in einen stockfinsternen Raum, durch eine Swedenborgsche Fernwirkung, also Gedankenübertragung, einer alten Tante in Lübeck unsre Lage bekanntzumachen und alles, was sie für unsre Rettung tun soll, zu suggerieren. Ich halte von diesem Versuch nicht viel. Aber er hat doch wenigstens einige Wochen lang unsre Kolonie beschäftigt, in Atem gehalten, den Trieb zur Selbsttäuschung befriedigt und vor allen Dingen die Hoffnung belebt. Wäre die Methode Babette Lindemanns ein gangbarer Weg, so würde ich den Kontakt jedenfalls nicht mit der alten Tante in Lübeck, sondern mit jemand ganz anderem, am liebsten mit dem Sultan gesucht haben.“ — Hier fing der Papagei, ange-regt durch die Damen, wieder auf eine fürchterliche Weise zu kreischen an.

„Ich wollte nämlich nur sagen“, fuhr Anni fort, „wir blieben hier nicht mehr vierzehn Tage allein, wenn nur einige einflußreiche und entsprechend begabte Vertreter der Männerwelt einen Begriff davon bekommen könnten, welche Menge schöner und hilfloser Weiber,

junger Mädchen und junger Witwen hier beisammen ist. Man hat Nansen gesucht, Emin Pascha gesucht. Sollte sich nicht ein Peters, ein Stanley oder ein Sven Hedin finden, oder sagen wir ein Sardanapal, wenn er wüßte, was für ein unerhörter Fischzug, nicht zu schlecht für den Harem eines Königs aller Könige, hier zu machen ist?“ — Der Papagei schlug mit den Flügeln und kreischte wild und mit dicker Zunge, die er von seiner Herrin geerbt zu haben schien: „Laurence, koch Kaffee! koch Kaffee! koch Kaffee!“ Er schloß mit einem Schnabelklappen, durch das hindurch ein seltsames Wort, ähnlich wie: „Nemqueteba“, erklang und steigerte durch dies alles merkbar die Lustigkeit. Die Präsidentin fuhr fort, indem sie ihr braunes Knie, das magere Knie einer älteren Indianerin, streichelte:

„Man hat mich zur Präsidentin gemacht. Ich bin dazu prädestiniert durch mein Alter, womit ich allen vorschreite, und eine andere ebensowenig zu überbietende Eigenschaft. Zu dieser sind Sie meiner Ansicht nach der Gegenpol, Miß Hobbema. Sie waren es, und nicht Mil Page, auch nicht die holde Sylphide der Luft, deren aphrodisischem, fruchthaftem Reiz ich jede Gerechtigkeit widerfahren lasse, auch nicht irgend jemand anders, sondern nur Sie, der ich bei der imaginierten Schönheitskonkurrenz, die ich mitunter veranstalte, stets meine Stimme gegeben habe. Es ist so. Sie mögen mich da auslachen und abwehren nach Herzenslust.

Und weil Sie somit unser Schönheitsgipfel sind, so habe ich, da alle irdischen Hoffnungen, uns der Welt bemerkbar zu machen, mehr als vage sind, auf Sie die Hoffnung meiner mehr und mehr den Boden der Wirklichkeit verlierenden Träumereien gestellt. Ich sehe in Ihnen Andromeda und erwarte den Perseus, der Sie rettet.“

Nicht nötig zu sagen, daß der Göttervogel auf der gleichsam polierten Bronzeschulter der britischen Holländerin auch diese Sätze, mit dem Schopfe nickend,

durch das unzähligmal wiederholte: „Laurence, koch Kaffee!“ beantwortete, mit einem Organ, das ohrzerreißend war. — „Was ist mir Perseus“, sagte Miß Hobbema. „Dann wünsche ich mir schon lieber den Herakles.“ Und sie kam auf das alte Lieblingsspiel ihrer Einbildungskraft zurück, wobei sie das Eiland zur Insel der Seligen, zum Garten der Hera umwandelte, wo hesperische Nymphen den Wunderbaum des Lebens mit den goldenen Äpfeln der Hera bewachten.

„Fließen nicht“, fuhr sie fort, „tatsächlich auf unserer Wunderinsel Nektarbäche? Weht nicht paradiesische Kühle, mit den Düften der herrlichsten Spezereien gemischt, überall und auch hier zu den Fenstern herein? Sie wissen, ich esse kein Fleisch und bin natürlich erst recht keine Jägerin. Das hindert nicht, daß ich bereits mehreremal bis zum obersten Gipfel, dem Krater des Mont des Dames vorgedrungen bin. Ich glaube kaum, daß unsre Diana Page in jeder geringen Einzelheit der Topographie unsres Inseljuwels und seiner oft fast überirdischen Geheimnisse so wie ich bewandert ist. Ich erlebe bei meinen Streifen weit mehr, als nur ein Wild zu überlisten und abzuschießen. Inmitten der ungeheuren Pracht des mit mir steigenden blauen ozeanischen Glases ringsum dringt eine Größe, dringt eine Herrlichkeit ohne Maßen in mich ein, in der ich nur durch den Gedanken die erhabensten Visionen verwirkliche. Ich spreche mit Zeus. Ich habe die Höhle gesehen, wo er mit der jugendlichen Hera sein Beilager hält. Ein Halbkreis von Bäumen ist um sie her, von denen jeder in sich die Kraft und den Saft einer vieltausendjährigen Jugend, am Riesenstamm die harten Runzeln und Schwielen einer vieltausendjährigen Dauer, in der grünen Welt seines Wipfels eine Welt der Farbe, eine Welt der strotzenden Blütenglut, eine Welt der ausgesuchtesten Wonne trägt und eine Welt der Himmelmusik, nicht zu vergessen.

Das nennt man, nicht wahr, Überschwenglichkeit? Gut, ich lebe im Überschwenglichen. Gebe ich meinem prächtigen Phaon zum Beispiel Unterricht, und unterhalten wir uns über die griechische Mythologie, die ich, dank meinen Eltern, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen habe, so vergesse ich manchmal, wer er eigentlich ist. Es scheint mir vielmehr, als gäbe ich dem Sohne Hyperions Unterricht, dem jugendlichen Helios, der bestimmt ist, später einmal die Welt zu erleuchten. Ich warte des Tages, wo er seinen Flug zu den Äthiopen auf seinem goldenen Bette und mit seinem goldenen Bette antreten wird, wo das herrliche Spielzeug des Sonnenwagens und der feurigen Sonnenrosse für ihn bereit steht.

Dieser Hesperidenmythos ist es, der dem Atmungsbedürfnis meiner Seele am meisten entspricht. Ich empfinde und sehe die Insel, die wie unsre außerhalb der Welt gelegen ist, dicht bei den Gorgonen, hart an den Grenzen des ewigen Dunkels. Ich stelle mir gerne vor, daß diese gewaltige, uns allen mit gleicher Macht täglich licht- und glutspendende Sonne nicht die alte Sonne der Erde, sondern nur die unsrer hesperischen Insel wäre, und fühle mich selbst meinethalben als Hygieia, eine der lichtberauschtesten Töchter der Nacht.

Sie mögen denken, da haben wir wieder einmal die übergeschnappte Engländerin. Übrigens bin ich mehr Holländerin, wie Sie wissen, was ja schon mein Name besagt. Aber denken Sie immerhin, was Sie müssen! Ich sehe nicht ein, weshalb ich hier, von jeder Beziehung zur alten Erde losgelöst, nicht die höchsten inneren Genüsse suchen sollte, deren mein Wesen fähig ist. Ich habe damit erreicht, daß ich vielleicht als einzige unter uns allen mit dem Geschick, das mich traf, voll im Einklang bin.“

Man kannte die Exaltationen, zu denen Laurence

manchmal hingerissen wurde. Die höhergearteten Kreise der Kolonie hatten dawider nichts zu erinnern. Die Präsidentin fühlte sich durch diese von funkelnden Blicken begleitet, gleichsam lichttrunkenen Ausbrüche mitunter wie durch ein Bad verjüngt und immer angeregt. — „Nun also, ich hatte doch eben recht“, betonte sie, „wenn ich Sie vorhin eine Göttin nannte. Wir ändern, ich mache durchaus keinen Spaß“, fuhr sie fort, „bleiben mit dem Fluche der Trivialität behaftet, dessen verderblicher Wirkung schließlich und endlich kein Großstadtmensch entgeht. Und ich finde, daß England, daß Europa, Amerika und so weiter nur noch gleichsam ausgelaufene Großstadt sind. Meine Flügel werden steif, ihre Gelenke trocknen ein. Und wenn es eine Zeitlang gedauert hat, so benütze ich sie höchstens noch als Flederwische zum Staubwischen. Sie haben Phönixflügel, Laurence! Und wenn Sie mich nicht von Zeit zu Zeit am Kragen packen und mitreißen, so sehen Sie mich vielleicht binnen kurzem nur noch als Regenwurm am Boden hinkriechen. Ich habe vorhin zu Rodberte gesagt: der Traum wird langweilig. Ich meinte den Traum, den wir alle zu träumen hier gezwungen sind. Nun, liebe Laurence, Sie allein haben es erreicht, wenn er mir nun wieder in besserem Lichte erscheint.“—

„Ich will Ihnen einmal sagen, Anni, warum Sie eigentlich dem scheußlichen Dämon der Langenweile verfallen sind, dessen Sargdeckel übrigens die ganzen Vereinigten Staaten niederhält. Um nicht zu ersticken, werden sich die Amerikaner eines Tages vielleicht in irgendeinen widersinnigen Krieg stürzen.“

Es war Rodberte, die so sprach, eine Pause machte und dann ihre Rede von neuem begann:

„Sie hatten Pläne. Sie wollten etwas Positives aus uns und der Situation entwickeln, die nun einmal gegeben war. Sie wollten Ihre Bildnerkraft einmal am lebendigen Fleisch statt nur an Farben und Leinwand ausüben.

Sie wollten die Gelegenheit zu einem kommunistischen Versuch beim Schopfe fassen, unser Arzt, unser Erretter, unser Gesetzgeber, unser Moses sein. Überdies Vater und Mutter in einer Person und letzten Endes unser Erlöser. — Aber obgleich Ihnen in vieler Beziehung gelungen ist, unsre Tüchtigkeit aufzurufen, dies und das mit uns durchzuführen und jedenfalls unser Versinken in Marasmus zu verhüten, so wird uns doch andererseits das Leben durch dieses insulare Schlaraffenland allzu leicht gemacht, um moralische Eigenschaften in uns groß zu züchten. Eine straffe Organisation hält sich nicht oder erweist sich als unnötig. Die Damen gedeihen und schwellen wie Früchte, trotzdem ihr Gemüt belastet ist. Sie brauchen nur nach Laune etwas zu arbeiten; denn wenn sie selbst das Händchen nicht ausstrecken wollen, die Paradiesäpfel hängen ihnen ja in den Mund. Was fühlt aber ein Arzt, ein Erretter, Erhalter, Gesetzgeber, ein Moses, Vater und Mutter, ein Erlöser, wo niemand krank ist, niemand errettet und erhalten zu werden braucht, alle so zahm, üppig, faul und friedlich sind, daß ein Gesetzgeber oder gar ein Moses mit irgendwelcher Übertretung, einem Ungehorsam, einer Gewalttat gar nicht zu rechnen hat? Was fühlt ein Vater, eine Mutter, wo die Natur Vater und Mutter ist?

Ohne Zweifel“, fuhr sie fort, „hat Ihre unermüdliche Peitsche, wie gesagt, etwas ausgerichtet. Ville des Dames mit ihrem Rathaus, ihren freundlichen Pavillons zeugt davon. Weiter aber geht es nun nicht. Denn gerade die zwei Dinge, die nötig wären, um das Erlöserwerk zu tun, auch nur im Irdischen zu tun, besitzen Sie nicht.

Es steht nämlich so: auch der Kulturmensch bezeichnet inmitten der Volks- und Weltgemeinschaft die Erde als Jammertal und sehnt sich nach einem besseren Zustande. Dieser wird ihm durch seine Religion unter gewissen Voraussetzungen für die Zukunft im

Jenseits garantiert. Unser Jenseits ist aber die große Gemeinschaft der Kultur. Und die Gewißheit, dorthin zu gelangen, in diese uns allen genau bekannte Realität, können und wollen Sie uns nicht geben. Auch uns wie Moses aus der Fremde ins Gelobte Land zurückgeleiten, das vermögen Sie nicht. Im Hauptpunkt unsrer begründeten Sehnsucht können Sie kein Erlöser sein; das macht Sie verdrossen, das ist Ihnen langweilig. Es ist übrigens möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß unser Hauptpunkt, das Ziel unsrer höchsten Sehnsucht, nicht Ihr Hauptpunkt ist. Bleibt also der andere, in bezug auf den Sie ebenfalls leider ohnmächtig sind. Sie können uns Ausgestoßenen von den zwei Dingen keines beschaffen, die zur Erlösung notwendig sind: nicht die Heimat und nicht das andere.“ — Anni und Laurence fragten schnell: „Was meinen Sie mit dem anderen Ding?“

„Ja, was meine ich mit dem anderen Ding? Adam wohnte bekanntlich im Paradies, als Gott den Gedanken bekam: es sei nicht gut, daß der Mensch allein wäre. Was kann das heißen als: Adam habe sich im Paradies allein nicht wohl gefühlt. Er hätte sich auch nicht wohl und hätte sich allein gefühlt, und wenn Gott flugs noch tausend Adams aus Lehm geknetet, mit seinem Odem belebt und neben den ersten ins Paradies gesetzt hätte. Um sein Unglück zu heben, mußte eine Eva geschaffen sein. Tatsächlich war er vorher nichts als ein steriler Golem, unfruchtbarer bewegter Ton, gleichsam ein Topf voll Atem, aus dem der Schöpfer seinen Odem jederzeit wieder austrinken konnte. Dann war es ein leerer Topf, weiter nichts, der nur eben durch seine Leere Bedeutung hatte. Aber Adam wurde Gott ähnlich, geriet in Besitz des Schöpfergeheimnisses, freilich cum grano salis, als er Eva bekam. Wer wüßte nicht, daß er von da ab ebenfalls selbständig Menschen machte!“

Wieder tobte und wettete der Papagei fürchterlich. „Kurz“, schloß die Kalb, „denken Sie sich die Eva ins

Paradies als den ersten alleinigen Topf des Töpfers! Wäre nicht Adam dazugekommen, sie würde je nachdem ein leerer oder ein voller Topf, aber immer nur ein einziger Topf, nie aber mit Adam zu gleichen Teilen und zum größeren Teil die Schöpferin des Menschengeschlechts geworden sein. Auch nicht, wenn man ihr tausend andere Even an die Seite gesetzt hätte.“

„Ich verstehe“, sagte nach kurzem Schweigen die Malerin, worauf dann ein belustigtes Auflachen bei geschlossenem Munde verriet, daß ihr irgendwelche Gedanken, die ihr im Anschluß an Rodbertes Ausführungen kamen, Vergnügen machten. — „Ich verstehe, jawohl, ich verstehe ganz gut, Fräulein Kalb“, sagte nun ebenfalls Miß Hobbema, jedoch sehr ernst: nicht so, als ob es sich etwa nur um einen geistreichen Spaß Rodbertens gehandelt hätte.

Laurence fuhr fort:

„Ich weiß nicht eigentlich, wie ich darauf gekommen bin. Ich grüble, finde aber mit dem, was Sie eben entwickelt haben, keinen Zusammenhang. Und doch will ich es mir von der Seele reden. Selbstverständlich ist ein Zustand wie der unsere ungesund, und je länger er dauert, je ungesunder. Ich als quasi Seelsorgerin der Kolonie gewinne dafür leider viele Merkmale. Was nützt es uns — das ist am Ende nicht das Schlimmste —, daß wir der Welt lebendigen Leibes gestorben sind? So haben wir eben ein Jenseits erlangt. Und tot für die Welt, wer zweifelt daran, daß wir uns selber trotzdem leben —: schlimmer ist in der Tat, was Sie berührt haben, Fräulein Kalb. Man sage mir, was man wolle, ohne eine wahre, gleichsam unendliche menschliche Zukunft gibt es auch keine runde und volle menschliche Gegenwart. Eine soziale Gemeinschaft aber, die sich nicht fortpflanzen kann, ist wie ein Segelschiff, das etwa in einer windlosen Zone des Stillen Ozeans unbeweglich festliegt und so zerfällt. — Oder sie gleicht einem Blüten-

wald, aber nur von blühenden Zweigen, abgeschnitten und in Wasser gestellt: er kann nicht Wurzel schlagen noch Frucht tragen. Sicherlich stünden wir anders da, hätten wir diese Möglichkeit. Dann würden wir einen Tag erleben, wo wir die verlorene Kulturgemeinschaft aus uns selbst wieder hergestellt hätten. Die Empfindung des von Gott und Menschen Verlassenen, diese Empfindung der Verdammnis würde allein schon durch das Bewußtsein wahren Werdens behoben sein.

Ja, nun habe ich doch den Gedankengang aufgedeckt, durch den ich auf Fräulein Lindemann, von der Sie ja selbst gesprochen haben und von der ich nun sprechen will, gekommen bin.

Fräulein Lindemann ist viel in dem von mir verwalteten kleinen Heiligtum, das wir etwas großartig Nôtre-Dame des Dames genannt haben. Ich muß gestehen, daß sie manchmal etwas viel von meiner Zeit in Anspruch nimmt. Ich stehe ja jedem gern zu Diensten und denke, es ist am Ende mein Beruf, wenn jemand das Bedürfnis hat, mir seine geistigen Schmerzen und Nöte zu beichten, und meine Hilfe in Anspruch nimmt, ihm mit Rat und Tat beizustehen. Opfre ich aber gern einen großen Teil meiner Zeit, so ist es für alle, nicht für einen allein. Und wie gesagt, Fräulein Lindemann scheint manchmal in ihren Ansprüchen etwas weitgehend.

Sie ist in Bombay aufs Schiff gekommen. Ihre Dame war aus dem Annie-Besant-Kreis. Freilich etwas beschränkt, etwas unkritisch. Ich habe die Dame ja noch kennengelernt. Jedenfalls ist der Einfluß der indischen Mystik, wie er von ihrer Dame und den Kreisen in Bombay und Benares ausgeübt worden ist, zunächst wohl für Babette Lindemann zu mächtig gewesen. Sie ist wie ein Ofen, der innen von wildchaotischen Verbrennungsprozessen bis fast zum Zerbersten loht. Von ihr kann man sagen, was der Buddha in seiner Feuerpredigt lehrt:

„Alles, ihr Mönche, brennt, das Auge brennt, die Erscheinungen brennen, das Ohr brennt, die Töne brennen, das Auffassen mit dem Ohr brennt, die Wahrnehmung mit dem Ohre brennt. Die Nase brennt, die Gerüche brennen, das Auffassen mit der Nase brennt. Die Zunge brennt, der Geschmack brennt. Der Körper brennt. Die Berührungen brennen.“ — So ist es in ihr. Ich habe das alles in ihr selbst gefühlt und auch an ihr gefühlt, wenn sie sich zu meinem Leidwesen mit beiden Armen schluchzend an mich hängt. Und ich weiß auch, es brennt ihr Verstand, es brennen alle ihre Gedanken. Wie der Buddha sagt: durch das Feuer der Lust, durch das Feuer der Sünde, durch das Feuer des Irrtums, durch alle Arten von Kummer, Trauer, Leiden und Verzweiflung brennen sie.“

Die Malerin sagte: „Sie hat diese überhitzten Augen.“

Rodberte: „Sie ist unintelligent und überspannt.“

„Ich weiß manchmal nicht“, erklärte Miß Hobbema fortfahrend, beide schlanken und braunen Hände in den Kokosgürtel gesteckt, „ich weiß manchmal nicht, wie es in Wahrheit mit ihr beschaffen ist, trotzdem ich hier etwas berichten muß, wodurch Ihre letzte ziemlich deutliche Erklärung, Fräulein Kalb, wie es scheint, bestätigt wird. Sie behauptet nämlich nichts Geringeres als: ihr müsse etwas Ähnliches widerfahren sein wie das, was in der herrlichen Darstellung durch Fra Angelico an einer Wand von San Marco zu Florenz durch einen Engel der Jungfrau verkündigt wird. Sie könne es sich nicht anders denken, und es gäbe nur diese eine Möglichkeit.“ — Annis Entsetzen war ungeheuer.

„Ich habe so etwas schon lange geahnt“, sagte sie, „denn ich bin ja nicht blind und sehe ja, was für ein kindisches, überspanntes und lächerliches Unwesen trotz aller meiner scharfen, unzweideutigen Äußerungen bereits eingerissen ist. Noch gestern, Gott soll mich bewahren! aber ich denke ja — um mit einem Schulausdruck zu

reden —, ich denke ja, daß mich der Affe laust. . . also noch gestern erst höre ich da hinter einer Hütte ein Gott weiß wie zärtlich gesungenes Kinderliedchen: Sause, liebe Ninne, was raschelt im Stroh, und so weiter. Ich trete hinzu. Hat sich da ein rothaariger Rubensscher Bauernstrunk, der überall, soweit man noch von Bedeckung reden konnte, nur so überquillt. . . hat sich da so ein kerngesundes Mensch eine Rohrwiege gezimmert und wiegt, ich glaube, ein Schnabeltier. Eine Berlinerin läuft in Mannshosen herum und hat einen geklebten Schnurrbart unter der Nase. Irrsinn steckt, wie wir wissen, an. Ich warte nur drauf, daß eins der Weibsbilder zu mir kommt und mir geradezu erklärt: Präsidentin, ich bin ein Mann.“

„Warum sollen sich diese armen Weiber, nämlich die, die so geartet sind, nicht im Todeskampf ihrer Sinnlichkeit mit Illusionen behelfen!“ sagte Rodberte Kalb. „Weshalb machen wir überhaupt so viel Umstände? Für was spart man sich schließlich hier noch auf? Oder was hätte man hier für einen Grund, unbedingt bei Verstande zu bleiben, wenn man durch Tollheit glücklicher wird? Bildet sich Babette Lindemann ein, etwa mit dem künftigen Buddha gravid zu sein, nun, so lasse man ihr das Vergnügen. Oder was kann man ihr bieten, sie zu entschädigen?“

Macht man nicht inmitten der Welt der Zivilisation kleine Mädchen durch Puppen mit Absicht glücklich und wahnsinnig?“ fuhr sie fort. „Wäre die Puppe Babetens meinethalben nur für uns alle ausreichend, ich würde gewiß kein Spielverderber sein. Und denken Sie, Laurence, welche Möglichkeit für unsere Nôtre-Dame des Dames! Warum sollte nicht der Glaube an die Puppe Babetens eine Kraft erreichen, die Berge versetzt und uns am Ende nach Europa?“ Miß Laurence sagte:

„Möchten Sie doch einmal den Versuch machen, Babetten den Buddha auszureden, nur um sich zu überzeugen, daß es unmöglich ist. Aber nun hat sie selbst

einen Schritt erzwungen, der ihr, wenn noch ein Funke Vernunft in ihr ist, ihre hysterische Illusion nehmen muß. Sie hat Fräulein Doktor Egli zu sich gebeten.“

„Lupus in fabula“, sagte die Kalb, denn Fräulein Egli trat eben ein.

Fräulein Egli war zweiundzwanzig Jahre, von Mittelgröße, an Schultern und Hüften breit. Es schien sich in ihr ein Frauentypus ähnlich den Zeichnungen Baseler Frauen des jüngeren Holbein anzukündigen. Ihr Haar war von unbestimmtem, mehr dunklem Blond, aber fast ebenso reich wie das der Kalb und Miß Hobbema und ebenso um den Kopf genommen. Ihr Gesicht war groß, breit und voll Sommersprossen, aber es wies die Form der alemannischen Rasse in hoher Vollendung auf. Der Brutalität der Kiefer und Backenknochen gesellten sich Brauen und Nase von äußerster Feinheit und Regelmäßigkeit. Das Profil war ins feinste konturiert, wobei die außergewöhnliche Feinheit und Schmalheit der Nase mit dem starken und üppigen Kinn, dem Kinn einer jugendlichen Berenike, im Gegensatz stand. Das ganze Haupt erinnerte in seinem edlen und doch volkstümlichen Schnitt an eine Gudrun, Königstochter und Magd zugleich, in Gefangenschaft. Diese Vorstellung wurde verstärkt durch ihre meist zusammengezogenen Brauen, ein gewisses verstecktes und doch nicht ganz zu verbergendes düsteres Feuer der Augen und durch den Willenskraft und Leidenschaftlichkeit verratenden, meist von schmerzlichem Ernst umspielten Mund.

„Nun erzählen Sie“, rief ihr Miß Laurence entgegen, „erzählen Sie, erzählen Sie!“

„Viel zu erzählen“, sagte die Ärztin, „habe ich nicht: nach meinem Befunde kann ich nur sagen, daß Babette Lindemann bei ihrer Vermutung nicht im Irrtum gewesen ist.“

Der Eindruck, den diese Eröffnung machte, tat sich

zunächst durch eine schweigende Verblüffung kund. Dann wollte man sich den Anschein geben, als wüste man wohl, die Ärztin habe einen Scherz gemacht. Das ernste Befremden der Schwäbin, die nicht weit davon entfernt war, durch solches Betragen verletzt zu sein, machte diesem jedoch ein Ende: aber nun hatte das junge Mädchen einem Kreuzfeuer von Fragen standzuhalten. Ob sie an Wunder glaube? Ob sie vergessen habe, daß man nur eine Woche weniger als zwölf Monate auf der Insel sei? — Oder daß, mit Ausnahme Adams und Evas, jeder Mensch zwei Eltern habe? Und wo sie den Vater des Kindes zu suchen gedächte, da doch notorisch kein Mann auf der ganzen Insel sei? Sie sagte dagegen, merkbar unangenehm berührt, im Tone kühler Sachlichkeit: sie habe einen physiologischen Tatbestand festgestellt, der ja zweifellos seine natürliche Ursache habe. Damit wäre die medizinische Frage beantwortet, die an sie gestellt worden sei. Die neuerlichen Fragen müsse sie aber von vornherein ablehnen, sie gehörten nicht in den Rahmen der ärztlichen Wissenschaft. — Die Kalb wollte wissen, im wievielten Monat das Rätsel bereits auf Île des Dames heimisch sei? Nach Ansicht der Ärztin bereits im dritten; und wieder stellte man mit ihr ein Examen an, in dem der Zweifel an der Zuverlässigkeit ihrer Diagnose sich nicht genügend verstecken konnte. Man sah nun bald, daß man sie ernstlich verstimmt und in ihrer Berufsehre gekränkt hatte, und gab sich nun ganz den Anschein, als ob man von der Wahrheit der Tatsache völlig durchdrungen sei. Fräulein Egli indessen blieb nun einsilbig und empfahl sich schnell, nachdem sie vorher gefragt, ob man noch Wünsche an sie hätte, und die Frage verneint worden war.

Nicht bei Laurence, die sich übrigens an dem ganzen Gespräch nur wenig, und zwar immer begütigend beteiligt hatte... nicht also bei ihr, sondern bei Rodberten zumeist, und auch bei der Malerin brach, kaum

daß sich die Ärztin entfernt hatte, aufs neue der Zweifel aus. Er steigerte sich bis zum völligen Unglauben. „Ich glaube“, sagte Rodberte, „daß diese junge Person, die, wie sie mir erzählt hat, kaum vierzehn Tage vor der Ausreise mit dem Staatsexamen fertig geworden ist, die Gelegenheit ergreift, um sich mit ihren frisch gebackenen Kenntnissen ein bißchen wichtig zu machen.“ — Sie glaube das nicht, warf Laurence ein. Diese Deutsche sei ein harter, gründlicher Kopf, wofür sie genügend Beweise habe, und obgleich sie, Miß Laurence, in bezug auf Erklärung des Falles vollständig ratlos sei, würde es ihr doch schwer, die durch Fräulein Egli verbürgte Tatsache zu bezweifeln. — Dann bliebe nur eine Möglichkeit, sagte die Malerin, es müßte sich eben doch irgendwo, entweder mitten unter uns oder sonst auf der Insel, ein Mann verborgen haben.

„Erlauben Sie“, sagte Laurence, „ich werde einmal bei der Patientin selber zum Rechten sehen.“ Sie ging und trat nach kurzer Zeit in Begleitung Babettens wieder ein.

„Nun, was haben Sie denn, meine liebe Babette“, lautete die Begrüßung der Präsidentin. Sie zwang sich, was Inhalt und Form ihrer Rede, Stimmton und Ausdruck ihres Gesichts betraf, zu dem ihr möglichen höchsten Grade von Liebenswürdigkeit. Die Absicht war, vertraulich zu scheinen und eben dadurch vertraut zu machen. — „Nun, meine liebe, beste Babette, was bringen Sie denn? Kommen Sie, setzen Sie sich, Babette! Ich muß Ihnen gleich ein Kompliment machen. Sie haben sich verjüngt und verschönt. Rodberte, liegt nicht über ihr geradezu etwas Festliches? Wenn es hier eine Post gäbe, würde ich sagen, Ihnen hat heute ganz gewiß der Briefträger eine wundervolle Nachricht gebracht, etwa vom Tod einer alten Erbtante oder daß der Herzallerliebste kommen wird, um Sie heimzuführen. Wie sie lächelt! Welches Licht, ein glückliches Licht, in ihren

Augen ist! Beichten Sie, schütten Sie uns Ihr Herz aus, Babette!

„Also wissen Sie es noch nicht“, sagte mit tiefgezogenen Wimpern schamhaft und doch gleichsam selig erröthend Babette. „Die edle Miß Laurence sagte mir nämlich, Sie wüßten von der Bestätigung.“ — „Ja und nein“, sagte die Malerin. „Ich kann wahrhaftig nur ja und nein sagen. Sie werden mir ja doch zugeben, liebste Babette, daß der ganze Vorfall nicht nur im gewöhnlichen Sinne ungewöhnlich ist, sondern im ungewöhnlichen Sinne außergewöhnlich.“ — Das wurde mit Feierlichkeit bestätigt. „O ja, o freilich, das ist er gewiß.“

„Können und wollen Sie uns nun sagen, wie es nach Ihrer Ansicht so gekommen ist?“ fuhr die Präsidentin fort. — „Das kann ich, das will ich“, war die Antwort, „soweit nämlich nicht das Allerheiligste, das Unausprechbare mit im Spiele ist.“ Sie wiederholte versonnen: „Das kann ich, das will ich.“

Man machte nun mit vieler Sorgfalt für das Wundermädchen einen Sitz zurecht und gestand sich, daß etwas innig Verzücktes, eine Art Verklärung über sie ausgegossen war. Sie legte versonnen die Hand auf die Stuhllehne und ließ sich in einer Weise nieder, die bewies, daß ihre Aufmerksamkeit auf etwas im tiefsten Grund ihrer Seele Verborgenes gerichtet war. Dann hob sie plötzlich den Blick empor, um ihn fest in Annis Augen zu senken.

Sie sprach: „Ich habe das lange erwartet. Ich ahnte schon in Benares, als ich das Bad im Ganges genommen hatte, es müsse eines Tages so kommen, wie es gekommen ist. Es mag gegen Anfang Dezember gewesen sein, als sich die Welt um mich her veränderte. Ich merkte, merkte ganz im geheimen, daß ich mit neuen Sinnen begabt worden war. Oder anders und vielleicht besser gesagt, jeder meiner Sinne schien vertieft und vervielfältigt. Ich glaubte plötzlich zu wissen, wie jeder Sinn,

das Auge, das Ohr, eine Unendlichkeit von Sinnen mit unendlich vielen Erkenntnisorganen darstelle. Von allen Seiten, beinahe zu stark für mich, zu mächtig für eure arme Magd, drangen die neuen Dinge durch die neuen Sinne in mich ein.“

Nachdem sie das gesagt hatte, starrte Babette gedankenvoll lächelnd vor sich hin.

Sie besaß jenen Reiz, der schwärmerischen Naturen eigen ist. Obgleich ihr im Ganzen zierlicher Körper in der Wärme und Ruhe dieses glücklichen Klimas ebenfalls eine gewisse Fülle erlangt hatte, ihr Antlitz, ein schönes Oval, mit anmutsvollen Grübchen behaftet war, lag doch eine schmachttende Blässe über ihr, die auf verzehrende Sehnsucht und Nachtwachen deutete. Sie trug das gewöhnliche Frauenhemd, darüber einen mit Leibchen verbundenen blauen Rock, Sachen aus dem kleinen Bestande, den sie gerettet hatte. Es war, als ob sie durch Schlichtheit und Verhüllung gegen die malerische Hüllenlosigkeit der üblich gewordenen Trachten auftreten wollte. Ihr dunkles Haar war gelöst und sammelte sich in ihrem Schoß.

Man hatte ihr Schweigen nicht unterbrochen, um nicht den Eindruck zu machen, als drängte man sie, und so Mißtrauen und Widerstand in ihr aufzurufen. So fing sie denn auch wirklich von selber wieder zu sprechen an:

„Nun also, ich weiß ja, daß ich mich der edlen und guten Laurence gegenüber befinde, unsrer edlen und guten Mutter Präsidentin gegenüber befinde und der hochgebildeten, durchblickend klugen, edlen und guten Rodberte Kalb; warum sollt' ich denn meine Gnadenerfahrung nicht mitteilen? Ich wußte plötzlich die heimlich himmlische Ursache, die kosmische Ursache, die außerkosmische Ursache, aus der ich auf diese Wunderinsel gebracht worden bin. Und denken Sie, ich habe sie

plötzlich wiedererkannt. Denn lange bevor ich körperlich hier landete, war ich nachts mit der Seele hier und empfand das deutlich vor, was mir nun begegnet ist.“

Sie hielt die bebenden Hände in ihrem Schoß und in die Flut ihres Haares verwühlt: nun tropften Tränen darauf herunter.

„Wenn ich weine“, sagte sie, „ist es Glück. Sie müssen mir glauben, Sie dürfen nicht daran zweifeln, daß ich eine Wissende bin. Dunkel wußte ich ja von alledem schon von Kindesbeinen an. Die Weihrauchwolken von diesem Eiland meiner Bestimmung haben schon meine Wiege eingehüllt. Eia! Da sah ich es schon gar lieblich in meinem Traum und wandelte schon glücklich in seinen wollustreichen Hainen herum, schwamm selig in seinen Flüssen und Buchten. Freilich, als ich mit meiner Dame das Schiff bestieg, die Welt zu umkreisen, da schien es ein Zufall. Außer daß mich oft heimlich ein rätselhafter Schauer überkam, durfte sich nach dem Plane der heiligen Prädestination nichts meinem Herzen so früh verraten. Kurz“ — sie schlug die Augen zu vollem Glanze auf —, „ich trage den Sohn eines Gottes, den Friedensfürsten der Welt, in meinem Schoß.“

„Meine liebe, gute Babette“, sagte die Malerin, „Sie müssen selber fühlen: was Sie uns da zu hören geben, ist für uns einfache Sterbliche, na, jedenfalls eine harte Nuß, wie man sagt. Ich gestehe gern, ich bin nicht wissend. In meinen Jugendträumen hat zwar die allbeliebte Insel der Seligen auch schon ihre Stätte gehabt, aber keineswegs gerade diese Insel und ihre mysteriöse Bestimmung. Deshalb seien Sie lieb, und helfen Sie meinem Durchschnittsverstande nach!“ —

„Sie müssen wissen, ich habe in England die heißen Bewerbungen eines älteren Lords, in Frankreich die Bewerbungen eines jungen Menschen abgelehnt, der seinen Namen nicht nennen wollte. Aber eine Gräfin sagte zu mir: ‚Babette, der Prinz beklagt sich über Sie.‘

Ein berühmter Dichter in Deutschland hat um meinetwillen sein Weib verlassen. Was konnte ich tun? Ich habe ihm auch dann nicht den kleinsten Vorteil gewährt. Er tat mir leid. Doch was konnte ich tun gegen meine Bestimmung?“

„Gut, gut, Sie haben uns ja gesagt, daß Sie Ihrer Bestimmung im allerhöchsten Sinne bereits erlegen sind“, unterbrach sie Anni wiederum, und es war ihr doch eine gelinde Ungeduld anzumerken, da sie gegen alles, was sie unter Hysterie verstand, einen mitleidlosen Abscheu hegte. „Es wäre doch nun gut, damit wir in die Lage kommen, in der Behandlung Ihres Falles nichts Verkehrtes zu tun, uns einen Wink zu geben, wie dieses übernatürliche Ereignis im Bereiche der natürlichen Welt möglich geworden ist. Genauer gesagt, Zeus hat sich der Europa als Stier gezeigt, der Semele als ein schöner Jüngling, bevor sie an seiner wahren Gestalt zugrunde ging, der Leda als Schwan, und so fort und so fort. Wie ist er nun also Ihnen begegnet?“

Babette schüttelte ganz entschieden den Kopf. Dann sagte sie sehr bestimmt und ernst: „Nein, Mutter Präsidentin, Zeus war es nicht.“ Dabei war das Lächeln um ihren feinen Mund fast geringschätzig. — In diesem Augenblick stand es im Geiste der Hörer beinah fest, daß man es mit einer Verrückten zu tun hatte. Man verwarf bei sich die Diagnose der Ärztin wiederum und wollte nur noch wissen, in welche bestimmte Form der Wahnwitz Babettens sich kleidete. Man fragte: „Wenn es nun Zeus nicht war, wer war es dann?“

„Mukalinda war es“, sagte Babette.

Die Präsidentin sah Rodberte Kalb und diese die Präsidentin mit ziemlich dummem Ausdruck an, während Miß Laurence ernst und aufmerksam zuhörte. Dann fragte die Präsidentin: „Wer ist denn das?“ —

Die Brust Babettens hob sich zu einem tiefen Atemzug, dann antwortete sie mit Umständlichkeit: „Damals,

als der Vollendete, der Heilige vollkommen erwachte, der Wissens- und Wandelsbewährte noch auf der Erde war, pflegte er einstmals der Betrachtung unter dem Mukalindabaum. Sieben Tage lang saß er da mit gekreuzten Beinen. Aber es kamen große Unwetter, schwarzes Gewölk, das ununterbrochen stürmend Schnee, Hagel und Regen über ihn goß. Da war es, als der Schlangenkönig Mukalinda seine Behausung verließ und mit seinem Körper sieben schützende Ringe um den Erhabenen legte und über den Kopf des Erhabenen schützend sein großes Haupt. Dafür ward Mukalinda gesegnet, als er in Gestalt eines schönen Jünglings vor den Erhabenen trat. Was ist aber Zeus, verglichen mit Mukalinda, dem Gesegneten?

So aber, ihr Frauen, ging es zu. Deborah, die junge Jüdin, schläft mit mir in einem Zelt. Sie nahm ihr Bett, da ihr die Luft im Zelt — es wehten damals heiße Winde — zu drückend war, und bettete sich unter einen Baum am Ufer des Fleuve des Dames. Auf diese Weise blieb die Tür unsres Zeltes offen und ich allein. Nun aber befahl mich eine gewaltige Unruhe. Oh, ihr Frauen, eine ähnliche Unruhe, eine ähnliche Erwartung hatte ich nie gefühlt! Das Mondlicht drang zur Tür herein. Dann kreischte ein Vogel im nahen Wald. Der Ruf galt mir, das konnte ich schon verstehen. Oh, gute und edle Frauen, mein Herz schlug gleichsam hier in der Kehle. Da flüsterte etwas: Wisse, du bist ein Weib! Und schon war ich in einem mehr süßen als furchtbaren Schrecken aufgesprungen. Ich wußte nicht, ob ich noch träumte oder soeben erwacht wäre. Da war ja der Fluß, eine breite, silberne, schuppige, wühlende Schlange, gleißend dahinkriechend. Eben noch hatte ich ihr Rascheln und Rauschen gehört, nun aber war alles ohne Laut. Plötzlich brach es fast ohrenbetäubend wieder vor, um ebenso plötzlich wieder abzuschneiden. Ich horchte gespannt und wie jemand, der sterben

müßte, wenn das nahe, erwartete Glück sich wenden, sich nicht dem schmachtenden, dem sich in Liebe Verzehrenden schenken würde. Ich flüsterte: Göttlicher, komm und mache mich satt! Alles blieb still, so gierig ich auch nach jedem Laut auf der Lauer lag. Wiederum sprang ich auf. Mein ganzer Körper war schmerzhaftes Licht geworden. Ich brannte innen, mein ganzer Leib war zum Verbrennen heiß. Die Glut, den Durst willst du löschen, das schmerzhaftes Licht willst du löschen! die kleinen Dämonen, die silbernen Schlänglein, die wie knisternde Blitze aus deiner Haut fahren. Geh, dachte ich, lösche dein brennendes Fleisch!

Ich weiß nicht, habe ich nun im Fluß gebadet oder nur gedacht, ich wollte die aufgespeicherte Sonnenglut des Tages hineinschütten. Ob träumend, ob wachend, mich umspülte die Flut, und da war es, wo Mukalinda in Jünglingsgestalt mich bei der Hand faßte. Aber wie stark war diese Hand, obgleich er scheinbar beinahe noch Knabe war! Und wie furchtbar seine Gewalt, als ich, ich weiß nicht wie, dahin gekommen, ohne mich regen, ohne atmen, ohne schreien zu können, wieder im Zelt auf meinem Bette lag. Ich stöhnte: Gnade! Lockre doch deine sieben Ringe, Mukalinda, o Mukalinda, lockre sie doch! Oh, Mutter Präsidentin, wie habe ich da die erstickende, wogende Kraft der sieben göttlichen Ringe um meinen ganzen Leib, um alle meine Glieder gespürt; ich dachte, es sei meine letzte Stunde. Aber da, eia, oh, Mukalinda, oh, Mukalinda! Da brach er mit mir durch sieben Himmel. Und im siebenten war ein purpurnes, blumenbedecktes Pfühl aufgetan, und dort eben hat die mystische Hochzeit stattgefunden.“

„Es ist weiter darüber kein Wort zu verlieren“, sagte die Malerin, als Miß Hobbema Babette weggeführt hatte. „Wir haben hier einen Fall von Hysterie, wo sich ein unbefriedigter Organismus das einbildet, an dessen

Mangel er gerade krankt.“ — „Und so hätten wir gleich den Mangel, Anni, den ich vorhin schon berührte“, gab Rodberte zurück, „zu dem Ihr Werk, unser allzu reiner Amazonenstaat, leider für alle Zeiten verurteilt ist. Wäre es dieser Mangel allein, so möchte die Sache am Ende noch hingehen. Er bildet aber einen dauernden Herd von Krankhaftigkeit. Ein Beispiel haben wir eben erlebt, und geben Sie acht, es werden bald andere folgen. Wer wüßte denn nicht, wie leicht ein solcher Wahnsinn um sich greift, auf andre Subjekte übergreift, in denen dieselbe Disposition vorhanden ist!“

„Da ist es schwer einen Riegel vorstoßen“, sagte die Malerin. „Droht uns von dieser Seite Gefahr, so weiß ich augenblicklich wahrhaftig nicht, wie man ihr mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegentritt. Die poetische Geistesrichtung und der Einfluß der guten Laurence gießen da nur höchstens Öl in den gefährlichen Brand hinein, oder auf andre Weise ausgedrückt: Ihre mythologische, schönheitstrunkene Schwärmerei ist nicht geeignet, den Locus minoris resistentiae unsrer Kolonistinnen mit größerer Widerstandskraft auszurüsten.“

Ich denke, wir lassen die ganze Geschichte einstweilen ruhn und fassen sie nur von der Seite auf, mit der sie unsre Chronik bereichert. Ich hoffe, liebe Kalb, Sie haben gut zugehört.“ — Nur Rodberten war nämlich wegen der beschränkten Mengen an Tinte, Federn und Papier das Schreiben mit diesen Materialien erlaubt, aber sie hatte damit die Pflicht übernommen, das Leben auf Île des Dames von Tag zu Tag in einer genauen Chronik festzuhalten.

Thorgerd Grimm hatte, wie immer erfinderisch, ein sogenanntes Tamtam verfertigt, und zwar auf dem Wege über ein Durchschlagsieb, das ehemals herzustellen Augusten, dem Mädchen der Präsidentin, gelungen war. Das Küchengerät wurde einfach mit einem

Lappen gegerbter Haut eines Zwergkänguruhs überspannt und anfänglich mit einem Quirl, später mit einem sorgfältig ersonnenen Schlegel bearbeitet. Die Pauke wurde eines Tages durch die schöne Mulattin Alma in der Weise gerührt, die für den Fall verabredet war, daß man die Vorsteherinnen der Zehnschaften zusammenerufen wollte. Bald darauf fanden sich denn auch Frau Rosenbaum, Rodberte Kalb, Miß Laurence und Miß Tyson Page auf dem Rathause ein, wo Anni Prächtel, die Präsidentin, umgeben von einigen anderen Damen, sie erwartet hatte. Die forschenden Blicke der Herbeigeeilten, die gern gewußt hätten, welcher Anlaß der ungewöhnlichen Maßregel zugrunde lag, vermochten nicht hinter die gelassene Miene der Präsidentin zu dringen, über die allerdings manchmal ein leises Schmunzeln ging, was zum mindesten nicht auf einen tragischen Vorfall hindeutete.

Die fünf Gewaltigen setzten sich um den ovalen Versammlungstisch, an dem dann auch die übrigen Anwesenden Platz nahmen: nämlich die Ärztin, Thorgerd Grimm und Gerte Bergmann, die Geigerin.

Anni begann:

„Meine Damen, ich habe Sie zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberufen. Da ich, wie Ihnen bekannt sein muß, nur in äußersten Notfällen Ihre Ruhe durch eine solche Maßregel störe, werden Sie sich mit Recht sagen, mein Beweggrund könne kein geringer sein. Nein! Ich habe Ihnen auch in der Tat etwas sehr Ungewöhnliches mitzuteilen, wenigstens wenn man unsre Lage in Rücksicht zieht.

Um Sie nicht auf die Folter zu spannen und Ihnen falsche Vermutungen zu ersparen, bemerke ich gleich: nichts von dem, worauf Ihre Gedanken in diesem Augenblick verfallen könnten, kommt für das, was wirklich geschehen ist, in Betracht. Weder hat man ein Schiff gesichtet, noch hat der Briefträger einen Brief aus

Europa gebracht, noch ist jemand erkrankt, verunglückt oder gestorben. Auch ist weder ein Menschenfresser, ein Tiger noch eine Klapperschlange gesichtet worden. Vermuten Sie etwa Rebellion, so mögen Sie wissen, daß niemals ein gut fundierter Staat ruhiger als der unsre gelaufen ist. Auch ein Staatsstreich, eine Revolution von oben, etwa ein monarchistischer Putsch, bleibt außer allem Betracht. Ich denke, Sie kennen mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich mir eher die Hand abhacken als sie nach der Krone ausstrecken würde. Île des Dames bleibt frei. Das ist so gewiß, als ob ich zehntausend furchtbare Eidschwüre auf unsre republikanische Verfassung feierlichst abgeleistet hätte.“

Die Damen lächelten ein wenig verwirrt. Sie wußten nicht recht, wo Anni hinauswollte.

„Ich möchte ferner noch so viel vorausschicken“, fuhr diese fort: „Lassen Sie sich nicht etwa, wenn Sie meine Eröffnung gehört haben werden, zu dem Irrtum verleiten, ich sei blödsinnig! Sie lachen. Die Sache ist gar nicht lächerlich. Ich habe mich selbst mehr als einmal gefragt, ob ich meinen Verstand noch beisammen habe. Es ist nämlich eine sehr, sehr harte Nuß, die er da zu knacken hat. Wäre mein Verstand ein Gebiß, er hätte sich längst alle Zähne dran ausgebissen. Ich wette, Sie geben mir recht, wenn Sie eine Weile selbst Nußknacker gespielt haben werden. Dennoch: ich bin gewiß nicht verrückt. Sie müssen sich von dieser so naheliegenden Meinung, es könnte eine Feder in meinem Gehirnkasten gesprungen sein, unbedingt freimachen.“

Infolge dieser Worte stieg natürlich die Spannung der Zuhörer. Aber es hatte den Anschein noch nicht, als ob die Präsidentin durch den Grad dieser Spannung bereits befriedigt sei. Sie hob wiederum an:

„Halten Sie das also fest, meine Damen, halten Sie das unter allen Umständen eisern fest, meine Freundinnen und Gefährtinnen, daß ich voll bei Verstande,

nicht irgendwie aus dem Lot und närrisch bin! Übrigens ist, was ich mitteilen werde, eine Tatsache. Aber gerade der Umstand, daß Sie es mit einem unzweifelhaften Faktum zu tun bekommen, macht meine Lage so lange gefährlich, als ich von ihr nur erzählen kann. Es ist nämlich von solcher Art, daß Sie, bevor Sie der Augenschein überführt, durchaus nur von meiner Tollheit sich überzeugt halten können. Also Achtung, Damen, ich bin nicht toll! Achtung im weiteren, damit nicht etwa die bloße Voraussetzung geistiger Anomalie bei Ihrer Präsidentin auf Sie zurückwirke und sie selbst anormal mache! Dies geschähe durchaus nicht zum erstenmal. Und der leidige Satan beginnt oft sein nichtswürdiges Spiel mit einer Spiegelfechtereier, darin er einen Zustand des Verderbens lügt, damit wir ihn als unentrinnbar vorhanden annehmen und ihn so erst tatsächlich hervorrufen. Nein, beim Himmel, ich bin nicht toll. Aber die Sache ist um so toller.“

„Handelt es sich am Ende wieder um die Fischverteilung, Präsidentin?“ fragte Frau Rosenbaum. „Da kann ich nur sagen, ich habe die Sache selbst in die Hand genommen, und keine Seele darf sich beklagen.“

„Wäre es das, meine vorbereitende Rede könnte viel kürzer sein.“

„Ist es vielleicht der Unfug, den eine Anzahl Frauen und Mädchen getrieben haben“, warf Miß Page jetzt ein, „die sich, wie sie behaupten, von einer unwiderstehlichen Raserei befallen, auf den Mont des Dames gezogen haben, wo sie vier oder fünf Tage und Nächte hindurch vor Palmwein, Tanz und Taumel nicht zur Besinnung gekommen sind?“

„Ich habe bereits gesagt, liebe Mitbürgerinnen“, rief die Prächtel aus, „ganz vergeblich ist jeder Versuch, zur Nutzlosigkeit verdammt, der dieses Begebnis irgend erraten, meiner Eröffnung vorgreifen will. Halten Sie

immer nur fest: ich bin nicht toll, und wir alle müssen bei klarer Vernunft bleiben!

Es sind Symptome vorhanden, die das letztere zu unsrer vielleicht schwersten und wichtigsten Aufgabe machen.

Wir sind nun im ganzen ein Jahr sechs Monate auf der Insel. Frauen, nur Frauen, bedenken Sie das! Die maniakalischen Anwandlungen, die Sie erwähnten, liebe Page, sind ja nur eins unter vielen Anzeichen dafür, daß eine schleichende Zersetzung oder zum mindesten eine Umlagerung unserer kolonialen Psyche im Gange ist. Die geistige Inzucht bekommt uns nicht. Übrigens kann ja nicht einmal von einer solchen die Rede sein. Gehört doch auch zur geistigen Zeugung wie zur physischen Mann und Weib. Wir kranken an einer geistigen Haltlosigkeit. Und wie wir mehrere ewige Feuer unterhalten mußten, ehe wir unsern Feuerbohrer in Gang brachten, so geht es mit unserer Geistigkeit. Sie brennt und brennt noch von Olims Zeiten. Etwas dem Feuerbohrer Analoges, was uns den heiligen Quell des terrestrischen oder himmlischen Urfeuers wieder erschließen würde, haben wir nicht. Uns fehlt der Bohrer, uns fehlen die Reibungen, der — natürlich geistige — Kampf. Bitte, mich nur nicht mißzuverstehen: ich meine den Kampf zwischen Mann und Weib.“

„Ich möchte die Präsidentin ersuchen“, sagte Miß Laurence Hobbema, sich in schöner, edler Größe aufrichtend, „ich möchte Sie bitten, kurz zu sagen, was zur Beratung steht, und zwar, wenn möglich, ganz ohne Umschweife, besonders wenn schnelles Handeln notwendig ist.“

„Schnelles Handeln ist jetzt nicht notwendig. Es wird überdies durch die neue Tatsache keine Klarheit, sondern eher eine allgemeine Verwirrung geschaffen sein. Wer Klarheit erwartet, kann nur enttäuscht werden. Was ich zu eröffnen imstande bin, ist allerdings an sich eine unzweideutige Tatsache, die jedoch als solche ein schier unlösliches Spinxrätsel ist.“

Sie räusperte sich und schien sich an den erwartungsvollen Mienen der Damen zu weiden.

„Zweifellos“, fing sie wieder an, „ist Ihnen die Flucht der armen Babette Lindemann vor ungefähr sieben Monaten noch erinnerlich. Das gutmütige, aber überspannte Geschöpf wurde von einer Idee dazu bewogen, die sie mir damals in einem zurückgelassenen Zettel andeutete. Sie folge einem höheren Rufe, schrieb sie da, der nun einmal an sie ergangen sei, ob auch immer ihre Umgebung daran nicht glauben könne und ihn ihr ausreden wolle. Die Stimme, hieß es, der sie gehorche, habe ihr einen Weg ins Innere der Insel mit klaren Worten bezeichnet sowie einen hoch und einsam gelegenen heiligen Ort, wo sie sicher vor entgegenwirkenden Mächten ihre Aufgabe erfüllen könne. Man solle sich keine Mühe geben, sie aufzufinden, denn alles würde vergeblich sein, da sie sicher mit göttlichem Beistand zu rechnen habe. Die Erdhöhle, die sie bewohnen werde, bis sich die Zeit erfüllet, ihr hohes Geschick vollendet habe, würde unter gewöhnlichen Umständen zwar aufzufinden sein, nicht aber bei diesen außergewöhnlichen, wo ein göttlicher Rauch sie selbst dem verberge, der etwa durch Zufall in ihre nächste Nähe geraten wäre. Ich lasse den göttlichen Rauch“, sagte Anni Prächtel, „dahingestellt. Jedenfalls hat etwas durchaus in seinem Sinn funktioniert, da, wie wir ja wissen, alle Maßnahmen erfolglos geblieben sind, dem Flüchtling auf die Spur zu kommen.

Wir hatten Babette aufgegeben, wie ja nach einer Abwesenheit von mehr als sieben Monaten selbstverständlich ist. Ich persönlich nahm an, sie sei beim Baden zugrunde gegangen, vielleicht einem Haifisch zum Opfer gefallen.

Hier haben Sie also die neue Tatsache:

Babette ist heute nacht zurückgekehrt. Sie ist, einer Isis ähnlich, einer Gottesmutter, inmitten eines mysti-

schen Glanzes von dem rauchenden Feuerberge herabgestiegen, Osiris, einen höchstens vierzehn Tage alten Gottessohn, an der Brust.“

Die erste Wirkung dieser Eröffnung auf die Vorsteherinnen äußerte sich in Sprachlosigkeit. Dann schob Frau Rosenbaum, die neben der Präsidentin saß, unauffällig die Rechte vor und faßte, um ihren Puls zu fühlen, die verehrliche Dame ums Handgelenk. Sie stand sogar auf und legte die Linke auf ihre Stirne. Auf diese Handlung hin brach wie auf Kommando allgemeines Gelächter in der Ratsstube aus. Die nervöse Entladung war unaufhaltsam.

„Aber ich bitte mir aus, meine Damen“, rief Anni in das Gelächter hinein, „ich bin nicht toll, ich bin nicht wahnsinnig, es muß dabei bleiben, daß ich bei klarem Verstande und keineswegs blödsinnig bin.“

Ich erteile nun Gerte Bergmann das Wort, weil sie die erste ist, über deren Schwelle dieses Tatsachwunder heute nacht getreten ist.“

Diese sagte im reinsten Münchenerisch: „No, i kann a nix weiter sogn, als daß die Babett mit oam veritablen kloanen Kind aufm Arm heut nacht zu mir komm'n is; wo's dasoaber her hat, davo woäß i nix.“

Der burschikose Ton dieser Worte erregte aufs neue helles Gelächter.

„Ja, meine Damen“, fuhr Gerte fort, „da kann i beim besten Willen koan andern Bescheid geben, denn meines Wissens hat's doch iberhaupt koa Mann net in der Kolonie, wann sich net oaner als Weib verkleidet etwa eingeschlichen hat.“

Frau Rosenbaum rief: „Unsinn, das wäre doch hundertmal beim Baden herausgekommen!“

Die Prächtel drückte sich derber aus. „Ich möchte den Mann sehen“, sagte sie, „der unter einer solchen Menge von Weibern wie wir bei deiser Tropenglut sein

Inkognito auch nur vierzehn Tage bewahren könnte. Ein toter Ochse würde unter einer solchen Kuhherde lebendig werden.“ — Sie fügte an: „Dagegen sind große menschenähnliche Affen im Innern des Eilands gesichtet worden. Kann uns Gerte oder Fräulein Doktor Egli oder Thorgerd Grimm, die das Kind gesehen haben, etwas darüber sagen, ob es zum Beispiel behaart, ob diese Behaarung lang oder kurz, ob sie sich über den ganzen Körper, das Gesicht inbegriffen, erstreckt und von welcher Farbe sie ist?“

„Pfui Kuckuck!“ klang es von allen Seiten.

„Ihr Pfui Kuckuck würde an dieser Sache nichts ändern, wenn sie sich als richtig herausstellte. Die Kinder Gottes, die Engel also, haben, wie Sie wissen, mit den Töchtern der Menschen gebuhlt, warum sollte nicht ein auf der Entwicklungsleiter eine Sprosse niedriger stehendes Tier, etwa ein genialer Schimpanse, sich und seine Gattung mit Hilfe einer Überäffin zum Überüberaffen hinaufzuzeugen den Einfall haben? Und was die dabei beteiligte Dame betrifft: welche Verirrung wäre auf diesem weiten Gebiet nicht schon vorgekommen? Und nun gar der Verschmachtende stürzt sich auf jede Pfütze.

Also nochmals: Wie steht es damit? Kann uns Fräulein Doktor Egli über die Schädelform des Neugeborenen Auskunft geben? In der Bibliothek ist ein kleines gerettetes Bölsche-Büchelchen, worin der Schädel des aus dem Diluvium auf Java ausgegrabenen Pithekanthropus erectus abgebildet ist. Das von mir ins Auge gefaßte Produkt möchte diesem Dreiviertelmenschen am ehesten ähnlich sein. Es käme darauf an, einmal zu vergleichen. Ich denke natürlich an keinen Mandrill, eher an einen Orang-Utang oder einen Schimpansen oder vielleicht gar noch etwas Höheres. Haben Sie sich die Füße des Kindes betrachtet? Es ist ja ohne weiteres festzustellen, inwieweit sie die für den Affen so charakteristischen Hände sind.“

Hier brach die Kunstgewerblerin Thorgerd Grimm, ein feines, empfindsames Wesen, in lautes Schluchzen aus. Deshalb befragt, erklärte sie immer noch unter heftigem Weinen, sie könne es, bei allem Respekt vor der Präsidentin, nicht ertragen, daß eine heilige Sache auf so frivole Weise behandelt und eine Kolonistin, die ihre Freundin sei, mit einem solchen Verdacht beschmutzt würde. Babette neige vielleicht zu romantischem Überschwang, aber sie, Thorgerd Grimm, habe auch wieder Beweise, daß ihr gewisse übernatürliche Kräfte eigen seien. Sie wolle sich jetzt darüber nicht weiter auslassen. Wie Babette zu ihrem Kinde gekommen sei, darüber könne man freilich nichts wissen. Aber es gebe eben mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als irgendeine Weltweisheit sich träumen lasse. Und für eines jedenfalls könne Thorgerd, und sei es mit dem Einsatz des Lebens, sich verbürgen, daß nämlich Babette das reinste, makelloseste, keuscheste und jungfräulichste Geschöpf der Erde sei, über jeden Verdacht einer platten oder auch nur bewußten Buhlschaft hoch erhaben.

Man hatte sich während des ersten Teils dieser etwas hysterischen Apostrophe im Geiste ziemlich allgemein gegen die Präsidentin gekehrt. Der Schluß verscherzte dagegen der armen Thorgerd wieder die Teilnahme. Der Gedanke einer unbefleckten Empfängnis konnte in diesem Kreise durchaus nur als barer Unsinn bewertet werden. Als daher Thorgerd geendet hatte, war um sie her nur das Schweigen der Betretenheit.

Plötzlich hatte dann Fräulein Egli das Wort ergriffen. Aller Vermutungen, sagte sie, über den Ursprung des kleinen Knaben enthalte sie sich. Sie sei durch Gerte Bergmann von der Ankunft Babettens verständigt worden, habe die Mutter schlafend gefunden und die Existenz des Kindes einwandfrei festgestellt. Sie habe den

Knaben genau untersucht und könne sich nicht nur dafür verbürgen, daß er gesunde Organe habe und ein völlig ausgetragener lebensfähiger Bursche sei, sondern auch dafür, daß er nirgend als auf dem Kopfe einige seidige Härchen habe. Von einem Vierhänder könnte auch leider nicht die Rede sein, fügte sie leise ironisch an, und der Knabe werde sich wie die übrigen Kolonisten mit zwei Händen behelfen müssen, obgleich ja vier immerhin doppelt soviel als zwei wären. „Kurz“, so schloß sie, „der Junge ist ein bildschönes, wohlgebildetes Menschenkind, und woher er immer auch stammen mag, wir haben alle Ursache, zu wünschen, daß uns von dorthier noch recht viele solcher Früchte in den Schoß fallen.“

Der Schlußsatz in Fräulein Doktor Eglis Rede wurde unter Beifall als zu Recht bestehend anerkannt, und die nun folgenden Sprecherinnen betonten alle, daß, wie auch immer die Entstehung des Neubürgers vor sich gegangen sein möge, die Kolonie Babetten aufs allerhöchste zu Dank verbunden sei. Denn allein durch diesen ersten Autochthonen von Île des Dames habe die Kolonie etwas wie eine wahre Gegenwart und noch mehr eine wahre Zukunft erhalten. Ob nun ein Wunder oder ein ganz gewöhnlicher Vorgang seine Entstehung bewirkt habe, Babette sei durchaus nicht im Irrtum, wenn sie behauptete, eine Art Messias geboren zu haben. Das Kind sei wirklich, wie sich mehr und mehr erweisen werde, ein Heiland und Erlöser der Kolonie. Man werde den siebenten August, an dem er erschien, noch nach tausend Jahren als größtes Nationalfest feiern. Man werde sagen, und mit dem allergrößten Recht, an diesem Tage sei der Grund- und Eckstein für ein neues, zukunftsreiches Staatswesen gesetzt worden. Und hoffentlich für ein neues, mächtiges Volkstum, das aus der Blüte und Elite der Hauptweltvölker die Essenz bilde. — In der Tat, es zeigte sich schon jetzt, daß die neue Tatsache

einen unerhört belebenden Einfluß auf die Stimmung der Kolonistinnen und einen unerhört befruchtenden auf ihre Gedanken- und Phantasiewelt ausübte. Was man sich nicht zu erklären vermochte, sah man jedenfalls als eine Gnade des Himmels an, die bewies, man war dort weder vergessen noch zum Untergang bestimmt worden.

Ja, als die Sache allgemein bekannt wurde, entwickelte sich ein Freudenrausch, der den Frauenrat überraschte und erst wahrhaft belehrte, welche gewaltige Bedeutung dem Ereignis beizumessen war. Noch nicht zehn Minuten nämlich, nachdem Anni Prächtel ihre Ansprache mit dem bekannten Knalleffekt geschlossen hatte, wurde das Rathaus von mindestens vierzig Damen gestürmt, die wissen wollten, was an dem wilden Märchen, das in der Stadt von Mund zu Mund fliege, Wahres sei. Und diese Frauen, als ihnen die wirkliche Wahrheit unzweideutig eröffnet wurde, gerieten sofort in eine ähnliche Raserei, aber diesmal vor Freude, nicht vor Schmerz, wie sie die Kolonie bei Ritas Begräbnis ergriffen hatte. Man hüpfte, kreischte, schlug in die Hände. Man faßte einander und wirbelte sich in Kreisen herum. Man suchte fliegenden Haares das Freie, weil das Rathaus sogleich zu eng wurde. Man rannte schreiend, lachend, jubelnd umher, und viele kullerten auf der Erde. Der ganze Ausbruch gipfelte schließlich in einem Reigentanz, der einen seltsam tollen, dabei doch feierlichen Charakter hatte, darin man auch die Bewegungen bekannter internationaler Tänze sah. Auch diesmal gab es neben den sozusagen tanzenden Derwischen gleichsam heulende Derwische; das waren jene Kolonistinnen, bei denen das empfundene Glück sich in Weinkrämpfe umsetzte.

„Da hätten wir ja wieder einen großartigen Kladderadatsch“, sagte mit bissigem Lachen die Malerin, die

mit Rodberte Kalb und Miß Laurence im Rathaus allein geblieben war. „Aber freilich, ich habe an dem heutigen Tage weit mehr Spaß“, fuhr sie fort, „als an dem ersten bei Ritas Begräbnis. Sehen Sie doch, liebe Laurence“, und sie wies durch ein Fenster ins Freie, „ist das nicht förmlich ein gottloser Anblick? Tanzen die Weiber nicht wie um einen unsichtbaren Götzen, irgendein heidnisches Ärgernis herum, als ob wir im Jahre zweitausend vor Christus lebten?“

Übrigens muß ich auch sonst bekennen“, ergänzte sie, „ich bin neuerlich über mein Zeitalter öfters im unklaren. Meine historischen Begriffe aus den Zeiten der weiland europäischen Hochkultur verlieren täglich mehr an Realität, und so auch meine höchstgelegene große Vergangenheit. Ich kann daran glauben, wenn ich will, aber ich kann sie mir nicht beweisen. Wir haben ja überhaupt kein Mittel, uns selbst und andere zu überzeugen, daß ein Ereignis von gestern wirklich geschehen und nicht nur ein erträumtes ist.“

Um nun aber auf besagten Hammel zurückzukommen“, unterbrach sie sich. „Sie werden mir zugeben, daß die Partei der nüchternen Intelligenz oder besser der gesunden Vernunft durch den heutigen Vorfall nicht gerade gestärkt werden wird.“

„Präsidentin“, sagte darauf Miß Laurence, „ich bin damit von Herzen zufrieden.“ Sie fuhr fort, zu längerer Rede ausholend:

„Der Ursprung Gottes, der Ursprung der Welt, der Ursprung der Menschheit, der Ursprung des einzelnen Menschen, Ihr und mein Ursprung ist in mystisches Dunkel gehüllt. Beweisen Sie mir das Gegenteil, falls Sie es können, wenn ich behaupte: nicht nur der Ursprung des Lebens überhaupt, sondern das ganze Leben ist das Mysterium! Wir schwimmen darin nicht anders als die Fische im Meer herum. Wenn nun auch der Fisch mit praktischen Instinkten lebenerhaltender

Art ausgestattet ist, die ihn zum rücksichtslos selbstsüchtigen Futterjäger machen und ihn befähigen, ihm bekömmliche andere Lebewesen zu unterscheiden und zu überlisten, so bleibt er doch auf das salzige Element des Wassers, bleibt auf das große Mysterium Meer angewiesen. Er wird geboren, er lebt, er stirbt, so viele praktische Erfolge er seinem gesunden Fischverstande auch sonst mit Genugtuung zuschreiben mag, in diesem Mysterium. Ich weiß nicht, ob Fische sich dessen bewußt werden. Jedenfalls ist der höhere Zustand: sich dessen bewußt zu sein. Sie werden sagen, ich neige zu erbaulichen Predigten, ich möge sie auf die Sonntage aufsparen. Ja und nein. Ich meine, selbst Sie, so geistig fortgeschritten Sie sind, und damit die ganze Kolonie können Nutzen von meinen Erwägungen haben. Einen höheren Zustand nenne ich den, wo das zeitlich und räumlich Beschränkte wohl besteht, aber das zeitlich und räumlich Unbegrenzte dem darin eingeschlossenen Sinn trotzdem nicht verschlossen, sondern durchaus weit geöffnet ist.

Ein noch so geliebtes, noch so behütetes Kind — das bin ich in meiner Jugend gewesen — hat nichtsdestoweniger, sei es mitten in London oder Berlin, ja mitten in lauter Gesellschaft, nicht selten ein Gefühl der Verlassenheit. Dieses Gefühl bringt die wahre Lage des Menschen, und wenn es sich auf die Menschheit erstreckt, die wahre Lage der Menschheit zum Ausdruck. Unser spezielles Geschick der Verbannung verstärkt dies Gefühl. Unsere Lage ist aber durch unser Geschick nur deutlicher sichtbar, wesentlich keine andere geworden. Sie bleibt eine zeitlich und räumlich begrenzte Gefangenschaft. Nur das stärkere Bewußtsein davon verstärkt wieder das Drängen ins Ewige, ins Unendliche, ins grenzenlose, freie Mysterium.

Darum finde ich es natürlich, wenn die theosophischen Strömungen, Rosenkruzereien, Somnambulismus

und andere ähnliche Bestrebungen in der Kolonie zunehmen. Im schlimmsten Fall sind es Illusionen, die Wege ins Freie, unterbrochene Verbindungen mit geliebten Wesen vortäuschen. Und solche Täuschungen brauchen wir wie das tägliche Brot. Aber es werden auch wirklich Wege ins Freie gefunden. Wir beklagen uns über die vielen spiritistischen und hypnotischen Medien. Sind wir im Grunde nicht alle Medien, und kann man es jemandem verdenken, wenn er sich auch nur einbildet, ein Instrument der Offenbarungen göttlicher Weisheit zu sein? Das Leben ist ein Gefühl, sofern es ins Bewußtsein tritt. Es variiert nicht nur von der Pein bis zur höchsten Glückseligkeit, sondern vom Orgelpunkt bis zur breitesten, unendlich polyphonen Symphonie.

Die Begründer Roms sind angeblich von einer Wölfin gefunden, gesäugt und so am Leben erhalten worden. Ich begrüße von Herzen das Mysterium, unter dem Babetts Sohn ins Leben getreten ist. Der Mythos umgibt ihn von Anfang an und braucht sich seiner nicht erst zu bemächtigen. Mir liegt nichts daran, einen Wunderglauben, wenn er fruchtbar ist und unseren Tendenzen zum Dasein Schwung verleiht, zu entkräften. Gelänge das, und träte an Stelle des Wunders nichts weiter als ein kleiner Skandal, so wäre ein wesentlicher Antrieb zum Höheren, den unser Staat so nötig braucht, zunichte geworden. Halten wir an dem Wunder fest, so betrachten wir uns als Auserwählte und können uns ohne Mühe in den Gedanken einleben, wir seien die begnadeten Mütter eines zum Höchsten berufenen Volks, ja vielleicht des Erlöservolkes der ganzen Erde.“

„Ihr Optimismus trifft wie immer im Großen und Ganzen das Rechte, Miß Hobbema“, sagte die Malerin. „Ich bin sogar so durchdrungen davon, daß ich mit Ihnen und Rodberte im Sinne eines Komplotts zur Erhaltung von unschätzbaren Illusionen ein Triumvirat zu bilden

entschlossen bin. Mädchen, geben wir uns die Hand, diesen fruchtbaren Schwindel in jeder Beziehung zu fördern! Ich sehe voraus, man wird ihn im weiten Sinne benötigen, weil sich Dinge ereignen werden, die, wenn man sie nicht ins Schöne und Erhabene hinauf steigert, unfehlbar ins Gemeine hinabsinken müssen. Wir begründen dafür einen neuen Mythos, an dem wir die ganze Kolonie mitarbeiten lassen. Paradox gesagt, wir spannen über unser Eiland eine unsichtbare gewaltige Kuppel, auf die wir unsre schönen und erhabenen Lügen, die soidisant-Bilder, soidisant-Spiegelbilder unsrer irdischen Schicksale in glänzenden Sternengemälden, erhabenen Mosaiken projizieren und symbolisieren. Wir werden dadurch zu einer neuen Religion, zu einer neuen Heiligkeit, zu einer neuen Wissenschaft und Kunst, einer neuen Kultur und, last not least, zu einem Nationalgott gekommen sein.“

Sie schloß:

„Helfen Sie mir diese Kuppel bauen, liebe Rodberte, liebe Laurence, und wir alle drei werden dereinst selber als Sternbilder in ihr flammen.“

„Ich muß zwar ja, aber ich möchte nein sagen.“ — Damit legte Laurence ihre Hand auf die beiden anderen bereits verbundenen. Gewissermaßen feierlich und doch mit einem Augurenlächeln hatten die Präsidentin und Rodberte Kalb ihre Hände ineinandergelegt. — „Es tut mir leid“, sagte Laurence, „daß ich von Schwindel und Lüge sprechen höre, wo an Schönheit und Wahrheit zu glauben mir Bedürfnis ist.“

„Ach, liebe Laurence“, begütigte sie Rodberte Kalb, „wenn wir nur in der Sache einig sind!“

„Ja, wenn wir nur in der Sache einig sind“, wiederholte die Malerin. „Und die Tragfähigkeit unsrer Kuppel wird darauf beruhen, daß wir nach außen hin jedenfalls den Grundsatz des Code Napoléon aufs strengste festhalten: *La recherche de la paternité est interdite.*“ —

„Nun gut, meine Damen“, so fing die Präsidentin nach einigem Stillschweigen wieder an, währenddessen Papegeien- und Weibergekreisch vermischt hereinhallte, „nun gut, meine Damen, aber wie denken Sie sich in bezug auf den Haupt- und Zentralpunkt das Weitere? — Ich meine, sind Sie der Ansicht, daß in Hinsicht auf ihn auch fernerhin alles dem unbekanntem Gott überlassen bleiben soll, oder halten Sie es für wichtig, daß wenigstens wir drei Parzen uns kein X für ein U machen, statt des göttlichen einen ganz natürlichen Akt voraussetzen und diesen als weise Frauen unter Regie nehmen? Denn es wäre jedenfalls der natürliche Akt, auf dem wir unsre Zukunft aufbauen müßten. Mit der Wiederholung eines göttlichen Gnadenakts würde ja auch frühestens alle dreitausend Jahre zu rechnen sein. Das wäre ja praktisch ohne Bedeutung.“

„Ja, um Gottes und Christi willen, das ist ja unmöglich!“ rief Miß Laurence. — „Was ist unmöglich?“ fragte die Präsidentin. „Was soll in Gottes Namen noch unmöglich sein, wenn das Unmögliche möglich geworden ist?“ — „Präsidentin, Sie werden mich nie davon überzeugen! Nie und nimmer werden Sie das!“ — Anni Prächtel dagegen: „Sie meinen, von dem natürlichen Akt. Wie sonderbar, Sie glauben dafür an den andern, der ja doch nur als ein Symbol lebensfähig ist und den Naturgesetzen durchaus widerspricht.“ — „Aber Er! kann es unmöglich sein! Dann muß sich ein andres männliches Wesen auf der Insel verborgen halten.“

Phaon stand nun im ersten Drittel des fünfzehnten Lebensjahrs. Als Jüngling genommen, glich er noch vollkommen einem Knaben, als Knabe genommen dagegen erschien er bereits jünglingshaft. Phaon war schön, wie Rodberte richtig bemerkt hatte. Sein Vater hatte, als er ihm den Namen eines Lieblinges der Aphrodite gab, zum mindesten einen Liebling der Götter

vorgeahnt. Phaon, das reine Kind der Liebe, hatte bereits seine freudig-ernsten Götteraugen aufgeschlagen, als seine Eltern Hochzeit hielten. Er verdankte sein Dasein nicht der Erlaubnis eines Beamten oder Geistlichen, sondern dem höchsten Eros selbst, der sich in zwei begnadeten Menschenkindern mit Allmacht zum heiligen Schöpfungswerk verkörpert hatte.

Die Konstellation war glücklich, unter der Phaon ins Leben trat. Sonne und Venus herrschten vornehmlich in seinem Horoskop: jene stand im Mittag eines Hochsommertags, als der Schoß seiner Mutter von ihm erlöst wurde. Der Königsstern im Löwen war der Sonne verhältnismäßig nahe. Der Astrolog sah keine Störungen durch Geviert- oder Gegenschein. Es mußte sich später zeigen, welche Zuverlässigkeit den glänzenden Aspekten innewohnte, die er aus dem Sonnenstande gewann. Immerhin konnte man Phaon schon jetzt als ein schönes, vernunftbeseeltes Licht, ein Phos noëron, das sich von dem herrlichen Phos noëron der Neuplatoniker losgelöst hatte, ansprechen. Sein gesamtes Horoskop war übrigens in einer Handtasche Ritas aufgefunden und dem der Präsidentin unterstellten Archiv der Kolonie einverleibt worden.

Miß Laurence Hobbema nahm ihn als Helios, wie sie in Gegenwart der Präsidentin und Rodbertens in schöner Begeisterung gesagt hatte. Er war ihr der Sohn Hyperions, den hesperische Nymphen unterrichten und für seinen heiligen Beruf vorbereiten. Sie war neben Miß War seine hauptsächliche Lehrerin. Wenn auch die Verquickung des Hesperiden- und Helios-Mythos mit Île des Dames nur ihrem Bedürfnis entsprungen war, die insulare Notlage poetisch zu verklären, so ging doch, was Phaon betraf, ihre Meinung wirklich dahin, daß er zu Großem berufen sei. Sie war überzeugt, mochte auch vielleicht keine der Frauen die Welt der Kultur je wiedersehen, er würde doch jedenfalls, seiner hohen

Bestimmung gemäß, dorthin zurückkehren. Welche frohe Botschaft, welches neue Wort oder neue Heil er indessen der Menschheit bringen werde, hätte sie einstweilen nicht zu sagen vermocht.

Miß War, die vollkommenen Mutterstelle bei Phaon vertrat, war zu diesem Amt durch ein Plebiszit der Kolonie einhellig ernannt worden. Die Präsidentin, Frau Rosenbaum, Rodberte Kalb, Laurence Hobbema und die Ärztin bildeten den Erziehungsrat. Es ward beschlossen, dem unersättlichen Bildungshunger des Pflégelings und Lieblings der Kolonie auf jede nur mögliche Weise zu genügen, ihn selbst aber zu behüten wie eben eine unersetzliche Kostbarkeit.

Miß Wars Aufgabe war durchaus nicht leicht. Es ist schon an sich sehr undankbar, eine geliebte Mutter ersetzen zu müssen, da es, wenn es nicht mit dem äußersten Zartgefühl geschieht, meist von der Waise als ein versuchter Raub an der Toten mit bitterem Ingrimm empfunden wird. Aber Miß War besaß dies Zartgefühl. Trotzdem mußte sie, sooft sie eine Maßnahme zu seinem Wohle gegen Phaons Willen bei ihm durchsetzen wollte, die weit einsichtsvollere Mutter immer wieder vorrücken lassen. Schwerer noch fiel ins Gewicht der Mangel des Vaters, wie überhaupt der Mangel an Männern und jeder männlichen Autorität in der Kolonie. An eine solche konnte somit nie appelliert werden. Damit fehlte das letzte und beste Machtmittel. Phaons steigende Körperkraft und heller Verstand entwachsen ja doch sehr bald allen übrigen. Enger und enger wurde denn auch die Einflußsphäre von Miß War. Besonders dort, wo die brave Person mit List oder gütlicher Überredung nicht durchdringen konnte und zu Befehl und Strafpredigt greifen mußte.

Ihre erzieherischen Pflichten bestanden in einem materiellen und einem moralischen Teil, Hälften, die aller-

dings nie rein voneinander getrennt werden konnten. Mit äußerster Strenge hielt sie darauf, daß Phaon sich die Pflege eines perfekten Gentleman zuteil werden ließ. Sie verstand darunter die Pflege des Haars, die Pflege der Haut, die Pflege der Nägel und der Zähne. Unabwendbar waren die täglichen Kämpfe dieserhalb. Nicht, daß Phaon gegen Körperkultur etwa Abneigung empfunden hätte, nein, er hatte dafür sogar eine Vorliebe; nur drängte ihn heftige Ungeduld mit jedem Morgen dem Leben zu und der ungebundenen Bewegung im Freien. Die Umgangsformen des Knaben und werdenden Jünglings waren von angeborener Liebenswürdigkeit. So hatte Miß War damit wenig Umstände. Ihm inwohnendes Anstandsgefühl enthob sie ebensowohl der Pflicht, Phaon über die Art seines Essens und Trinkens Vorhaltungen zu machen.

Sie hielt mit eigensinniger Monotonie bei ihrem Pflegling auf Pünktlichkeit, womit sie dem moralischen Teil ihrer Aufgabe gerecht werden wollte. Den Wildfang jedoch auf die Stundenzeiger seines eigenen Glashütter Chronometers festzulegen, war ein Unternehmen von größter Schwierigkeit. Er schien an das zeitlose Dasein der Götter gewöhnt und nur mit unendlicher Mühe für das Stückwerk der Stunden einzufangen. Und nun, zum schwersten Leidwesen von Miß War: dem Gedanken der Arbeit war Phaon durchaus nicht zugänglich. Niemals würde ein Pflug durch irgendeinen Acker der Welt gezogen worden sein, hätte man auf die Zähmung und Gewöhnung dieses Wildfohlens der unendlichen Grassteppe warten müssen. Was er tat und ergriff, tat Phaon als Spiel. Es mußte scheinen, als sei die Handlung aus freier Wahl hervorgegangen, ihr Vollbringen mußte ebenso ungezwungen, vor allem genußreich sein. Nie gelang es, wer immer und wie oft man es auch versuchte, den Knaben an eine Arbeit, die ihm als solche galt, festzubinden. Er befreite sich jedesmal unmerklich,

dem Gaukler gleich, der jeder noch so kunstreich geknüpften Fessel ohne alle Mühe entschlüpft.

Miß War erkannte und bekämpfte nach Kräften diese gefährliche Fähigkeit. Aber der Begriff des Ernstes und der Pflicht war nun einmal in Phaons Gemüt nicht hineinzuhämmern. Freilich, es war nicht wenig, was er auch so mit Lust ergriff und spielend seinem Wesen zu eigen machte, zum Beispiel sämtliche Sprachen der Kolonie, in denen er sich leicht und mühelos ausdrückte. Auch kannte er die ganze vorhandene Literatur, soweit sie nicht langweilig war oder ihm vorenthalten wurde.

Der werdende Jüngling besaß Humor. Sein großes Talent zur Imitation ermöglichte ihm, Männer aller Nationen, Volksklassen und Berufe, die er während der Reise beobachtet hatte, auf eine höchst überraschende Weise in Bewegung und Stimmklang darzustellen. Er hatte ihnen ihre Lieblingsthemen, Lieblingserzählungen, Lieblingsredensarten und Lieblingsschwächen abgelauscht. Immer wieder machte er sich und den Damen des erzwungenen Amazonenstaats, die Sinn dafür zeigten, das Vergnügen, sich mit diesem Talent zu produzieren, was, verbunden mit seiner unverwüstlichen Lebensfreudigkeit, immer aufs neue bewirkte, daß die gute Laune auf Île des Dames nicht ganz abhanden kam. Auch in dieser Beziehung jedoch legte Miß War, wo sie irgend konnte, dem „Sonnenwagen Phaons“ (eine beliebte Phrase Miß Hobbemas!) den Hemmschuh an. „Du bist kein Bajazzo“, sagte sie, „kein Clown, kein Hanswurst, kein Allerweltsspaßmacher.“

Hinter Phaons eigentliches Wesen zu kommen war nicht leicht. Der Knabe, sorglos, offen, mittheilsam, zeigte zwar niemals Neigung zur Hinterhältigkeit; aber es traten von Zeit zu Zeit bei ihm Zustände ein, die mit seiner sonstigen Art und Weise zu sein und zu handeln

nicht übereinkamen. Perioden der Abseitigkeit und schweigsamen Einsamkeit schlossen sich an solche der lauten Marktläufigkeit. Und so wenig Miß War, die den Zögling gern auf der goldenen Mittelstraße festgehalten hätte, das zweite Extrem billigte, kam sie doch dagegen noch weniger auf. Sie mußte sich damit abfinden, Phaon erst Tage, dann eine Woche hindurch, mitunter darüber in seiner Bambushütte am Fleuve des Dames ungeschoren zu lassen, da ein Versuch zum Gegenteil den Flüchtling einmal zu weiterer Flucht in das unbekannte Innere des Eilands bewog, wo er längere Zeit unauffindbar blieb.

Um die Ankunftszeit des kleinen Insularwunders, des ersten Eingeborenen von Île des Dames, war Phaon nirgend aufzufinden: nicht bei Miß War, nicht bei der schönen Laurence, wo er fast jeden zweiten, dritten Tag sich stundenlang mit der nun schon mehr als zwei Jahre alten, drollig-lieblichen Diodata beschäftigte. Als später deren Pflegemutter den Knaben aus irgendeinem Grunde zu sehen und zu sprechen begehrte, seine Bambushütte und seine sonstigen Schlupfwinkel aufsuchte, war er auch dort nicht aufzutreiben. Es war nicht durchaus der Gedanke, Phaon um jeden Preis zu treffen, was Laurence am nächsten Tage bergaufwärts trieb.

Ihr Schritt schien dafür allzu nachdenklich. Das edle Geschöpf, dessen Seelenadel und innere Würde sich in jeder Bewegung und in der Haltung des ganzen Körpers ausdrückten, befand sich im Zustand tiefster Versonnenheit. Von Zeit zu Zeit schüttelte die stolze Dame ihr stolzes, durch den natürlichen Schmuck ihres reichen, dunklen, wohlgeflochtenen Haares gekröntes Haupt, als ob sie einen Gedanken abwies, der sich ihr immer aufs neue aufdrängte. Wiederum aber von Zeit zu Zeit stieß die göttliche Frau einen tiefen Seufzer aus.

Keine der Insulanerinnen durchlebte das Schicksal,

das sie betroffen hatte, so tief und allseitig wie sie. Keine vermochte ihm andererseits eine solche Festigkeit des Charakters entgegenzusetzen. Das will sagen, ihr Denk- und Empfindungsvermögen ging wahrscheinlich über das der anderen Frauen weit hinaus, so daß sie dadurch tiefer in das Rätsel der Welt geführt und die Besonderheit ihrer Lage in Glück und Gram, Lust und Schmerz, Genuß und Entbehrung, Hoffnung und Furcht mehr als die andern auskosten mußte, daß sie aber diesem Beruf moralisch gewachsen war. Als sie noch in England lebte und in den europäischen Zentren mit den besten Geistern in Berührung kam, war es ihr nicht gelungen, das zu finden, was den unbestimmten Drang ihres Wesens beruhigen konnte. Nicht in den Kreisen der Musik noch der Literatur noch der Wissenschaft. Immer tiefer geriet sie in einen Zustand, dem sie gerade hatte entrinnen wollen, den der Vereinsamung. Nun versuchte sie es auf andere Weise und mit besserem Erfolg, sich von ihm zu befreien. Mehrere Jahre lebte sie, die glänzende Weltdame, in einer selbstgewählten Wald- und Landeinsamkeit. Sie bewohnte ein Häuschen, das außerhalb jeder Ortschaft gelegen war, und beschäftigte sich mit Gartenbau, soweit sie sich nicht dem Studium religiöser und philosophischer Fragen widmete. In diesen Jahren, wo sie während langer Monate keinen Menschen sprach, genoß sie ein Glück, das dem in Thoreaus „Walden“ überaus ähnlich war. Aber wie dieser fand sie sich eines Tages wiederum in den Strudel des Lebens hineingezogen.

So war sie in gewisser Beziehung für ein Leben der Verbannung vorbereitet. Auch eine Lebensaufgabe war nun in unumgänglicher Weise da, die sie im Bereich der Kultur vergeblich gesucht hatte. Und so hatte Laurence Hobbema eigentlich nie wie hier ihren Wert gefühlt.

Danach hatte sie diese Reise um die Erde angetreten

aus demselben Grunde, der sie zuerst in die Welt, alsdann in die Einsamkeit und abermals in die Welt getrieben hatte: Wunsch und Hoffnung, das zu erleben, wodurch das Dasein überhaupt erst seinen Sinn, seine Rechtfertigung und seinen Wert bekam. Statt dessen war der Schiffbruch eingetreten. Schon während der Katastrophe fühlte Miß Laurence Hobbema, daß diese Reise keine beliebige, sondern eine ihr bestimmte gewesen und sich nun etwas von der großen und dunklen Erwartung ihrer Seele verwirklicht hatte. Jedenfalls war der leise Spleen, den sie bis dahin noch immer in sich wachsen fühlte, mit einem Schlage vernichtet worden und mit den internationalen Festsälen der „Kormoran“ ins Meer gesunken. Die folternde Langeweile, die sich inmitten des notdürftig lackierten, entweder seichten oder brutalen Genießertums und seiner blöden Einförmigkeit ihrer bemächtigt hatte, war mit einemmal dahin, so daß ihr der Schiffbruch selbst während eigener höchster Lebensgefahr eine Notwendigkeit, eine Erlösung bedeutete. Sie war ihrer in dieser Beziehung gewiß; denn sie hatte eine ruhige und befreite Empfindung gehabt, als sie, in keiner Weise Errettung suchend oder für möglich erachtend, dem unentrinnbaren Tode ins Auge sah.

Der Ausgang, den das Abenteuer mit der Landung auf Île des Dames genommen hatte, bedeutete für Laurence nun wirklich und wahrhaftig die große Verjüngung und Erneuerung. Sie, die widerwillig von dem großen trüben Strome der Zivilisation mitgerissen war, wußte sich nun endlich herausgehoben und abgesondert. Sie sah sich auf eigene Füße gestellt, bekam ein Bewußtsein ihrer selbst und freute sich ihres wachsenden Wertes, den sie sich mit Bezug auf die Kolonie und mit Bezug auf sich selbst und ihre immer reicher sich entfaltende, gleichsam blühende Geistigkeit zubilligen durfte. Mit ruhiger Freude, ja mit Entzücken nahm sie wahr, wie

sie mehr und mehr ein Teil der Natur, des sie umgebenden Paradieses wurde, wie Kräfte und neue Organe sich in ihr bildeten, wie jeder ihrer Sinne, Gesicht, Geruch, Getast, Gefühl, sich erweiterte und verfeinerte und wie das Bewußtsein immer mehr einem überglicklichen Hausvater ähnlich ward, der den Reichtum kaum verarbeiten und unterbringen kann, den seine allzeit eifrigen Knechte, die Sinne, ihm zutragen. Sie sagte oft, wenn sie ihren gegenwärtigen Zustand mit dem von einst verglich, wie ein Jünger Buddhas zum Meister halblaut zu sich: „Vortrefflich, o Herr, vortrefflich, o Herr! Gleichwie etwa, o Herr, als ob man Umgestürztes aufstellte oder Verdecktes enthüllte oder Verirrten den Weg zeigte oder Licht in die Finsternis brächte.“ — Laurence hatte diesen und jenen Wunsch nach Dingen, hauptsächlich Büchern, aus dem Reich der verlassenen Zivilisation; aber sich selbst dahin zurückzuwünschen, würde ihr ebensowenig eingefallen sein wie einem Knaben der Wunsch nach einer Zelle in einem alten Männerasyl oder einem Durstigen, der eben in vollen Zügen kristallreines Wasser aus einem Gebirgsquell trinkt, der Gedanke und Wunsch, aus einer laulichen Pfütze zu schlürfen. Um ihretwillen brauchte kein Schiff zu landen. Geschah es doch, so war sie entschlossen, Île des Dames trotzdem als dauernden Wohnsitz zu behalten.

Zweifellos litt die schöne Laurence heute bei sich an einer kleinen Unstimmigkeit. Denn außer daß sie zuweilen seufzte, zuweilen den Kopf schüttelte, stand sie mitunter lange still und wechselte überdies mehrmals die Richtung. Im Grunde ihres Wesens lag trotzdem eine hohe Freudigkeit und Festlichkeit, der Begnadung wegen, die Île des Dames durch die Geburt eines Knaben auf so unerklärliche Weise zuteil geworden war. So oder so, mochte man unbefleckte Empfängnis oder natürliche

Zeugung annehmen, die Geburt eines Menschen war für Laurence das höchste Mysterium, das selbst durch ein Wunder nicht in den Schatten gestellt werden konnte. Und Erinnerungen aus eigener Kindheit, Tauffestlichkeiten, Familiengastmahle nach der Geburt jüngerer Geschwister, kamen hinzu, um die herrliche Insel von einem warmen Glanz sonntäglichen Lichtes umstrahlt erscheinen zu lassen. Übrigens stand die Taufe des kleinen insularen Erstgeborenen durch Laurence in der Kirche Nôtre-Dame bevor, dem man den Namen Bihari Lâl bestimmt hatte. So kam es, daß überdies ein weihevolleres Vorgefühl, eine große und frohe, dabei tiefreligiöse Empfindung durch die priesterliche Jungfrau auf die Haine, Wälder, Küsten, Täler und Spitzen des Eilandes übertragen wurde. Es schien Laurence geradezu mit seinem rauchenden Bergkegel ein gewaltiger Opferaltar zu sein.

Der Zufall wollte, daß ihr nach einigen Stunden versonnenen Schlenderns Phaon heiter abwärts wandernd entgegenkam. Als er einige Augenblicke in ihrem Gesichtsfeld war, gestand sie sich mit einem gewissen Befremden, hinwiederum aber auch mit einer gewissen Beruhigung, daß man ihn noch durchaus als Knaben ansprechen mußte. Daran konnte der abwechselnd tiefe und hohe Stimmklang auch nichts ändern, der ihr natürlich nicht entging, als sie der junge Stradmann mit fröhlichen Rufen und Winken begrüßte. Er teilte ihr mit, daß er allerlei Neues auf seiner Streife entdeckt habe, vor allem einen gleichsam verzauberten See, der tief in Wäldern verborgen sei, und an diesem See einen großen Vogel von so märchenhafter Farbenpracht, daß man es nicht beschreiben könne. Dieser Vogel habe sich ganz gewiß, so sagte er, von den glückseligen Inseln hierher gerettet. Denn solche müßte es, einzig und allein nach diesem Vogel zu urteilen, einst gegeben haben, und sie müßten untergegangen sein. Miß Laurence sagte:

„Mein Junge, was brauchst du glückselige Inseln?“ — Lachend gab er zurück, er fühle sich allerdings vollständig wohl in seiner Haut. Aber nicht nur der Vogel mit dem unbeschreiblich buntfarbigen Gefieder, sondern auch eine eigene Empfindung sei ihm Beweis für ganz andere unerhörte mögliche Wonnen, hoffentlich nicht nur in einer unwiederbringlichen Vergangenheit.

Es war eine Eigentümlichkeit des werdenden Jünglings, das Unerwartete ohne jede Überraschung wie etwas Selbstverständliches hinzunehmen, und so hielt er sich auch jetzt bei dem Wieso und Wozu der plötzlichen Begegnung nicht auf, sondern kam sogleich auf Dinge zu sprechen, über die Miß Laurence und er sich beim letzten Zusammensein unterhalten hatten. „Hallo!“ sagte Laurence nach einiger Zeit, „du warst seit acht Tagen nicht bei mir. Es hat sich inzwischen etwas ereignet, wovon ich allerdings annehme, daß es dir auch schon zu Ohren gekommen ist. Du hast einen Spielkameraden erhalten.“ — Er war verduzt. — Da versuchte sie es und kam dem gelockten Burschen mit Adebar. Ob er nicht gar beobachtet habe, daß ein oder mehrere Störche die Insel umkreist und sich dann auf ihr niedergelassen hätten. — „Störche?“ Er lachte laut heraus. Trotzdem sah er sie prüfend an, mit großem Blick und, wie Laurence meinte, unsicher fragend, ja mißtrauisch. — „Nun, Phaon“, rief sie, „es ist nicht anders, ein neuer Bürger von Île des Dames ist angekommen. Freund Adebar ist gelandet und hat in einem winzig kleinen Paket einen winzig kleinen Knaben gebracht!“ — Sie fuhr fort, wie um schnell ihrer ganzen Aufgabe entledigt zu sein: „Und denke, er hat das Paket mit dem kleinen Kinde Babette Lindemann durch den Schornstein geworfen.“

Diese Mythologie fiel nun sehr aus dem Rahmen

der meist so hochgestimmten Seele der Miß; aber sie konnte eben auch, besonders im Umgang mit Phaon, nicht selten kindlich unbefangen lustig sein. Auch neckte sie ihren Zögling gern, mitunter nur, um ihn selbst und dadurch sich selbst zu belustigen und sich an dem Widerpart seines unversieglichen Übermuts und vornehmlich an seinem Gelächter zu erquicken. Heute mochte mit dem Kinderfibelbericht noch eine andere Absicht verbunden sein, da sie mit ihren großen dunklen Kuhaugen merkbar die Wirkung verfolgte, die ihre Worte in Phaon hervorbrachten. Diese stellte Miß Laurence zufrieden. Das Stutzen des Knaben, das folgende überlegene Auflachen, hernach das selbsttätige Ausbauen und Ins-Absurde-Steigern der Storchlegende belehrte sie zwar, daß dieses Märchen von Phaon überwunden sei; aber die nun folgenden, reichlich unbestimmten Ansätze ließen sie kaum im Zweifel über die Vagheit jener Begriffe, die er etwa an Stelle des Kindermärchens zu setzen hatte. Er fand auch die Ankunft des Knaben natürlich, und so schien er über das Zustandekommen des Lebens im Mutterleib und dessen notwendige Voraussetzungen durchaus im Dunkeln zu sein. Sonach gab es auch keinen Weg, ihm die hohe Erregung der Kolonie begreiflich zu machen oder gar ihn hineinzuziehen. Er verließ vielmehr bald diesen Gegenstand und kam auf andere, die ihn selbst beschäftigten.

Diese Wendung benützte Laurence, um von Mukalinda zu sprechen. — „Wer ist Mukalinda?“ fragte der Knabe. Er wußte es nicht. Miß Laurence wollte wissen, ob er wirklich von Mukalinda noch nie gehört habe, und stellte sich sehr verwundert deshalb. Sie sei der Meinung gewesen, sie habe von Mukalinda in den Stunden, wo sie und Phaon gemeinsam mit der Weisheit der Inder sich beschäftigt hätten, selbst zuweilen erzählt, und sie habe geradezu fragen wollen, ob er nicht auf den Schlangenkönig Mukalinda mit den sieben Ringen

irgendwo, vielleicht am See des Paradiesvogels, gestoßen wäre.

Das sei er wohl, rief Phaon eifrig, und fing nun an, in übermütiger, vollkommen unbefangener Art auf die Fiktion eines Schlangenkönigs einzugehen. Mit Phantasie und Erfindungskraft und heiter ironischer Übertreibung schilderte er, wie und wo er Mukalinda getroffen, wie er von ihm empfangen worden sei, wie der Gott aussehe und sich bewege, daß er nur von Erde lebe und sich vorgesetzt habe, nach und nach alle fünf Erdteile zu verschlucken. Er behauptete schließlich, gesagt zu haben: „Sie werden einen furchtbaren Durst bekommen, Majestät.“ Aber nein, Mukalinda meinte, er habe hauptsächlich Landhunger. Übrigens sei ja auch das Meer... und so fort.

Die schöne Miß war aufrichtig froh, daß sie so vollkommen resultatlos auf den Strauch geschlagen hatte.

Gegen Ende August wurde Bihari Lâl getauft. Am fünfzehnten September wurde Deborah, die schöne Jüdin, durch Fräulein Doktor Egli von einem gesunden kleinen Mädchen entbunden. Im Oktober geschah dasselbe Alma, der Mulattin. Sie gebar ein vollkommen weißes männliches Kind. Dann trat eine längere Pause ein, bis im Dezember Rosita, die märchenhaft schöne Drahtseiltänzerin, den Bürgern der Kolonie einen Knaben beisteuerte. Von nun an griff die rätselhafte Schöpferkraft auf die meisten der Damen der Kolonie über, so daß am Ende als Feigenbäume, die keine Frucht brachten, nur noch Anni Prächtel, Frau Rosenbaum, Miß Tyson Page, Miß War, Miß Laurence Hobbema, Fräulein Doktor Egli und einige andere vereinsamt dastanden. — „Wir müssen uns sagen“, erklärte die Präsidentin, „wir sind weder berufen noch auserwählt, sondern vielmehr reif, ausgerottet und ins Feuer geworfen zu werden.“

Da Babette Lindemann zu Beginn des zweiten Jahres nach Bihari Lâl schon wieder, und zwar ein Mädchen geboren hatte, später Deborah sogar Zwillinge und endlich ebenso, und ohne die Reihenfolge zu verwirren, Alma sowie Rosita je ihren zweiten Buben, so konnte am Ende des zweiten Jahres nach Bihari Lâls Geburt das neue Eden einen Zuwachs von mehr als zweihundert Seelen in seinen Geburtsregistern aufweisen, die durch Rodberte Kalb ordnungsgemäß geführt wurden.

La recherche de la paternité est interdite. Dieser Grundsatz wurde noch immer aufrechterhalten. Und ob nun Mukalinda oder wer immer auch sonst von Göttern oder Heroen im Spiele war, es würde nicht leicht gewesen sein, sie aufzufinden und nun gar in einer so heiklen Sache zu überführen. Man kann sich denken, welche Veränderung besonders mit Ville des Dames vorgegangen war, ein Name, der nun schon lange nicht mehr so wie bei Gründung der Ansiedlung zu Recht bestand. Es waren seltsamerweise mehr Mädchen als Knaben geboren worden, aber es quäkten und purzelten auch bereits viele Knaben zwischen den Bambushütten herum. Ville des Dames hatte ehemals die Signatur einer Siedlung von Schiffbrüchigen. Die führenden Damen hatten im Grunde nichts weiter zu tun, als darauf zu denken, wie die Hoffnung, der Glauben, der Mut der Kolonisten aufrechtzuerhalten, die Hoffnungslosigkeit, die Verzweiflung, ja der Wahnsinn von ihnen fernzuhalten seien. Dieses Ressort der Regierung war bedeutend entlastet worden. Jetzt lag vielmehr über Île des Dames der Geist einer ortsansässigen stillen Vergnüglichkeit. Man sah nicht mehr wie früher arme Verbannte und Heimwehkranken mit zusammengebissenen Zähnen und nassen Augen stundenlang vor sich hinstarren, sondern überall war eine frische, gesunde Tätigkeit. Verrichtete man das Unumgängliche früher meist mit Verdrossenheit, so schien man jetzt Vergnügen daran zu finden.

Reizbares Schweigen, heftiges Streiten und die Neigung, bei jeder Gelegenheit sogleich zu weinen, hatten einer verhaltenen Lustigkeit Platz gemacht, die sich in schalkhaften Zurufen, ja nicht selten in Heiterkeitsausbrüchen äußerte: solche verbreiteten sich mitunter über ganz Ville des Dames.

Als das seltsame Mannatropfen eine ähnliche Dauerhaftigkeit und Regelmäßigkeit angenommen hatte, wie sie den Phasen des Mondes, der Drehung der Erde um ihre Achse mit der Wiederkehr von Dunkel und Licht eigen ist, ließ man allmählich davon ab, über das Wunder sich noch zu verwundern. Die Malerin war mit ihrem Vorschlag, dem Mysterium auf den Grund zu gehen und es gleichsam unter Beaufsichtigung zu nehmen, nicht durchgedrungen. Besonders weil die einzige natürliche Denkbare sie in eine Richtung geführt hatte, die nach den vorsichtigen Untersuchungen durch Miß Laurence, Rodberte Kalb und Fräulein Doktor Egli völlig ausschaltete. Den Ausschlag in dieser Beziehung gab Miß War. Als man ihr nämlich andeutete, daß man, allerdings ohne jeden wirklichen Anhalt, eine auf Phaon Stradmann zielende Möglichkeit habe ins Auge fassen müssen, bevor man sich zur Annahme eines übernatürlichen Ursprungs des Kindersegens von Île des Dames endgültig entschieße, wurde die Dame fuchsteufelswild, und nachdem sie alle, deren Gesinnung schmutzig und erbärmlich genug sei, um ihnen eine so unverschämte und niedrige Vermutung zu ermöglichen, mit den ärgsten und bissigsten Beinamen belegt hatte, verbürgte sie sich mit heiligen Eiden für Phaons Unverdorbenheit.

Aber dies war ihr nicht genug. Sie nahm ihren Zögling unter vier Augen ins Gebet. Und allerdings das Punctum saliens wie die Katze den heißen Brei umgehend, hatte sie sich für ihr Verhör ein raffiniertes System der Einkreisung ausgedacht, das sie ohne alle

Schonung zur Anwendung brachte. Mit seiner Hilfe war der Knabe wirklich dermaßen auf Herz und Nieren geprüft worden, daß am Ende jeder, auch der versteckteste Winkel seiner Seele sein Geheimnis herausgeben mußte, wobei sich denn Phaons völlige Unwissenheit und Unschuld klar und unwiderleglich erwies.

Unmöglich konnte ein Naturkind gleich Phaon, wenn es etwas verbarg, ohne sich auch nur durch ein halbes Wort, einen Blick, eine Miene zu verraten, Miß Wars Verhör zwei Stunden und länger hindurch aushalten. Sie begann mit treuherzig schlichter Vertraulichkeit und suchte durch harmlose Zwischenfragen, während die Erzählungslust des Knaben im Gange war, ihn aufs Eis zu locken. Vergeblich aber harrte sie auf den Augenblick, wo er aus dem Konzept kommen, sich verwirren, sich verraten, kurz, gleiten und sich aufs Eis setzen würde. Nein, was sollte er ihr verraten, wo tatsächlich nichts zu verraten war?

Um nun noch an Phaons Unschuld zu zweifeln, hätte man müssen störrischer als ein Maultier sein. Und in der Tat, es gab niemand mehr, der sie bezweifelte, nicht einmal die im Beginn der andren Umstände und überhaupt immer so realistisch gesinnte Präsidentin und Malerin. Sie hatte vielmehr zur Tilgung des allerletzten Restes von Verdacht beigetragen. Da nämlich Phaon sie oft aus freien Stücken besuchen kam, weil sie die einzige sei, wie er sagte, mit der man einmal richtig deutsch reden könne, so hatte auch sie ihn auf ihre Art genau sondiert und festgestellt, daß er im wirklichen und symbolischen Sinne, also im doppelten Sinne, tatsächlich ein Waisenknabe war.

So waren die Akten in dieser Sache geschlossen, und zwar zum Segen von Île des Dames: man wußte nun eben ganz genau, mit was man es nicht zu tun hatte. Wie man von einem großen Sterben reden kann, das als Epidemie einen Weltteil verheert, so war hier ein

großes Lebendigwerden festzustellen. Es hatte die Kolonie überschlichen und sie mit einer ganz unerhörten, wundervollen Erfahrung beglückt. Und wie im Gefolge einer Pest Jammer und Wehklagen ist, so konnte im Gefolge dieses wundervollen Werdeprozesses nur Freude und lauter Jubel ausbrechen.

Die dauernde Wirkung der großen übernatürlichen Tatsache, vom Kindersegen an sich abgesehen, äußerte sich im einzelnen sehr vielfältig, im ganzen jedoch durch eine neue und höhere Mentalität. Wie hätte man auch unter der Beschattung dieses erhabenen Wunders von sich noch als von einer verbannten, verlassenen, verlorenen und verstoßenen Schar sprechen, sich als solche empfinden sollen? Es wäre widernatürlich gewesen und überdies undankbar, hätte man sich nicht als eine Schar Auserwählter betrachtet und wäre man nicht stolz und glücklich gewesen, eines so unerhörten Gnadenbeweises von den unbekanntten Mächten des Himmels gewürdigt worden zu sein.

Schon lange vor Ablauf des zweiten Jahres nach Bi-hari Lâls Geburt war der Gedanke der übernatürlichen Zeugung in seinem beglückenden und erhebenden Wert erkannt und zum unantastbaren, weil alleinseligmachenden Dogma erhoben worden. So war es recht; denn der Geist und das Aufblühen von Ville des Dames sprachen unwiderleglich für seine Richtigkeit. Übrigens würde man es auch dann geglaubt und nicht im geringsten bezweifelt haben, wenn man diese und jene der Insulanerinnen in flagranti mit einem Manne ertappt hätte. Das Dogma hatte sich durchgesetzt, und es blieb vergeblich, daran zu rütteln.

War man ein auserwähltes Volk — und niemand durfte daran noch zweifeln —, so hatte man Grund genug, für den Schiffbruch dankbar zu sein, weil er nur eine Brücke war, um den heiligen Boden von Île des Dames zu erreichen. Jede einzelne Auserwählte hatte überdies

ein Recht, in hohem Grade mit sich zufrieden zu sein und große Stücke auf sich zu halten. Freilich nur die, deren quäkende oder am Gängelband torkelnde Sprößlinge lebendiges Zeugnis für ihre Beschattung durch das Wunder ablegten. Die, in denen eine Schöpferkraft nicht zum Ausdruck kam, hatten es gar nicht leicht, sich trotzdem bei einiger Geltung zu erhalten. Sie versuchten und erreichten es aber zum Teil, indem sie das Dogma nun doppelt hochhielten und dem herrschenden Geiste besonders schmeichelten.

Wovon am meisten gesprochen wurde und was den Stolz der Weiber am meisten kitzelte, ja zum Triumph steigerte, das war vielleicht nicht so sehr eine wahrscheinliche Zeusgeburt als die unumstößlich erwiesene Tatsache, daß man ohne Mann Mutter zu werden fähig war. Und in der Tat, mit dieser Erweise war der Mann entthront, und es hatte die Frau die alleinige Herrschaft der Welt angetreten.

Das verlassene Reich der Zivilisation war auf die im großen ganzen dort schon völlig nutzlose Überzahl von Männern zugeschnitten, es war eine Männerzivilisation! König, Ritter, Bürger, Bauer, Handwerker und Tagelöhner waren es, die sich als ihre Pfeiler und Vertreter aufspielten. Das Weib wurde dabei nicht einmal genannt. Es galt als minderwertiges Anhängsel. Dies würde für immer nicht anders geworden sein, wenn nicht die Stunde gekommen wäre, wo man sich ganz ohne Männer behelfen konnte. Die Weltwende war nun eingetreten, auf dem heiligen Boden von Île des Dames. Welchem Unfug wurde damit ein Ende gemacht, wieviel Unrecht und Widersinn ward damit abgeschafft! Der Mann war früher der Mensch gewesen. Mann und Mensch waren synonym. Heut wollte man aber den sehen, der seine Augen dagegen verschließen könnte, daß Mensch und Weib dasselbe sei und es außer dem Weibe einen Menschen nicht gebe.

Diese grundlegende Wandlung im Gemeingeist der Kolonie mußte natürlich Phaons Stellung in ihr durchaus zu seinem Nachteil verändern. Er bemerkte sehr bald, daß er nicht nur durch die Menge der kleinen Kinder aus dem Mittelpunkt des Interesses verdrängt worden sein konnte: man würde ihn sonst zwar mit weniger Anteilnahme bedacht, aber doch nicht geflissentlich gemieden und schnöde behandelt haben, wie jetzt geschah, sooft er die Kolonie betrat. Den wahren Grund eines solchen Betragens zu erraten, hinderten ihn jedoch seine Jugend und seine heitere Arglosigkeit.

Er hatte seine Stellung als Vollmensch eingeübt. Dies widerfuhr ihm ganz mit Recht in natürlicher Folge des neuen Geistes, der nun einmal herrschend geworden war. Aber als der einzige erwachsene Halbmensch auf der Insel trug er nicht nur einen ihm angemessenen Teil der öffentlichen Geringschätzung, sondern die ganze Last der Verachtung, die sich auf Millionen und aber Millionen Männerschultern, wie billig, verteilen sollte. Dieser Zustand veranlaßte ihn, dem Zentrum von Île des Dames mehr und mehr und endlich fast ganz fern zu bleiben.

Damit ergab sich etwas von selbst, was Miß War nach ihren Erziehungsgrundsätzen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln hätte erzwingen müssen.

Diese pflichtgetreue Person konnte nämlich durch das rätselhafte Naturereignis nicht im geringsten von ihrem Ziel der Erziehung Phaons zu einem in jeder Beziehung tadellosen Gentleman abgelenkt werden. Und in der jetzigen, wie sie wußte, gefährlichsten Phase seiner Entwicklung war ihre größte Sorge darauf gerichtet, die im Menschen und auch im Halbmenschen schlummernde und nach dem Erwachen dominierende Leidenschaft solange wie irgend möglich im Zustand der Unbewußtheit zu erhalten. Diese Unbewußtheit, die einen Jüngling zum unbefangenen Kameraden

und Spielgenossen junger Mädchen macht, diese Reinheit und kindliche Unschuld war des nun schon ziemlich herangewachsenen jungen Europäers, war Phaons allbestrickender Reiz. Es war dieser Schatz, dieser Pfirsichflaum, dieser Abglanz des Zustandes vor dem Sündenfall, den man wie seinen eigenen Augapfel vor noch so geringer Verletzung behüten mußte: denn eine solche genügte schon, um diese Blüte zugrunde zu richten. Ähnlich dachten Rodberte Kalb und Laurence. Alle drei Damen begrüßten es sehr, als ihr Zögling aus freien Stücken den Boden von Ville des Dames zu meiden begann.

„Was sollte der Junge jetzt hier lernen“, fragte Rodberte Kalb, „wo sich die Weiber vollständig unter sich fühlen? Schon vorher, aber nun erst recht, seit sie Kinder kriegen und nicht wissen von wem, ist etwas Naturwesenhaftes über sie gekommen. Das ist an sich eine Sache, die zu begrüßen ist als Beweis einer warmen, wohligen und gesteigerten Vitalität. Schon heut würden unsre Damen in eine europäische Gesellschaft nicht mehr hineinpassen. Aber mit der Rückkehr zur Natur verbunden ist eben auch die Natürlichkeit. Und was die Natürlichkeit unsrer Damen betrifft, so läßt sie allmählich gewiß nichts mehr zu wünschen übrig. Ja, gegen ihre Übertreibung durch Erlasse einzuschreiten, hat sich sogar unsre doch wahrhaftig weitherzige Präsidentin bewogen gefühlt. Unsre Damen sind geradezu frech geworden.

Die Frechheit wächst aus dem Übermut, und dieser wieder stammt aus dem glücklichen Boden, der uns ernährt, dem glücklichen Himmel, der über uns ist, kurz aus der üppigen heiteren Fülle, in der wir leben. Alle unsre Sinne erfahren täglich die reichste und süßeste Sättigung. Dadurch haben die Blicke der Damen abwechselnd etwas schläfrig Gesättigtes und etwas glühend Begehrliches angenommen. Denn es ist klar,

daß bei immerwährender Sättigung auch das Begehren hier unersättlich ist. Was aber die Moral betrifft, so hat sie wenig Aussicht, eine Rolle zu spielen bei einer so heißen, furchtlosen Triebhaftigkeit, die, wie wir sehen, dazu führt, daß wir schon ohne Männer Kinder bekommen. Nun haben wir zwar eine Art Urzeugung, und es ist richtig, daß man, stolz auf die Beschattung des von jeher so kinderreichen Zeus, absolut männerfeindlich ist. Aber ich könnte mich nicht für die Zeustreue unsrer Damen verbürgen, wenn ein Achill oder Hektor oder auch nur ein hübscher Marineleutnant hier auftauchte. Und unser Phaon wird bald einem Alkibiades an Schönheit nichts nachgeben.“

„Nach meiner Erfahrung“, sagte Laurence Hobbema, „haben alle Kolonistinnen Phaon, das Kind unsrer Kolonie, für tabu erklärt. Ich glaube nicht, daß irgendeine für ihn anders als mütterlich empfindet. Dagegen kann man dem Knaben die Augen nicht zubinden. Unsre Damen haben sich sehr verschieden entwickelt, einige sind so wild und gewandt wie Pantherkatzen, andre, und zwar ein großer Teil, sind gleichsam zu üppigen Pflanzen geworden. Weder in der Bekleidung noch Entkleidung zeigen sie Schamhaftigkeit. Die Kinder werden, wo man geht und steht, öffentlich an die Brüste gelegt. Wahrhaftig, den großen Rubens würde ein Gang durch Ville des Dames sehr befriedigen. Trotzdem bleibt das Tabu undurchdringlich. Nur, wie gesagt, die Augen Phaons kann man nicht zubinden. Und das müßte auf die Dauer von schlimmen Folgen für ihn sein.“

Laurence, die auf der Insel allgemein schlechthin die Göttin genannt wurde, teilte Rodberte Kalbs Bedenken; aber sie fügte die ihren hinzu, und diese bezogen sich auf eine, wie sie meinte, in Phaon inkarnierte höhere Idealität. Die Reinheit des Epheben, die Miß War sowie Rodberte heilig hielten und bewahrt wissen wollten, war ihr mehr als nur kindliche Unwissenheit. Vielmehr

kam sie auf das zurück, was sie einst der Präsidentin gegenüber vertreten hatte, wonach sie Phaon die Rolle eines jugendlichen Helios zuteilte, der bestimmt sei, später einmal die Welt zu erleuchten. Das war nun freilich ein anderes Ziel als Miß Wars vollendeter Gentleman: und dieses Ziel sah „die Göttin“ gefährdet.

Sie war es, deren Lust am Mythos und deren Neigung zum Transzendenten überhaupt den neuen Geist von Île des Dames geschaffen hatten. Sie hatte dem rätselhaften Ereignis von Île des Dames sofort den Charakter eines Wunders im Sinne Babette Lindemanns zugestanden, und ihre Begeisterungsfähigkeit hatte diesem Wunder den hohen und höchsten Sinn einer Neuorientierung der gesamten Menschenwelt beigelegt. Sie war die Schöpferin jenes neuen Bewußtseins geworden, wonach sich die Verbannten von Île des Dames als auserwähltes Volk betrachteten, ja als Erlöservolk der Welt. Damit war sie zur Schöpferin eines neuen Glaubens, einer neuen Liebe, einer neuen Hoffnung geworden. Aber völlig voneinander verschieden waren nun freilich die Motive, die sie nach Annis Erläuterung zur Mitarbeit an der mystischen Kuppel des neuen Doms von Île des Dames veranlaßten, und jene, die sie dazu brachten, in Phaon nicht Phaon, sondern einen Helios, einen Luzifer, ein Phos noëron, einen Lichtbringer, einen Heiland zu sehen.

Der Glaube, den sie der Kolonie geschenkt hatte, war, verglichen mit dem, den Phaon ihr einflößte, eher auf künstlichem Wege zustande gekommen. Der Enthusiasmus für Phaon war unsozial. Der Reichtum seines Geistes, die Schönheit seiner ganzen Erscheinung hatten es ihr, so wie dem Sokrates etwa die des Phaidros, angetan. Und wie dieser die Schönheit und Reinheit des Phaidros, wollte sie die seine behüten.

So hatte sie es bei der Präsidentin, allerdings ohne alle Mühe, erwirkt, daß für Miß War und Phaon eine

knappe Stunde abseits der Siedlung an einer luftigen und gesunden Stelle ein hübsches Holzhaus errichtet wurde, das neben den Wohn- und Schlafräumen der beiden auch einige Schulräume besaß, wo Phaon unterrichtet wurde. Man dachte daran, diese Gelasse in späterer Zeit noch besser zu verwerten, wenn der Nachwuchs von Île des Dames erst das schulpflichtige Alter würde erreicht haben. Nicht selten zog sich auch die Präsidentin auf Stunden, ja auf Tage in diesen Zufluchtsort zurück, für den sich der Name Akademie einbürgerte: Miß War, oder wer sonst gerade im Hause weilte, konnte bei jedem Besuch der Malerin ohne weiteres voraussetzen, daß ihr das Treiben des auserwählten Volkes wieder einmal zu bunt geworden war.

Dies war das letztmal geschehen, als das Dogma der alleinseligmachenden Weiberkultur zum erstenmal gleichsam die Zähne zeigte: denn daß Phaon als männliches Wesen mit scheelen Augen betrachtet wurde, war schließlich eine Geringfügigkeit. Und überdies wurde der Knabe selbst in seiner wahrhaft göttlichen Laune nicht im geringsten dadurch beeinträchtigt. Allein nun richtete sich das Dogma mit gestäubten Borsten und entblößten Hauern wie ein schwarzer mächtiger Keiler im Sumpfe auf und wetzte seine gebogene Waffe, um sich zum Kindermord vorzubereiten.

Allen Ernstes nämlich nahm eines Tages die Mehrzahl der Frauen, welche Mädchen das Leben gegeben hatten, an der Existenz der Knaben Ärgernis und stellten in öffentlicher Versammlung zunächst die Frage zur Diskussion, wie man sich der durch die Geburt von Knaben dem rein weiblichen Zukunftsstaat drohenden Gefahr zu erwehren gedenke. Widerspruchsvoll, wie Weiber nun einmal sind, wurden die Mütter von Knaben durch diese ganz berechtigzte, weil folgerichtige Frage aufs äußerste aufgebracht; denn sie sahen ganz allein die Gefahr, die ihren geliebten Sprößlingen drohte. Die

schwache Position aber, die sie nun einmal innehatten, konnte durch bloße Ausbrüche ihrer angstvollen Wut und Entrüstung nicht verstärkt werden: vielmehr zog die Gegenpartei ihren Nutzen daraus. Sie bewies, daß, wenn man die Frage als zu Recht gestellt nicht gelten lassen wollte, das Dogma damit verraten sei. Und so drangen sie, da sie durch die Heftigkeit der Knabemütter ebenfalls leidenschaftlich erregt worden, außerdem in der Mehrzahl und schließlich im Rechte waren, insoweit durch, daß die heikle Frage besprochen wurde.

Es könne, wenn auch nur halb soviel Knaben als Mädchen geboren wurden, von einem künftigen Weiberstaat nicht die Rede sein. In den Staaten der Amazonen seien, um sie rein zu erhalten, die männlichen Kinder getötet worden. Man habe sie, weil dies wohl die mildeste Form der Ausmerzung sei, gleich nach der Geburt in den Gebirgen ausgesetzt. — Diese Erwähnung genügte, um Ville des Dames zum erstenmal in zwei feindliche, geradezu wütende Heere zu spalten.

Als die Präsidentin nach diesen Vorfällen verärgert und wütend die Akademie betrat, floß ein ziemlich unverständlicher Strom von Worten aus ihrem beredten Munde: Worten, unter denen das, mit dem sie begann, das, welches sie zumeist wiederholte, und das, mit dem sie endete, das Wort „Blödsinn!“ war.

Wäre Miß Laurence zugegen gewesen, es würde zu einem jener Zusammenstöße gekommen sein, die sich zwischen den beiden einander übrigens gar nicht abgeigneten Damen oft ereigneten; aber dieser hätte wahrscheinlich alle früheren in den Schatten gestellt. So aber traf sie nur auf Miß War, und ihr gegenüber konnte sie, wenn es sich um die Folgen des Wunders von Île des Dames handelte, ohne mit einem Widerspruch rechnen zu müssen, frei von der Leber weg reden.

„Diese Frauenzimmer“, sagte sie, „sind alle ohne

Ausnahme übergeschnappt. Es fehlt ihnen absolut die Korrektur durch das Männliche. Mir selber fehlt diese Korrektur, und ich fühle genau, wie ich dem allgemeinen Wahnsinn langsam, aber sicher verfallende. Auf öffentlich anerkannte Lügen“, fuhr sie fort, „stützt sich ja auch die sogenannte europäische Zivilisation. Manches mehr oder weniger geistreiche Buch ist über das Thema der konventionellen Lüge verfaßt worden. Es gibt ganz wenige produktive Wahrheiten, aber um so mehr produktive Lügen und Irrtümer.“ Sie sagte, man habe dafür unzählige heiliggesprochene Beispiele. Aber dabei zu sein und aus nächster Nähe zu erleben, wie mitten in der Wildnis so ein dicker, fetter, geiler Irrtum aufsprieße und aufschieße, immer fester einwurzele und den Himmel mit seinem Wipfel verdecke, und dabei müßig zuzusehen, das sei für eine Natur wie sie keine leichte Aufgabe.

Hier strengte der Geist Miß Wars sich vergeblich an oder weigerte sich, auf den Sinn dieser Worte einzugehen. So pflegte sie auch ihr Gesicht zu wenden, wenn ihr einmal Anni Prächters Blick gerade und fest die Augen traf.

„Die Welt ist auch voller Don Quichotterie“, fuhr die Prächter fort. „Und es ist ganz gut, warum denn nicht, daß wir auch von diesem Artikel ein gerütteltes und geschütteltes Maß aus dem Schiffbruch gerettet haben. In der schönen Laurence haben wir zwar einerseits eine Göttin an Kraft, Güte und Menschlichkeit, aber sie könnte trotzdem gut eine von la Mancha sein. Sie macht uns verrückt. Sie treibt den Wahnwitz auf die Spitze.

Es ist mir im Grunde gleichgültig, wie dieser Kindersegens zustande kommt. Es ist mir mitunter, als kröchen, purzelten, flögen alle diese Bälger direkt aus dem schwangeren Schoß dieser lächerlichen Insel hervor. Warum sollten im Feuerbauch von Île des Dames nicht mehrere hunderttausend Kinder jährlich zustande

kommen und an die frische Luft gesetzt werden? Ebenso könnten dort höllische Dämonen wohnhaft sein und nachts durch die Krater und Fumarolen aufsteigen, um unsichtbar mit den Töchtern der Menschen zu buhlen. Wie gesagt, es ist mir ganz gleichgültig. Wenn man aber das Forschen nach dem Ursprung des Phänomens aus bestimmten Gründen beiseite setzt, so sollte man bedenken, daß andere, nicht minder wichtige Gründe dafür vorhanden sind, aus dem Unsinn einer bloß weiblichen oder übernatürlichen Zeugung Schlüsse zu ziehen, die zu verbrecherischen Handlungen hinführen.“ —

Es war dem obersten Frauenrat und anderen besonnenen Elementen zu danken, wenn das Verbrechen des systematischen Knabenmords nicht zum Gesetz wurde. Es wurde aber eine strikte Trennung von Menschen und Halbmenschen, Mädchen und Knaben, durchgesetzt, indem man eine Siedlung nur für Knaben einrichtete. Dorthin wurden die männlichen Sprößlinge unmittelbar nach der Entwöhnung gebracht und dort zunächst unter guter Pflege und Aufsicht gehalten; später wollte man weiter sehen.

Am dritten März im dritten Jahre nach Bihari Lâls Geburt rannte eine Strandwächterin, den Bambusspeer hoch in der Faust schwingend, mit dem Ruf: „Ein Schiff! Ein Schiff!“ durch die Kolonie.

Nachdem man die Atemlose einigermaßen beruhigt und sich überzeugt hatte, daß diesmal nicht, wie auf Veranlassung Phaons öfter geschah, blinder Lärm geschlagen wurde, traten Laurence, Tyson Page und Rosita, die ehemalige Tänzerin, unter Führung der Wächterin den Weg nach der Stelle an, von der aus das Schiff zu sichten sein sollte.

Die Nachricht wirkte in der Kolonie wie ein Donner Schlag. Da es noch früh am Tage war, mußten allerlei

Mutterpflichten erledigt werden, bevor andere Trupps sich dem ersten anschließen konnten. Inzwischen bildete sich vor dem Rathaus ein großer Zusammenlauf.

Der gesichtete Dampfer sollte ein gewaltiges Schiff mit drei oder vier Schornsteinen sein und mit direktem Kurs von Westen her auf die Insel zulaufen. So war es denkbar, daß man den Fünfuhrtee bereits in einem prunkhaften Damensalon, vielleicht an Bord eines der herrlichen deutschen Chinafahrer, genoß, und wenige Stunden später konnte Île des Dames möglicherweise im Weltmeer für immer versunken sein.

Die Empfindung der Freude brach natürlich zunächst mit elementarer Gewalt hervor, verbunden mit einem Sturm von Hoffnungen, die, scheinbar erstorben, nur geschlummert hatten, nun aber doppelt lebendig aufstanden. Dagegen freilich meldeten sich auch andere Empfindungen, die dem Trank der Freude eine sich deutlich geltend machende Menge Wermut beimischten. Eine Viertelstunde nach dem Bekanntwerden der großen Neuigkeit hätte man leicht zu dem falschen Glauben gelangen können, sie werde als die Kunde nicht von einem nahenden Glück, sondern von einem verheerenden Unglück aufgefaßt, da sich die allgemeine Erschütterung vornehmlich durch Weinen und Jammern Luft machte.

Als Laurence, bevor sie, mit ihrem Trupp in den Palmenwald einbiegend, Ville des Dames aus den Augen verlor, diese schmerzlichen Laute vernahm, sagte sie: „Ich verstehe euch schon, meine Lieben.“ Und als sie dann eine Weile wie die andern heftig atmend, schweigend und mit ernstem Gesicht aufwärts geschritten war, fing sie eine Art lauten Selbstgespräches zu führen an, das sie, soweit der Weg es erlaubte, fortsetzte.

„Ja, ja“, sagte sie, „meine guten Schwestern, ihr seid nun wieder einmal auf katastrophale Weise zwischen

Gewinn und Verlust gestellt, und nur der Verlust ist wirklich sicher. Alles, was ihr aus Eigenem geworden seid, geschaffen und erworben habt, das wird in wenig Sekunden wie durch ein Erdbeben durcheinandergeworfen, wie durch eine Sintflut hinweggespült. Wiederum wird eine schöne Epoche durch eine Art Schiffbruch abgeschlossen.

Ich wette, schon seid ihr nicht nur dem großen Ideale von Île des Dames untreu geworden, sondern die neue Seele, die ihr euch in Jahren der Not aus eigener Kraft erworben habt, ist von euch bereits über Bord geworfen. Ihr schämt euch schon jetzt eures mutig-stolzen Willens, eurer mutig-stolzen Gedankenwelt, eurer freien und eigenmächtigen Tat. Gewiß, eure Puppenkleider warten schon, und ihr werdet sie mit Genuß wieder anlegen.“

„Es gibt keine Wahl“, sagte Miß Tyson Page. „Landet das Schiff, so sind wir gerettet und verloren. Ich muß dann unbedingt, wie ich mir vorgenommen hatte, meine Studien in Paris bei der Artôt fortsetzen. Wenn Sie es freilich jetzt in meine Hand legten zu entscheiden, ob das Schiff landen oder fernbleiben soll, ich würde schweigen, beste Laurence, und in Ewigkeit weder ja noch nein sagen.“

Eine Weile schwieg man gedankenvoll. Dann sagte die Tänzerin unter Hüsteln: „Wir werden gewiß zur Sensation werden. Ich fürchte, sie wird schon beginnen, und man wird sich nur mit allergrößter Mühe das Lachen verbeißen, wenn wir mit Kind und Kegel an Bord kommen. Nun, ich kenne in Brüssel eine sehr zuverlässige Frau, der kann ich die Kinder in Pflege geben.“

Laurence, die noch immer hochatmend, einer Pallas Athene nicht unähnlich, begleitet von Venus und Diana bergan eilte — Laurence hatte also gesagt, daß bei dem, was herannahe, nur der Verlust das Gewisse sei. Und sicherlich war es allein schon ein Verlust, wenn man diese jugendliche und zukunftsreiche Welt gegen

die platte Alltäglichkeit einer überlebten Zivilisation hingeben mußte. In dieser war man ein Tropfen im Meer. Die Mädchen und heiligen Mütter von Île des Dames, die sich an das große freie Handeln und Wandeln von Göttinnen gewöhnt hatten, würden demnach, in die allgemeine Menschengesellschaft zurückgenommen, einige Tropfen in ihrem Ozean gewesen sein, und sie wären also in ihm verschwunden.

Aber sie hätten zudem ein wirkliches und wahrhaftiges Paradies an Reichtum und Schönheit — das war Île des Dames — zurücklassen müssen.

In den nunmehr vollendeten vier Jahren ihres Aufenthalts hatten die Kolonistinnen in der Entdeckung und Benutzung dieser Reichtümer große Fortschritte gemacht. Rodbertens gewissenhafte Chronik verzeichnete genau die glücklichen Tage, Funde und Finder. Der höchste Glanz umstrahlte dort den Namen der kleinen Mucci Smith, die bereits am Morgen nach der Landung die Präsidentin mit den herrlichen Früchten des Durianbaumes erfreut hatte. Sie hatte sehr bald danach in Höhen von über tausend Fuß Haine, ja Wälder von Dattelpalmen, *Phoenix dactylifera*, festgestellt: ein Baum, von dem Mohammed zu den Seinen die Worte sprach: „Ehret ihn als eure Base!“ Und sie hatte gelehrt und gezeigt, wie man aus ihm Brot, Wein, Essig, Honig, Mehl und allerlei Flechtwerk gewinnen könne und wie auch noch die Dattelkerne verwendbar seien. Auf Vorschlag der Göttin Laurence wurde Mucci mit allen Stimmen der Name Thamar, das ist die Palme, zuerkannt. Nun aber gelang der unermüdlichen Mucci, der neuen Thamar, erst der wahrhaft große Wurf.

Eines Tages hatte sich Thamar in ihrem botanischen Forschertrieb bis in eine Höhe von etwa dreitausend Fuß verirrt. Ihre Schwester Lolo begleitete sie. Diese hatte ahnungslos von einem immergrünen Strauch einen Zweig voll roter Beeren gebrochen. Thamar aber be-

merkte ihn erst, als man längst den Ort, von dem er stammte, verlassen hatte.

Die Rinde des Holzes war weißlichgrau und rauh, das Blatt dem Blatt des Zitronenbaumes nicht unähnlich. Es zeigten sich weiße balsamische Blüten neben roten, fleischigen Beeren. Einige waren tiefpurpurfarben. Die hübsche Thamar wurde nachdenklich und veranlaßte Lolo, mit ihr an den Fundort des Zweiges zurückzugehen.

Sie fanden ihn bald in einer nach Westen offenen Schlucht, die sich hernach zu einem lieblich terrasierten Tale erweiterte, und als Thamar den Bruch und den ganzen Strauch geprüft hatte, überzeugte sie ein Blick in die Talweite, daß er dort überall Geschwister hatte. Es kletterten Sträucher und Bäume derselben Art die Terrassen hinan als Unterholz, das von Palmenwipfeln beschattet wurde. Lolo erschien das Benehmen Thamars überaus sonderbar, da sich ihrer eine nur mit Mühe zu dämpfende Erregung bemächtigt hatte. Keine der beiden Jungfrautmütter konnte sich erinnern, je ein so verzaubertes und bezauberndes Fleckchen Erde erblickt zu haben. Überall sorgten klare und frische Quellen für Kühle und Fruchtbarkeit. Es schien beinahe, als habe der unsichtbare Gärtner dieses wahrscheinlich nie von Menschenfüßen betretenen Bereichs ihre glucksenden Rinnsale sorgsam an die Wurzeln der Bäume geleitet. Da sagte Thamar: „Wenn mich nicht alles täuscht, wird dieses herrlich duftende Paradies uns in ungeahnter Weise beglücken, nicht mit Gold, aber mit einer Sache, die viel tausendmal wertvoller für uns ist.“

Schon nach Minuten war Thamar an einen anderen Strauch gelangt und hatte von ihm sowohl die weiße, stark duftende Blüte als auch junge und alte Beeren genommen. Die alten Früchte waren vertrocknet. Aus ihren braunen, knorpligen und bitter schmeckenden Kapseln kamen, wenn sie Thamar öffnete, je zwei grüne

und ziemlich harte Kerne hervor, die selbst Lolo sofort als Kaffeebohnen erkannte.

So brauchte man also den köstlichen Kaffeetrunk in Ville des Dames nicht mehr zu entbehren, und das war für das Leben der Kolonistinnen von höchster Wichtigkeit. Allein schon durch das Bewußtsein, Kaffee zu trinken und jederzeit genießen zu können, sah man sich in die große kulturelle Weltgemeinschaft wiederum eingeordnet, und so minderte sich die Empfindung der Ausgestoßenheit; durch den Genuß an sich aber ward das tägliche Wohlbehagen gesteigert, und in seinem Gefolge zeigten sich bald die Reize einer wärmeren Geselligkeit und Geistigkeit.

Die im übrigen noch entdeckten und benützten Schätze der Insel waren der Tabak, der Hanf, die Pfefferrebe, einige Arten zimtgebender Bäume, das Zuckerrohr, das gern gekaut wurde, vielerlei Früchte und vielerlei Holzarten, darunter eine von äußerster Härte, schön geädert, schokoladefarben, die poliert die Eigenschaft des Spiegelglases gewann und von den Damen auch so gebraucht wurde.

In gewissen Ufergebieten waren natürliche Salzdepots entstanden durch einströmendes Seewasser, das in flachen Tümpeln schnell verdunstete. Damit hätten ganze Provinzen, nicht nur die wenigen Seelen des auserwählten Volkes, ihre tägliche Suppe versalzen können.

Nicht nur Phaon, sondern auch Miß Page, Rosita, Lolo Smith, die Negerin Alma und andere Damen brachten täglich Pfauen, Fasanen, Schnepfen, Wachteln, Waldhühner, ja nicht selten auch große und kleine gefleckte Hirsche als Jagdbeute heim. Und ebenso lohnte die Fischerei in Bächen, Flüssen und Buchten.

Tonlager hatten das Formen und Brennen von Krügen, Tellern und Tassen möglich gemacht, und auch sonst waren viele Geräte entstanden, die der Geschick-

lichkeit und dem Geschmack der Kolonistinnen Ehre machten.

Mit alledem konnten die Reichtümer, Reize und Annehmlichkeiten des Eilands längst nicht als erschöpft gelten. Es besaß unzählige offene und verborgene Schönheiten, Hügel, Schluchten, Täler und Tälchen, Niederungen und Hochflächen von köstlichster Mannigfaltigkeit, einen Flor paradiesischer Mimosen und Orchideen, verzauberte Quellen, Haine von unnatürlicher Blütenpracht; es besaß erhabene Orgelwerke porphyrischer Felsmassen, deren Spitzen im Azur des Himmels verschwammen. Es öffnete furchtbare Abgründe und Felsspalten, und schließlich über allem türmte es jenen ewig rauchenden Kegel auf, der es mit dem heiligen Berge der Japaner, dem Fuji-no-yama auf Nippon, an erhabener Schönheit wohl aufnehmen konnte.

In halber Höhe des Berges war man eines Tages auf eine Herde grasender Zebukühe gestoßen. Man hatte beinahe den Eindruck, als könnten sie hier nicht heimisch, sondern müßten, wann immer, durch Kolonisten hierher verpflanzt worden sein. Eine Stütze fand diese Vermutung in der Entdeckung einer Höhle mit einer altarähnlichen Anlage, um welche herum sich Teile eines basaltenen Bildes vorfanden, aus dem mit wenig Mühe ein zwei Fuß langes, höchst primitives weibliches Kultbild ergänzt werden konnte. Die gelehrte Laurence hatte sogleich mit Begeisterung von dem Jugendlande des Dionysos gesprochen, das Herodot in die Länder der Tropen verlegt habe: „Wie schön der Gedanke, daß vielleicht vor uns hier Griechen gelebt haben!“

Miß Laurence hatte recht zu sagen, daß beim Verlassen der Insel nur der Verlust das Sichere sei. Er bestand neben allem anderen in der Summe von Arbeit, Erfindungskraft und Tüchtigkeit, die man an diesen köstlichen Boden der Verbannung gewandt hatte und als

ein bereits herrliches, zinstragendes Kapital ungenutzt zurücklassen mußte.

Man mußte auf einen gewissen Paß zusteigen, wenn man im Nordosten der Insel das Schiff am Horizonte entdecken wollte. Die Wächterin erklärte, es mache einen ungeheuren Rauch. Laurence wollte wissen, von wem und wo es zuerst gesichtet worden? „Von Lolo zuerst und dann von Phaon.“ Ob Lolo und Phaon zusammen seien, und was sie so früh schon so hoch in den Bergen zu tun hätten? Lolo und Phaon hätten die heilige Mutter Babette bis an einen bestimmten Ort geführt, in dessen Nähe alle Bäume und Gräser aufhörten und nur rauchende Schlacke sei. Laurence wollte wissen, was denn wohl Mutter Babette dort oben vorhätte? Ein flüchtiger Blick überzeugte Laurence, daß ein kaum merkliches Lächeln die vollen Lippen der begleitenden Göttinnen kräuselte. Oh, Mutter Babette, rief die Wächterin, habe dort oben am verzauberten See, wo das Wasser nach Schwefel rieche und dampfe, etwas Geheimnisvolles vor, wovon sie freilich nicht sprechen dürfe. — „Und was tun Lolo und Phaon dabei?“ — „Lolo und Phaon tun nichts dabei.“

Allmählich kam indessen heraus: es war durch Phaon dieser rauchende See entdeckt worden, und er hatte dort eine Schlange gefunden.

Man hatte den Eingang des lieblichen Kaffeetals erreicht, von wo aus der erste Blick nach Nordosten sich öffnete. Noch sah man den Rauch der Zivilisation, aber er war nach Aussage Phaons, Lolos und Thamars, die sich in den Kaffeeterrassen betätigten, nicht näher, sondern ferner gerückt, weshalb die Hoffnung auf eine Landung sich mit jeder Minute verringerte. Nun war die Enttäuschung der Frauen doch sehr groß, während Phaon, wie unter anderen Damen Laurence erkannte, sie nur in entgegenkommender Weise mitspielte. Anscheinend hatte er etwas ganz anderes im Kopf, auf das er

nach seiner Art mit eigensinniger Ausdauer hinzielte, wobei ihm das drohende Ereignis nur störend war. Als Miß Laurence hinter seine Maske zu dringen suchte, warf er bereitwillig diese fort und bekannte mit enthusiastischer Heiterkeit, daß er allerdings keinerlei Neigung verspüre, Île des Dames zu verlassen, wo es ihm niemals besser als gerade jetzt behagt habe.

Phaon war im übrigen einsilbig. Er schien sich in Gegenwart der immer zahlreicher anlangenden Kolonistinnen beengt und von ihrem lamentablen Geschwätz unangenehm berührt zu fühlen. Er war denn auch ganz plötzlich verschwunden, als mit einer Schiffslandung nicht mehr zu rechnen war.

Die schöne Laurence aber hatte bemerkt, wie er sich in die Büsche schlug. Auch sie war froh über die Entscheidung, die das Schicksal soeben getroffen hatte. Das konnte indessen der Grund nicht sein, weshalb sie sich ebenfalls sogleich nach dem schönen Knaben von ihren Genossinnen absonderte.

Diese wundervolle Laurence, die in der Kirche Nôtre-Dame des Dames als Priesterin waltete, wurde von der ganzen Kolonie aufs höchste verehrt. Ihre Persönlichkeit strahlte sowohl heitere Güte als unnahbare Reinheit und Hoheit aus. Sie hatte ein von allen Bekenntnissen gern befolgtes Rituale bei den Andachten, denen sie vorstand, eingerichtet. Und man verdankte es nur Laurence Hobbema, wenn es durchaus mit Ernst und Würde ausgeübt wurde.

Dem sei nicht zu helfen, der die große Hinweisung des Schicksals nicht verstehe — den die Entstehung dieser Pflanzstätte aus der heiligen Not des Schiffbruchs nicht belehre, der nicht genug prophetischen Geist besitze, um zu erkennen, daß hier gleichsam jene reine, himmlische Erde wiedergewonnen sei — Erde im Sinne des Mutterbodens, in dem auch das goldene Weizenkorn der Religion vergehen und neu entstehen,

in verjüngter seliger Schönheit wachsen, blühen und Frucht tragen könne: so versicherte sie und sagte oft: „Ist es nicht ähnlich, wie es die Alten sich auf dem Mond vorstellten, den sie sich aus olympischer Erde gebildet dachten? Diese Erde war ihnen das Reinste der irdischen Welt, wenn auch freilich das Unreinste der himmlischen, und die Entzückungen, welche die Seligen dort empfanden, kamen daher, daß dort das männliche und das weibliche Prinzip noch in einem Leibe vereinigt waren und unbehindert sich gegenseitig mit unendlichen Wonnen durchdrangen.“

Im Allerheiligsten der Kirche Nôtre-Dame des Dames wurden Bücher geführt, die als heilige Schriften der Insel verehrt zu werden bestimmt waren. Hier wurden die wunderbaren Ereignisse, von Babettens Abenteuer mit Mukalinda an, als ewige Wahrheiten aufgezeichnet. Und weiter Bericht auf Bericht der fortgesetzten übernatürlichen Befruchtungen. Alles und jedes unter dem erhabenen Gesichtspunkt der Heiligkeit. Konzilien wurden abgehalten, wo man den sich häufenden mythischen Stoff einigermaßen durchsiebte und die Auslese kanonisierte.

Es schade nichts, meinte Laurence, wenn sich Absurditäten einmischen sollten. Man möge nur ganz den phantastischen Teil von dem rein verstandesmäßigen loslösen. Man brauche eine phantastische Realität, die andere biete sich ja von selber. Die Alten seien auch darin wiederum Vorbilder: der Mond war ihnen ein Weltkörper, den sie genau untersuchten. Und er war ihnen andererseits auch die Göttin Artemis, und eines störte das andere nicht.

Laurence genoß die höchste Verehrung und auf ihrem Gebiet eine unantastbare Autorität. Sie segnete Schwangere und Gebärende und führte eine Art insulare Kindestaufe ein, die sie selbst ausübte, und ihr Ansehn stieg fast zu dem einer wirklichen Heiligen.

Nicht wenig — wie sie und die übrigen fühlten — trug seltsamerweise dazu bei, daß weder der zeugende Gott noch auch etwa das Selig-Hermaphroditische in ihr wirkte und man in ihr, der Kinderlosen, eben auch die keusche Vestalin sah.

Laurence wußte selbst kaum, was mit ihr geschehen war, als sie sich plötzlich wiederfand, ganz allein und den Spuren Phaons nachfolgend. Recht eigentlich hatte sie den Entschluß dazu nicht gefaßt. Vielmehr hatte sie etwas, von dessen Dasein sie kaum gewußt hatte, irgendeine mystische Kraft, blindlings dazu hingerissen. Während sie das hastige Atmen ihrer Lungen vernahm und den Eifer erkannte, mit dem sie einer Jägerin gleich ihr menschliches Wild verfolgte, mußte sie lächeln und mehrmals erstaunt das Haupt schütteln. Warum stieg sie denn hinter Phaon her, den sie doch morgen in der sogenannten Akademie mit Sicherheit zur Unterrichtsstunde erwarten konnte? Weshalb war ihr auf einmal der Gedanke so unerträglich, ihn erst morgen und nicht sogleich, womöglich auf der Stelle wiederzusehen?

Von dem, was sie nun so völlig beherrschte, hatte Laurence nicht einmal etwas geahnt, bevor es jählings von ihrem Wesen Besitz ergriff. Es war eine Regung von solcher Entschiedenheit, daß sie für irgend etwas Gewesenes oder Zukünftiges, überhaupt irgend etwas anderes in der Seele der Anglo-Holländerin keinen Raum mehr übrigließ. Als hinge ihr Leben davon ab, wurde die sonst so beherrschte Person über Stock und Stein Phaon nachgehetzt oder von seinem Bilde vorwärtsgerissen.

Es ist ein förmlicher Aufstand in mir, dachte, immer die Spuren des Jünglingswildes verfolgend, die schöne Laurence, deren königliche Schultern nun auch schon einen leicht olivenfarbenen Glanz angenommen hatten. Steht diese plötzliche Rebellion meines ganzen Wesens, so dachte sie weiter, mit der Möglichkeit im Zusammen-

hang, die durch die drohende Landung des Chinafahrers soeben in greifbare Nähe gerückt wurde? Würde ich dann nicht zu den wenigen gehört haben, die um den wahren Gewinn, die wahre Frucht von Île des Dames durch sich selbst betrogen worden sind und die also ganz umsonst diese gnadenreiche Epoche durchlebt hätten?

„Freilich, was kannst du denn tun, wenn du nicht wie die anderen der Beschattung durch das Mysterium dieser Zauberinsel gewürdigt worden bist? Und wie soll dir dein Zögling dabei helfen, der dir ja, obgleich du fast täglich mit ihm zusammen gewesen bist, nicht helfen konnte und deshalb auch nicht geholfen hat?“

Laurence zog vor, diese Frage sich lieber nicht zu beantworten. Ebenso wenig auch die übrigen, die ihr in Menge aufstiegen und die sich alle darauf bezogen, inwieweit ihr jetziges Verhalten mit ihrer priesterlichen Würde und ihrer Stellung als Phaons Erzieherin in Einklang zu bringen war. Alle diese Fragen gingen in einem seltsamen Rausch der Verjüngung unter. Diese herrliche Malerstochter stürmte mit königlichen Schritten und Sätzen durch das Palmen- und Pisangparadies dahin, Schwärme von Araras aufscheuchend, und ein Europäer, der sie erblickt hätte, würde geglaubt haben, einer hochgeschürzten, von olympischem Feuer durchglühten Artemis des Peter Paul Rubens begegnet zu sein.

Sie war von einem Verlangen erfaßt, das mit dem tödlichen Durst eines verschmachtenden, müden Wanders zu vergleichen ist, und es knüpfte sich eine ähnliche Fata Morgana daran, wie sie jenem lechzenden Durste vorgegaukelt wird. Freilich lag ihrem Verlangen Fülle zugrunde. Die Sonne, der Boden, die den Blüten- und Fruchtereichtum der Insel geschaffen, die heißen Säfte der Palmen- und Gewürzbäume kreisen ließen, die Täler und Höhen in Weihrauchwolken hüllten, hatten auch dieses Verlangen wie den üppigen Kelch einer Orchidee

aufgeschlossen. Ja, ja, dachte die schöne, von ihrer Verwandlung ebenso bestürzte als beseligte Miß Laurence, ja, ja, so geht es dem Stolzen, dem Hochmütigen. Es kommt mir nun zehnfach heim, daß ich mich mit der kühlen, allüberlegenen Pallas Athene verwechselt habe. Dafür befinde ich mich in einem Zustande völliger Wehrlosigkeit, den ich, wenn ich nicht so entschlossen, so froh, so zum Bäumeausreißen kräftig wäre, als Unterjochung oder völlige Ohnmacht bezeichnen würde.

Indem ein girrender, jubelnd-vogelartiger Laut ihrer Kehle entfloh, sagen wir etwa ein seliges Zwitschern der Götter, wußte sie plötzlich, daß sie ein namenloses Wesen von ewiger Jugend, aber nicht diese noch jene war. Es beseligten sie ihre Arme, Brüste, Hüften und Schenkel. Sie löste ihr Haar und wurde durch seine Berührung an Schultern, Brust und Hüften entzückt. Jeder, auch der winzigste Teil ihres Leibes empfand die höchste Beseligung. Sie zweifelte nicht mehr daran, zu neun Zehnteln aus paradiesischer Erde gebildet zu sein. Aber freilich, das fehlende Zehntel war stark genug, um die anderen neun Zehntel im seligen Wirbel nach sich zu reißen.

Flüchtig dachte Laurence an Miß War. Doch was bedeutete jetzt Miß War, wo man unzweideutig im Kerne der mystischen Wolke der Vermählung mit dem Unendlichen zugeführt wurde. Jeder Sinn war verwandelt in ihr. Was sie erblickte, hörte, tastete und an Düften sog, war früher niemals von ihr erblickt, gehört, getastet und mit den Geruchsorganen eingesogen worden. Und Phaon? Ihn, diesen holdseligsten Eros selber, sah sie gewiß zum erstenmal, als er, von ihr bemerkt, heimlich in die Büsche entsprang.

Ah, dieser tückische, niederträchtige, hinterlistige Gott! Sie fühlte jede Muskel an ihrem himmlischen Leibe sich straffen. Sie würde ihn bändigen, ganz

gewiß, und wenn er zehntausendmal so schön, ein zehntausendmal so berückender Gott wäre...

Die wundervolle Laurence hatte dem Kultus von Nôtre-Dame des Dames, weil sie mit Max Müller die Idee einer Universalreligion gefaßt hatte, nach und nach griechisch-indische Elemente beigemischt. Diese Neigung trat immer stärker bei ihr hervor, nachdem die Hoffnung oder Befürchtung, ein Schiff werde landen, vereitelt worden war... Wenige Monate nach dem Ereignis, welches zugleich das Auftauchen dieser Hoffnung und ihren Untergang umschloß, wurde von Laurence ein Heiligtum auf dem nach Norden gerichteten Ausläufer des Mont des Dames, hoch über einem gewaltigen Küstenabsturz, begründet. Die Landschaft bot die köstlichste Mannigfaltigkeit eines natürlichen Parkes dar. Es lag darin auch der Fundort des zerschlagenen, einer kindlichen Kunstübung entstammenden Götterbildes, jene Höhle, die bewies, daß auch diese Insel im Laufe der Jahrtausende schon einmal besiedelt gewesen war.

Die edle Laurence erschien nun nicht mehr so oft wie bisher in der Maison de la Bonne Espérance, hatte sich auch seltsamerweise vom Tage der erhofften und vereitelten Hoffnung einer Schiffslandung an nicht mehr am Unterricht Phaons beteiligt. Es sei gut für diesen, sagte sie, wenn er bei seiner Jugend nicht zu tief in eine bestimmte Geistesverfassung hineingezogen werde, der sie selber gerade besonders stark unterliege.

Miß War schien durch diese Erklärungen kaum recht befriedigt und bedauerte, daß nun Rodberte Kalb, dieser allerdings überaus kenntnisreiche weibliche Voltaire, für den Unterricht stärker herangezogen werden mußte. Rodberte, meinte die brave Erzieherin, baue das Wesen Phaons in einer Richtung aus, in der es sich so schon zu stark entwickle. Vergeblich grübelte die

Erzieherin über die wahren Gründe nach, welche die edle Laurence veranlassen konnten, den Unterricht Phaons zu unterbrechen. Laurence schien aber zu keiner Auskunft bereit als zu jener, die sie bereits erteilt hatte, und zog sich sogar mehr und mehr von Miß War zurück.

Übrigens lag dies in den Umständen. Während und nach Errichtung des neuen Heiligtums hielt sich Laurence hauptsächlich in seiner Nähe auf. Sie zeigte sich anfänglich ein- bis zweimal die Woche in Ville des Dames, später kaum einmal alle zwei Wochen, ehe sie, vier Wochen nach Weihe der Kultstätten, zum letztenmal auf lange hinaus die Siedlung betrat.

Dieser Besuch war in vieler Beziehung denkwürdig.

Die schöne Laurence nämlich kam, um sich in aller Form für eine Zeitspanne von rund sechs Monaten zu beurlauben und in Nôtre-Dame des Dames für so lange eine Vertreterin, eine Vikarin, eine Verweserin einzusetzen, die sie in der Person Juliane Renés gefunden hatte.

So aber lautete eine Ansprache, von Rodberte stenographiert, die von der britisch-holländischen Priesterin bei der Abschieds- und Einführungsfeier in der Bambuskirche Nôtre-Dame des Dames gehalten wurde:

„Töchter der Erde und des Himmels!

Aber mehr Töchter der Erde als des Himmels! Es ist ein Ruf an mich ergangen. Nachdem ich, gestützt durch euren einmütigen Beschluß und mit Hilfe unserer Bauleute, zwei neue Kultstätten errichten konnte, ergeht an mich der Ruf, mich in die obere für eine Weile zurückzuziehen, um in der Stille unsere Lage, unseren Beruf noch tiefer als bisher zu erfüllen. Allein ich verstehe mehr unter unserer Lage als unsere insulare Abgeschlossenheit — mehr unter Beruf als selbst den Ausbau unserer sozialen Neuordnung, darin der Frau die ihr zukommende eingebüßte Stellung wiedergegeben

ist, obgleich ich auch in dieser Beziehung Aufschlüsse erwarte. Das Mehr bezieht sich auf den Beruf des Menschen überhaupt, und zwar in Zeit und Ewigkeit.

Unsere Siedlung hat aus höchst bescheidenen Anfängen schon jetzt einen blühenden Zustand gezeitigt. Werden wir oder unsere Kinder und Kindeskinde einmal aufgefunden, wie sicher zu erwarten steht, so werden unsere Bemühungen der ganzen großen Menschenwelt nutzbringend sein. Ohne den göttlichen Kindersegen hätten wir weder auf den Tag der Entdeckung sicher rechnen können, noch hätten wir wahrhaft etwas für die Menschheit in ihrer Gesamtheit zu leisten vermocht.

Daß wir es können, hebt unser Tun. Daß wir in jeder Beziehung nicht nur für unsere eigene Glückseligkeit, sondern für die der Menschheit arbeiten, gibt unserm Handeln die freudige Idealität. Ohne sie würden wir vielleicht unmerklich, aber unaufhaltsam zur Tierheit herabsinken. Der höhere Mensch glaubt nur dann wahrhaft zu handeln, wenn am Vollbringen irgendwie das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit beteiligt ist und wenn also dem unmittelbaren Vorteil, den das Tätersein dem Täter bringt, ein höherer Vorteil für andere und für die Zukunft übergeordnet ist.

Ich erkläre euch ganz offen, daß der Zustand meines Wesens ein außergewöhnlicher ist. Mein Gefühlsleben ist, gelinde gesagt, vertieft worden. Ja, ich bin versucht, zu meinen, daß ich früher gemühtot gewesen bin. Was ich fühlend in mir erlebe, was an seligen Ahnungen, Hoffnungen, Bildern und Gedanken in mir wogt, das ist mir selbst mitunter so erschütternd neu und fremdartig, daß ich manchmal glaube, ich trüge einen neuen Menschen in mir oder mindestens eine neue, weit bessere Seele. Und ich würde es geradezu als ein Vergehen gegen mich, gegen euch, gegen die Menschheit und gegen die Gottheit betrachten müssen, wenn ich diesen Zustand

unbeachtet lassen, wenn ich mich dieser Begnadung nicht innig und ganz hingeben wollte.

Um dies zu können, um jeder Störung dieses heimlich-heiligen, inneren Wirkens und Werdens aus dem Wege zu gehen, ganz allein deshalb suche ich nun die Einsamkeit.

Ich verhehle euch nicht, daß ich meinem Hesy-chastendasein mit seliger Freude entgegenzittere. Ich bin nicht sicher, ob nicht vielleicht meiner Zurückgezogenheit Offenbarungen höchster Art vorbehalten sind. Jedenfalls bin ich bereit, zu lauschen, zu schauen. Und nicht nur zu lauschen und zu schauen, sondern auch das Geschaute und Erlauschte schriftlich niederzulegen bin ich bereit, wenn es der erneuernden Macht in mir gefallen will, meine Hand zu führen.

Es war in der großen Kulturwelt viel von geistlichen Vätern die Rede: wir wollen geistliche Mütter sein. Um für uns alle dies Ziel zu erreichen, auch darum ziehe ich mich zurück. Mütter wollen wir sein, und dennoch geistliche, anders als jene sogenannten Väter, die ihre Vaterschaft nur als Lüge mit sich herumtragen. Ich habe den ungeheuren Gedanken gefaßt, meine Begnadung dahin zu nutzen, um einen neuen Menschen zu schaffen: jenen weiblichen Vollmenschen, der — statt des von Grund aus schiefen und verpfuschten Typs — sozusagen jenes göttliche Baumaterial, gleichsam der wahrhaft reale und zugleich wahrhaft ideale Ziegel des neuen und vollkommenen Kulturbaues werden soll.

Die Kultur, aus der wir stammen, ist trotz allem eine Versteinerung. Ich meine damit, so beweglich sie ist, ist sie dennoch nur oberflächlich lebendig. Sie zeitigt nur wenige Menschen unter Hunderten von Millionen, deren Leben in die Tiefe dringt. Europa hatte einmal eine große Zeit. Ich meine die, wo unter der heiligen Herrschaft der Kirche die romanischen und gotischen Dome entstanden sind. Sie war groß; denn der höchste

Anspruch, der geltend gemacht wurde, war der Anspruch der Religion. Aber sie war insofern auch nicht groß und mußte notwendig in Trümmer zerfallen, weil sie den menschlichen Grund, auf dem sie stand, zerstampft, entwürdigt und durch und durch verächtlich gemacht hatte. Man kann nicht das Leben auf Verachtung des Lebens gründen wollen, nicht die menschliche Seligkeit auf Verachtung des Menschlichen, nicht die Menschengesellschaft auf Verachtung des Weibes, der Menschheitsgebärerin. *Mulier taceat in ecclesia*: nein, sie rede, sie fülle das Schiff der künftigen Kirche mit des Lebens Triumphgesang! Denn eines bleibt doch wohl ewig wahr: in welche Paradiese wir immer auch künftig einzugehen hoffen, immer wird es durch das Tor des Lebens gewesen sein.

Die Kultur, von der wir geschieden sind, zeichnet sich immer noch dadurch aus, daß sich der Mensch und vor allem das Weib noch nicht aus dem Stande der Entwürdigung erhoben hat. Inwieweit dies schon bei uns geschehen ist, konnten wir an der Verlegenheit, ja an dem Schrecken erkennen, die oder der, eingestandenermaßen oder nicht, bei Annäherung des Schiffes uns in die Glieder fuhr. Aber es muß noch weit mehr geschehen. Ich sage und fordere in Berufung auf das Bibelwort: *Ihr seid Götter!* —: Eine jede von uns sei die Kirche, und es steigere sich jede von uns zur Göttin hinauf!

Nochmals: die Kultur, von der wir geschieden sind! Sie hat unter anderem die Eigenschaft, ihre Fehlerquellen zu hätscheln, ihre Gebrechen heiligzusprechen und zu verewigen. Sie ist eben eine Männerkultur, und es fehlt dem Manne die naturverbundene und fruchtbare mütterliche Denkungsart. Das Weib denkt weniger, aber wesentlich. Natürlich nicht das kulturell verdorbene, sondern das naturhaft unverdorbene mütterliche Weib. Nie kann in einer durch die Mutter getragenen

Zivilisation der Lärm der Dreschflügel, die leeres Stroh dreschen, und das betäubende Geklapper der Redemühlen, die Spreu mahlen, so überhandnehmen wie in einer Männerzivilisation.

Selbst Christus ist vom Weibe geboren. Seine Lehre der Nächstenliebe würde in einem Weltreich der Mütter längst restlos verwirklicht sein. Auch die Liebe ist ja vom Weibe geboren. Nicht nur, weil sie alles gebiert und so auch im Knaben die Liebe eingebeiert, sondern weil sie den werdenden Menschen während neun Monaten in sich trägt und hegt und weil erst während dieser Zeit und in diesem Verhältnis die wahre Menschenliebe wirksam ist. Nur ganz ausschließlich aus diesem Mysterium ist zum erstenmal im Grunde der Zeiten die hohe und reine Caritas hervorgetreten.

Erst viel später wurde, scheint mir, der Mann damit infiziert. Mutter und Kinder pflegten die Urgeselligkeit. In der Beziehung der säugenden, leitenden und schützenden Mutter liegt der erste soziale Zug. Man vergleiche in dieser Hinsicht das Verhältnis einer Katze zu ihren Jungen! Von dem des Katers zu seinen Jungen kann überhaupt nicht die Rede sein, und man wird auch sein Verhältnis zur Kätzin mit Caritas nicht verwechseln wollen: hier wird eher mit einer Feindschaft zu rechnen sein.

Ich lasse dahingestellt, wie es im Reiche der Männerkultur zwischen Mann und Weib beschaffen ist. Ihr wißt, daß auch da von bedeutenden Männern und Seelenkennern eine Feindschaft beider Parteien, und zwar eine Urfeindschaft, behauptet wird.

Die aus unseren Seelen hervorgegangene Caritas ist also allein das soziale Bindungsmoment der Menschheit geworden. Oder meint ihr, um nur etwas zu erwähnen, daß der Mann, wenn es uns nicht gelungen wäre, unsere Caritas auf ihn zu übertragen, wenn wir ihn nicht mit allen erdenklichen Mitteln auch sonst noch bearbeitet

hätten, sich auch nur im geringsten um seine Kinder kümmern würde? Was aber ist denn der, der sich um seine Kinder nicht kümmert? Er ist im Kerne unsozial. Die Belege dafür sind zu Abermillionen allein schon in Europa zu finden.

Wir leben hier in vieler Beziehung im Stande des Wunders und der Glückseligkeit. Wir werden auf diesem Inseljuwel in der Saphirfassung des Meeres in das unendliche Mysterium hinausgehalten. Wir unterliegen der tiefsten Veränderung, der je Menschenwesen unterlegen ist. Kein Pfaffe ist unter uns. Ist doch das Pfaffentum aller Arten und Grade ein geisttötendes Wucherprodukt der männlichen Drohne. Nichts hindert also auf dieser Pflanzstätte einer neuen Seele deren Entwicklung. Bleibt einig während meiner Abwesenheit, erhöhe jede das Vertrauen in sich selbst mittlerweile, und erhaltet euch eure Gläubigkeit, ja Leichtgläubigkeit zum künftigen, unermeßlichen Vorteil der ganzen Welt!“

Hiernach hatte Laurence Juliane René in das Amt der Priesterin eingeführt und war sogleich aus der Siedelung verschwunden.

Unter den vielen überaus lieblichen Punkten des Eilands war jener einer der lieblichsten, den Laurence für das obere Götterbild gewählt hatte. Es hieß die Bona Dea zum Stein. Es war mit dem Stein nicht der von immerblühenden Schlinggewächsen umgebene Eingang der Basalthöhle, in der es stand, oder diese selbst gemeint, sondern das zerbrochene, aus Meteor- oder Mondstein bestehende alte Bild, das man darin entdeckt hatte.

Die Felsmauer, in der sich die Höhle öffnete, hatte vor sich ein flaches Gelände, das wie ein weiter, köstlicher Garten anmutete. Seine Grenze nach Westen war der Rand, von dem aus man in schwindelerregender

Tiefe das Meer Klippen und Klüfte des Inselmassivs brandend benagen sah.

Zu diesem Rande mit seinen natürlichen Kanzeln und Söllern senkte sich der neue Tempelbezirk zuletzt mit einigen flachen Terrassen, die von einzelnen Steineichen tausendjährigen Alters bestanden waren. Nicht weit vom Eingang der Höhle stürzte ein Bach seine Fluten herab, ewig rauschend, tropfend und triefend, der seinen Lauf über den Höhlenfelsen selbst genommen hatte, nachdem er durch eine spaltenartige Mauerkluft stufenweise bis dahin herabgekommen war. Er gab dem Bezirk nicht nur eine paradiesische Vegetation, sondern am glühenden Mittag selbst paradiesische Kühle. Bereits über Jahr und Tag war dieser Naturpark ein Lieblingsaufenthalt der göttlichen Laurence Hobbema. Sie liebte die Großartigkeit seiner begrünter Felskulissen, seiner Baumriesen und seines unendlichen Blicks. Wie herrlich ragte der Gipfel des Mont des Dames herein und grüßte überall zwischen den Laub- und Felsmassen! Sie liebte die tiefen, feuchten Schatten der Haine und Büsche und den köstlichen Flor von gleichsam außerweltlichen Blumen und Gräsern, der die Ränder der Wasseradern begleitete. Bald nach seiner Entdeckung hatte die Schöne dieses Gebiet besonders ins Auge gefaßt und nicht nur manches damit geplant, sondern auch seine Kultivierung sehr bald in Angriff genommen.

Man hatte zuerst, und zwar bereits vor Jahr und Tag, das schöne Bereich mit Wegen durchzogen, bei denen man statt des Kieses vulkanische Asche verwandt hatte. Nach einem übersichtlichen Plan waren in dies Wegesystem Treppen und Plätze eingeflochten. Es käme darauf an, hatte Laurence unter endlicher Bestimmung aller gesagt, einen Ort zu gestalten, wo nicht das Nützliche, sondern nur das Schöne und Sakrale maßgebend sei. Um sich beheimatet zu fühlen in der

Natur, brauche man nicht nur das Haus, sondern auch den Garten: er sei es, der uns die fremde, ferne Natur erst mit Hilfe der Kunst nahebringe und vertraut mache. „Aber“, sagte sie weiter, „wir brauchen nicht nur einen Lustgarten irdischen und himmlischen Vergnügens, sondern sein Genuß muß mit einem Ortswechsel verbunden sein; so gestalten wir denn diesen Höhlen- und Höhengarten zu einem Wallfahrtsort!“

Nicht sehr weitvom Wassersturz — so indessen, daß man durch sein Rauschen nicht mehr betäubt wurde — hatte man in einem an die Bauweise japanischer Tempelchen erinnernden freundlichen Stil eine harzduftige kleine Holzbehausung errichtet. Es war der Ort, in dem Laurence nach ihrem Scheiden aus Ville des Dames Wohnung nahm.

Sie war dort nicht ganz allein. Auch nicht einmal dann, wenn niemand in ihrer Nähe weilte. Aber sie hatte ja auch ihr Pflegekind, die kleine Diodata, mitgebracht, die sie fortan mit einer leisen Wehmut betrachtete. Der Adel ihrer Seele bürgte zwar ihr selbst gegenüber dafür, daß sie dem Pflegling nichts von ihrer Liebe entziehen werde. Aber gerade ihr tiefes Muttergefühl, durch das, was sie unterm Herzen trug, auf ungeahnte Weise gesteigert, führte ihr zu Gemüt, daß Diodata denn doch eine Waise war. Es war Lolo Smith, die das Kind betreute und sich auch der wundervollen Laurence Tag und Nacht zur Verfügung hielt. Der große Wald- und Berggarten wurde zudem, außer daß Mucci Smith mit einer Anzahl ihrer jugendlichen Gärtnerinnen vieles darin zu schaffen fand, täglich von einigen Himmelstöchtern besucht, sei es, daß sie in der Höhle der Bona Dea ihre Andacht verrichten oder nur auf der vulkanischen Asche der Parkwege lustwandeln wollten.

Auch Phaons Besuche unterbrachen Laurencens Einsamkeit. Der knabenhafte Jüngling, dessen Schritt

Laurence schon aus weiter Ferne erkannte, schien aber nicht um ihretwillen so oft bei ihr anzupochen. Er bewahrte noch immer der kleinen Dagmar-Diodata eine geradezu rührende Anhänglichkeit. Hätte jemand genau beobachtet, er würde nicht selten im Antlitz der schönen Laurence, besonders bei Ankunft Phaons, wenn er sich nicht ihr, sondern zunächst dem Kinde zuwandte, eine tiefe, wenn auch flüchtige Röte bemerkt haben.

Die Beziehungen von Laurence zu Phaon schienen, seit sie unter der göttlichen Begnadung stand und ihre heiligen Aufgaben fühlte, nicht mehr die der Erwachsenen zu einem Kinde, geschweige die einer Lehrerin. Man hätte bei ihr eine unendlich zarte, fast scheue Rücksichtnahme feststellen können, ein Verhalten, welches den Wissenden, der diese stolze und edle Frau diesem kindhaften Jüngling gegenüber sah, tief ergreifen konnte. Freilich gab es hier keinen Wissenden, wenn es nicht Phaon war.

Es war gesagt worden, die edle Laurence habe sich auch als Dichterin versucht. Mehr als anderthalb Jahrzehnte nach den augenblicklichen Vorgängen sind eine Anzahl Gedichte von ihr in Phaons Hand gelangt, von denen das eine also lautete:

Leise Göttertritte hallen  
durch der heil'gen Haine Rauschen.  
Oh, mit keiner wollt' ich tauschen,  
die Glückseligste von allen.  
Wie des Glutbergs hoher Gipfel  
da und dort mit Mächten drohet,  
in erhabnen Nächten lohet  
durch der schwülen Bäume Wipfel,  
also tut mein Herz und zehret,  
in sich selbst gewalt'gen Brandes,  
von den Nächten dieses Landes,

seinen Tagen, glanzverkläret.  
Und der Genius durchschreitet  
nächtlich bebendes Gelände,  
unterm Tritte meine Hände,  
wohlbeschildert und wohlgeleitet.  
Trinkt die Glut aus allen Träumen,  
welche mir vom Herzen zittern.  
Kühl vom Weltmeer steigt ein Flittern  
und der Brandung tiefes Schäumen.

Die flüchtige Röte in Laurencens Gesicht, wenn Phaon mehr für die kleine Dagmar-Diodata als für sie Augen zu haben schien, konnte, ob sie gleich Ausdruck einer leisen Enttäuschung war, an ihrer guten und reinen Gesinnung gegen das Kind nichts ändern. Hatte doch Phaon schon eine Neigung zu der Kleinen gefaßt, als er sie bei der kranken Mutter im Zwischendeck der „Kormoran“ entdeckte. Selbstverständlich stieg er damals mit dem oder jenem Schiffsoffizier oder einem Matrosen in allen Winkeln des schönen Schiffes herum. Seine oft lustig zutage tretende Neigung zu Dagmar blieb, auch als diese in Laurencens Obhut kam, und zwar zu deren stiller Freude. Laurencens Artung jedoch war nicht so, daß sie sich eine solche Freude an dem gütigen Herzen eines Knaben hättekönnen verstören lassen.

Freilich hatte die Anhänglichkeit eines so freien und wilden Jungen zu der damals kaum Zweijährigen in ihrer Bestimmtheit und Dauer und in gewissen ihrer Äußerungen mitunter etwas Seltsames. Ein besonders treuer und zärtlicher Bruder hätte nicht können besorgter um sie sein. Er hatte ein Netz über ihrem Bettchen angebracht, damit sie nicht von Insekten behelligt würde. Und er warf sein Wort in die Waagschale, wenn es sich darum handelte, zu beraten, was für ihr Gedeihen von Vorteil sei. Von seinen Streifereien brachte er ihr köstliche Muscheln, schöne Korallen, farbige Steine und

Kristalle mit, eines Tages sogar einen Paradiesvogel, den man auch Göttervogel nennt, auf lateinisch *Paradisea apoda*, was soviel heißen will wie der paradiesische Fußlose.

Warum legst du Diamanten,  
Liebling, in den Schoß der Blinden?  
Nichts als Steine wird sie finden  
und sich ritzen an den Kanten.  
Schenke sie doch meinen Augen,  
die nach ihren Blitzen dürsten,  
die dich grüßen, ihren Fürsten,  
und, an dir erprobet, taugen,  
einer Sonne zu begegnen:  
und bereit, dich so zu nennen!  
laß mich blicken und verbrennen,  
und ich will dich, Liebster, segnen.

Auch dies ist eine von Laurencens kleinen poetischen Schöpfungen.

Auch sonst wurde Laurencens Einsamkeit hie und da unterbrochen. Die Ärztin Egli suchte sie manchmal auf. Miß Page erschien, Rodberte erschien, und einmal wurde sogar die Präsidentin selbst, den größten Teil des Weges auf einem Tragegeflecht von jungen Müttern getragen, heraufbugsiert.

Wie nun die Präsidentin einmal war, hatte sie auch bei dieser Gelegenheit ihren Sarkasmus nicht zu Hause gelassen und ihren Vorrat daran, obwohl sie ihn von ihrem Tragstuhl bereits verschwenderisch ausgestreut hatte, unvermindert mit heraufgebracht. „Nun, liebe Laurence“, so lautete ihre Begrüßung, als sie durch den schlanken Genius Phaon aus dem Stuhl gehoben und auf die Erde gestellt worden war, „nun, liebe Laurence, wie weit sind wir mit unsern Gesetzestafeln? Jedenfalls gefällt mir Ihre heilige Wildnis viel besser als der Berg Sinai, wo sich dereinst Moses, der männliche Gottgesandte, mit Jehova unterhielt.“

Ohne sich etwas zu vergeben, wußte Laurence auf jeden heitren Ton einzugehen. Alles an ihr war Natürlichkeit, auch das Hochgestimmte. Und also hatte sie niemals nötig, von einem Kothurn herabzusteigen. Sie sagte also: „Einer Frau von Ihrer Art und Bedeutung, liebste Präsidentin, widerspreche ich nicht. Es würde mir aber lieb sein, wenn Sie von einem kleinen Bekenntnis Notiz nehmen wollten: den Ehrgeiz, mit Jehova um die Wette vom Sinai herunterzudonnern, habe ich nicht. Nicht etwa, weil die große Machtentfaltung — erinnern Sie sich an das Goldene Kalb — die der erwarteten ganz entgegengesetzte Wirkung hatte, sondern weil ich gegen alle Gewaltpolitik und gegen jede Machtentfaltung bin. Ich denke, wir werden bei uns ohne Gesetzestafeln, ohne Richter und ohne Schergen auskommen.“ — „Ja, ja, ich bin ein Scherge gewesen, bin ein Scherge gewesen, gute Laurence“, seufzte die Malerin, „und sie werden mich deshalb absetzen. Sie setzen mich ab, bei Gott, meine Liebe, zweifeln Sie nicht daran“, rief sie aus, als die schöne Laurence mit Kopfschütteln eine das Gegenteil betuernde Bewegung machte: „Sie setzen mich ab und tun recht daran. Wie sollte denn eine alte gerupfte Saatkrähe einem Schwane Konkurrenz machen!

Scherz beiseite“, sagte sie dann. „Ich stehe vor Ihnen wahrhaftig leicht verwirrt, wie vor einer Königin. Sie waren ja immer schön, aber welche seltsame, welche sonderbare, wie soll ich gleich sagen, welche eigentümlich wundervolle Veränderung ist mit Ihnen vorgegangen? Ich dachte es mir ja immer, die Götterluft hier oben müsse ungeheuer bekömmlich sein, aber ich wußte nicht, daß man zur Göttin Isis werden kann, wenn man diese Luft atmet. Ob ich es auch noch mal probiere?“

Alle stimmten in dasselbe frohe Gelächter ein.

Die Prächtel fuhr fort: „Im Ernst, Sie sind so überirdisch schön, meine liebe Laurence, daß ich die Thusnelda von Piloty auf dem Triumphzug des Germanikus

— das Bild hängt in München — mit Ihnen verglichen für nichts halte. Herrschen Sie, herrschen Sie über uns, und lassen Sie Ihre äußere Schönheit, die Schönheit Ihrer schönen Seele auf unsre Pflanzstätte überfließen! Zaubern Sie das zweite Wunder von Île des Dames, einen Wundergarten der Schönheit hervor, der selbst einen Seelöwen zwingen würde, ganz und gar zum Landtier zu werden!“

Der Schlangensee, den Phaon entdeckt hatte, so genannt wegen der Schlange, die er an seinem Ufer fand, wurde von der Höhle der Bona Dea aus in einer Stunde mäßigen Steigens erreicht. Dort brachte Mutter Babette mit ihrem Sohne Bihari Lâl in einem winzigen Holzhäuschen ihre Tage zu. Auch sie war oft Gast bei der schönen Laurence. Die zerfließenden Schwärmereien Babettes waren nun freilich nicht nach dem Sinne der herberen Anglo-Holländerin, ebensowenig das Weltabgewandte ihrer religiösen Natur. Aber das liebe und gute Herz Babettes, ihre sonderbare innere Sicherheit überwand in ihr das Widerstrebende. Babette pflegte, wenn auch mit Bihari Lâl, von den Müttern abgesondert das Einsiedlertum. Sie gab sich buddhistischen Meditationen und Versenkungen hin, und wenn sie sprach und sich ändern mitteilte, so erging sie sich in dem Legendenwald, der sich um den Buddhismus gebildet hat. Für etwas anderes war sie nicht zu gebrauchen. Die Gründe der priesterlichen Miß für den gesteigerten Eifer zum Übersinnlichen waren dunkel wie aller Ursprung des Lebens und der Religion.

Sehr bald wurde Laurence von den meisten der Frauen als ein Wesen noch höherer Art angesehen als das, wofür man sich selbst zu halten durch das Wunder von Île des Dames und seine Folgen gewöhnt worden war. Schon nach Verlauf von zwei Einsiedlermonaten nahm sie die Stellung einer Heiligen, aber noch mehr die einer

jener weisen, zauberrunenkundigen Frauen ein, die bei den nordischen Völkern so hohe Bedeutung erlangt hatten. Babette, allerdings immer ein wenig überspannt, hatte bereits die schöne Anglo-Holländerin, frei von Erdschwere und gleichsam entmaterialisiert, in Höhe der Wipfel oder auch tiefer durch die Haine und über die Wiesen schweben sehen. Aber auch andre Besucher behaupteten, sie schreite, ohne die Asche zu berühren, über die Gartenwege und, ähnlich den Botticelligestalten, über die Spitzen der Wiesengräser fort.

Laurencens Tag in dem köstlichen Wald- und Bergparadies hatte wirklich den Charakter ungetrübter Reinheit und Heiligkeit, beider freilich in einem Sinn, der durch das Wesen Laurencens selbst bestimmt wurde. Dieses Wesen war in der Hauptsache nicht anders zusammengesetzt, als es bei einem gebildeten Europäer gewöhnlich ist. Antike und christliche Elemente, wozu nicht nur die indischen, sondern auch andre kamen, sakrale und profane, verbanden sich mit dem spezifisch Weiblichen und allgemein Menschlichen in ihr. Allein die große, zusammenfassende Art ihrer Einmaligkeit brachte eine besondere und köstliche Verschmelzung hervor.

Die Einsiedlerin, die man alles andre eher nennen konnte als eine Büsserin, führte ein Leben, das wohl den meisten, die sie nicht kannten, als das einer solchen erschienen sein würde. Vor Tagesanbruch erhob sie sich. Ihrer Freundin Lolo war nicht erlaubt, sie dabei irgendwie zu stören oder gar anzureden. Sie begab sich dann ins Freie hinaus, wo sie bis etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang verblieb. Was sie in diesen einsamen Stunden tat, war Lolo nicht verborgen geblieben, da Laurence kein Geheimnis daraus machte: aber sie hatte bald heraus, daß man sie während dieser Morgenzeit durchaus sich selbst überlassen mußte.

Ihr erster Gang galt dem Wasserfall. Eine seiner Adern war gerade breit und wasserhaltig genug, um sie mit

einem milden und köstlichen Sturzbade zu erfrischen: mit einem solchen begann ihr Tag. Ehe sie wieder ins Trockene trat, pflegte sie ihre Arme der Flut entgegen nach oben zu breiten. Die Stunde bis Sonnenaufgang verharrte sie dann in tiefer Meditation und im engsten Gefühle der Einheit mit der Natur, in deren mannigfaltiger und heiliger Nähe sie aber nur Symbole eines über alle Begriffe erhabenen Weltschicksals sah. „In dieser Stunde vor Tag“, sagte sie oft, „bin ich gleichsam, schon erwacht, noch im Schoße der Allmutter Nacht und genieße mit allen Sinnen Ahnungen ihrer tiefsten Geheimnisse, empfinde auch noch die kindliche Wonne mütterlicher Geborgenheit.“ In diesem Zwischenzustand harrte Laurence dem Erwachen der allgemeinen Sonnenwelt entgegen. Dabei entranen sich flüsternde Worte ihrem Munde, wie etwa: „Wir erwarten dich, du lautes und mächtiges Licht!“, oder: „Nach dem Wasserbad harre ich dir zitternd entgegen, heiliges Feuerbad!“ Sie hatte auch in dem Zwischenzustand der Sonnenerwartung, in den der Traum noch hineinragte, täglich neue und doch verwandte Gedanken darüber und mehr noch über den Schlaf und sein Verhältnis zu dem, was die Sonne, die sie das allerseligste Gestirn nannte, nun bald emporführen mußte. So meinte sie, daß auch im Zustand vollkommenen Wachens der Schlaf nur partiell gewichen sei. Er, der Schlaf, sei immer das hauptsächlich Gegenwärtige. Wenn man ein Bild als Erklärung gelten lassen wolle, sagte sie Lolo, so sei der Schlaf ein Wachblock von gewaltigsten Dimensionen und der Wachzustand ein winzig brennender Docht. Der Sprachgebrauch spreche von mehr oder weniger geweckten Menschen. Schlaf sei nur ein und derselbe, aber es gäbe unzählige Grade des Wachseins. Diese einmal zu erforschen, würde von ungeheurer Bedeutung für die Menschheit sein. Zum Empfang der farbig aufblühenden Gotttheit stieg Laurence immer rechtzeitig die Gartenterrasse

niederwärts und trat auf eine bestimmte Felskanzel. Hier weitete sich ihr Herz immer in die gleiche Erhabenheit. Und mit Bezug auf die Weite fühlte sie jedesmal: wahrlich, die Weite, das ist die Freude, und die Freude, das ist die Weite. Laurence sagte von sich, sie glaube nicht, daß irgendein Priester des Bel zu Babel den Aufgang des Tagesgestirns, den Aufgang des Sonnengottes seltener versäumt habe als sie.

Kam dann die Sonne, bald einer umgestülpten Seerose, bald einer purpurnen Qualle, einem rosenfarbenen Pilz, einer Tulpe aus Feuerluft oder einer Rubinschale ähnlich, die sich rätselmächtig ergoß, am Wasserhorizont herauf, so fiel es wie ein stählernes Band von Laurences Brust. Ihr war, als müßten sich ihre Grenzen, müßten sich die Grenzen der Menschheit auflösen. Die Feuerschale steigt aus Wassertiefen, das zweite Meer ausströmend, in die Welt. Diese Sonnengeburt war die tägliche menschliche Neugeburt. Verglichen mit diesem beginnenden Wachtraum, denkt sie, hatte jeder, auch der süßeste Wachtraum etwas Quälendes. Wie wäre es aber, wenn erst einmal über diesem Erwachen und dieser Sonne die Sonne eines noch höheren Erwachens aufginge? Aber sie wies diesen wiederkehrenden Gedanken als krankhaft ab. Es sei verlorene Unschuld, wenn jemand nicht ganz an dem Orte sei, wo er wirklich stehe, das beweise nur eine zerspaltene Seele. — Deshalb pflegte sie auch in sich das Ausschließende, um ihrer gesunden Einheitsform zunächst doch gewiß zu sein.

Sie sah im Sonnenaufgang die große Erweckung. Zwischen Sonne und Bewußtsein erkannte sie einen geheimen Zusammenhang. Die Erweckertat der Sonne ist ja in vielen Fällen eine wirkliche Kreation. War die Sonne heraufgeschwebt, von der gefiederten Welt unfehlbar begrüßt, so verfolgte Laurence mit heiliger Freude die Entfesselung aller Geschöpfe und Seelen, das Ausströmen aller erdenklichen Größe und morgendlichen Schöpfungs-

macht. Eben noch sah vielleicht Laurence den stillen, schweigsamen Mond, und nun war die gewaltige Lichtmacht der Sonne sieghaft hereingebrochen, durch und durch kämpfend, fassend, erobernd, freilich vor allem schenkend und jedenfalls triumphierend und laut. — „Wir leben ebensosehr und mehr auf der Sonne als auf der Erde“, meinte Laurence, „mehr in der Sonne als in der Erde.“

Die Felskanzel, auf der Laurence die Sonne zu erwarten pflegte, war mit ihrer Umgebung nach und nach zu einem ihrer Lieblingsplätze geworden. In seiner Nähe öffnete sich eine in das unzugängliche Steilufer eindringende höhlenreiche Schlucht, in deren Tiefe die Brandung auf eine besondere Weise sich versackte und auf eigentümliche Art in regelmäßigen Abständen hallend aufkochte. Es war, als würde dort unten irgend etwas für irgendwen in gewaltiger Felsküche gekocht und gesiedet. Im Anblick der Schlucht war Laurence die Stelle aus Goethes Faust in den Sinn gekommen, wo von heiligen Anachoreten, gebirgauf verteilt, gelagert zwischen Klüften, gestaltend gehandelt ist. Und sie nannte mit dem ihr eigenen Humor die regelmäßig aufbrodelnde Tiefe den Kochtopf der Anachoreten.

Aber noch mehr: das gesamte seraphische Finale des Weltgedichts blieb ihr an diesem Geklüft lebendig:

#### Chor und Echo

Waldung, sie schwankt heran,  
Felsen, sie lasten dran,  
Wurzeln, sie klammern an,  
Stamm dicht an Stamm hinan.  
Woge nach Woge spritzt,  
Höhle, die tiefste, schützt.  
Löwen, sie schleichen stumm-  
freundlich um uns herum,  
ehren geweihten Ort,  
heiligen Liebeshort.

Und sie sah den Pater ecstaticus auf und ab schweben,  
hörte ihn psalmodieren vom ewigen Wonnebrand...

Siedender Schmerz der Brust,  
schäumende Gotteslust.

Ebenso den Pater profundus aus der Tiefe des Felsen-  
abgrundes, den Pater Seraphicus aus der mittleren  
Region. Dann wieder den Chor seliger Knaben:

Hände verschlinget  
freudig zum Ringverein....

Es klang die Mahnung:

Steigt hinan zu höherm Kreise,  
wachset immer unvermerkt....

Es musizierten die jüngeren Engel, die vollendeteren  
Engel. Und endlich sang vor der höchsten, reinlichsten  
Höhle der Doktor Marianus:

Dort ziehen Fraun vorbei,  
schwebend nach oben.  
Die Herrliche mitteninn,  
im Sternenkranze.

Und sie hörte sein entzücktes Jauchzen:

Höchste Herrscherin der Welt!

Es war eine fast halluzinatorische Verwirklichung des  
Gedichtes, mitunter bis nahe an seine höchste Realität.  
Das war bei Laurence nicht verwunderlich, die den  
Kultus der Bona Dea gegründet hatte, die den Mutter-  
gedanken in seiner Reinheit und überdies den Gedanken  
der geistlichen Mutter in sich verwirklichen wollte. Sang  
sie doch an der Spitze der Frauen in der Höhle der Bona  
Dea mit ihnen den Chor der Büsserinnen:

Du schwebst zu Höhen  
der ewigen Reiche,  
vernimm das Flehen,  
du Ohnegleiche,  
du Gnadenreiche!

Und wie sollte ihr nicht der Schluß des gesamten

Chorus mysticus aus der Seele gesungen sein, mit der heilig-abschließenden Wahrheit:

Das Ewig-Weibliche  
zieht uns hinan.

Um den Tag zu heiligen: so lautete die stehende Formel, unter der Laurence gewisse ihrer inneren Morgen-erlebnisse nach dem Frühstück in ihr sogenanntes Waldbuch einzeichnete.

Wenn sie mit den Einzeichnungen in ihr Waldbuch fertig war, gehörte sie einige Stunden ausschließlich ihren Tieren und Pflanzen. In ihrer Sorge für deren Wohlbefinden und richtige Pflege sowie überhaupt für die Gestaltung der einem Büberhain angeähnelten, weitverbreiteten Anlage war sie vollkommen sachlich und unsentimental. Auch dann, wenn sie, wie unermüdlich geschah, ihre weitere Ausgestaltung erörterte und allerlei plante, was dieses natürliche und mannigfaltige Eden in einen durch Kunst veredelten Tempelbezirk, eine Art Tempelstadt, verwandeln sollte.

Damit waren aber die seltsamen Gepflogenheiten der edlen Laurence noch nicht erschöpft. Sie erhob sich nachts jeden dritten, vierten Tag, um den gestirnten Himmel zu beobachten. Es war ein okkultes Wesen in ihr. Anders als bei Mutter Babetten, aber doch so, daß ihr, wenn sie über astrologische, magische und hermetische Dinge sprach, keine der Inselemtütter folgen konnte. Zuzeiten unterlag sie einer grübelnden Verdüsterung, die ihr von ihren nächtlichen Betrachtungen in den Tag folgte. Sie war dann im Ausdruck ihres Antlitzes jener großen, schweren, versonnenen Frau ähnlich, die Dürer mit symbolischen Flügeln versehen hat. Wie diese saß sie auch wohl den ganzen Tag, das offene Auge nach innen gerichtet, in einem Zustand müder Schwermut, die, fast hoffnungslos, doch wiederum nur eine große Frage war und eine Ruhe vor der Tat. Die Frage galt dem allumfassenden, alldurchdringenden Mysterium.

Wenn sie dann endlich von Lolo Smith mit sanftester Güte aus dem Zustand der Starrheit geweckt wurde, pflegte sie wohl zu sagen: „Du hast dich erschreckt, liebste Lolo? Saturn hat mir nur wieder einmal aus den Augen geschaut.“

Bei alledem ward allmählich klar, warum Laurence in ihrer Abschiedsrede neuerdings mit so viel tieferer Bewegung als früher das Ideal der geistlichen Mutter gepredigt und den Kultus der Bona Dea an zwei verschiedenen Punkten neu begründet hatte. Sie selber nämlich hatte der Genius loci von Île des Dames berührt und ihr das schaffende Wunder zu vollbringen auferlegt. Von dem Augenblick an, da sie dessen inne ward, fühlte sie in einem mindestens ebenso hohen Grade die Gnade der göttlichen Beschattung, wie es bei Babetten der Fall gewesen war, nur daß sie über die Art und Weise des mystischen Vorgangs keinerlei Angaben machte. Nicht im Reden, wohl aber im Denken setzte sie von da an an Stelle des Wörtchens Ich das Wörtchen Wir, und alles, was sie dachte, sprach und tat, hatte vor allem den Zweck, diesem Wir und in ihm hauptsächlich dem zweiten Ich zu dienen. Das neue Leben, das sie körperlich und geistig trug, mußte nicht nur vor jeder Störung bewahrt, sondern es durfte ihm auch nur ausgewählte und reine Nahrung zugeführt werden. So ward der Begriff des Geweihten und des Unreinen aus diesem Bedürfnis neu gebildet. Sie trug eine geizige Innerlichkeit. Was ihre unendlich verfeinerten Sinne aufnahmen, schenkte sie alles mit zärtlicher Selbstliebe, die eigentlich doch nicht Selbstliebe war, fast restlos in sich hinein. „Wir wissen wohl“, sagte sie oft zu sich, „wessen Wir gewürdigt und was Wir einander schuldig sind.“

Oft wiederholte sie laut gegen Lolo den Satz: „Wir sind eine einzige Hoffnung geworden.“ Trotzdem war es gerade Lolo bekannt, daß der schöne weibliche Eremit Stunden tränenreicher Schwermut zu überstehen hatte.

„Jesus weinte über Jerusalem“, sagte sie dann zuweilen am Schluß. „Warum soll eine Mutter nicht weinen, die ein Leben gebären muß, das vom ersten Augenblick an Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr der Tod auf tausendfältige Weise bedroht, bis es ihm endlich unfehlbar zum Opfer fällt. Aber lasset uns lieben, hoffen und glauben. Vor allem lieben und wieder lieben!

Das bittere Wissen“, sagte sie, „fördert nicht. Das tun nur die Schönheit und der Glaube.“

Wie bald nach der Landung Anni Prächtel und Roberte Kalb ohne weitere Zeugen ihren ersten Tee auf Île des Dames eingenommen hatten, so geschah es auch später oft.

Dabei ging es nicht immer friedlich her, da jede der Damen der andern an Sarkasmus und, wenn es drauf ankam, an Bosheit gewachsen war. Meist aber richteten sich diese Eigenschaften ihrer Naturen einträchtig gegen das Leben und Treiben auf Île des Dames.

„Was wäre die Welt“, sagte Anni bei einer solchen Gelegenheit, „ohne das Tabu! Man hat ja hier Zeit genug, die Wichtigkeit des Tabu und die Bedeutung des Tabu in der verdammten dereinstigen Männerzivilisation, Gott hab' sie selig, sich klarzumachen. Was würden dort ohne das Tabu wohl für Greuel an der Tagesordnung sein: nicht nur würden Söhne ihre Mütter und Väter ihre Töchter mißbrauchen, nicht nur würde man jeden Strohschober anzünden, unbedenklich in jedem Mahagonisalon, jeder Ballgesellschaft seine natürlichen Bedürfnisse verrichten, sondern man würde auch Glasscherben und Kohle in den Mund stecken, wie Kinder tun. Wäre man dazu aufgelegt, so würde man sogar Menschen schlachten, braten und aufessen, ja man würde womöglich, ohne etwas dabei zu finden, auf einer trächtigen Sau zur Schnitzeljagd reiten. Es wäre

denkbar, daß man ohne Tabu den Kaiser von einem Manne mit zwei Beinen nicht unterschiede und seine Minister nicht von Heupferden.“

Nach dieser Probe des an ihr nicht neuen derben Stils schwieg die Präsidentin und hüllte sich in gewaltige Rauchwolken. Rodberte lachte in sich hinein.

„Das Tabu“, begann sie nach einer Weile, „ja, ja, das Tabu. Ich meine damit jetzt nicht die Heiligsprechung, sondern nur die Unantastbarkeit. Was habe ich infolge dieses Tabus nicht alles seinerzeit für Entsagungen auf mich nehmen müssen. Jeder Schritt, den ich tat, schon riefen die Mutter, die Gouvernante, die Tanten: Tabu, tabu! Nannte ich meine häßliche Großmutter häßlich, meine böse Großmutter böse, einen riechenden Kalbsbraten stinkig, einen schwachsinnigen Diplomaten schwachsinnig, eine unanständige Bibelstelle unanständig oder sprach einer dicken, fetten Lüge, die eine allgemein anerkannte Wahrheit vorstellen wollte, den Charakter der Wahrheit ab und nannte sie das, was sie wirklich war — gleich schrien alle: Tabu, tabu!“

„Und doch“, sagte Anni, „ist unser Inseltabu, wie Sie zugeben müssen, Rodberte, für die reinliche Entwicklung unsrer Zustände, wie für unser Gedeihen überhaupt, von der höchsten Wichtigkeit.“

„Sie meinen das *La recherche de la paternité est interdite*.“

Anni gab zurück: „Ich meine das ganze verzweigte Tabusystem, das sich um unsern Erzeuger gebildet hat.“

„Liebe Anni“, sagte Rodberte, „seien wir vorsichtig! Sie wissen, das Ding, das Objekt, der Urheber, wollen wir sagen, dessen Vorhandensein Sie gestreift haben, steht so völlig außerhalb aller Diskussion, daß es schon jetzt verhängnisvoll für uns werden könnte, wenn wir belauscht würden.“

„Was macht übrigens Phaon? Sie unterrichten ihn doch noch immer, Rodberte? Ich habe ihn nicht zu

Gesicht bekommen, seit wir vor etwa acht Tagen unsre neugebackene Mutter Gottes besucht haben.“

„Was bringt Sie denn plötzlich auf Phaon, Beste?“ fragte scheinbar befremdet die Kalb.

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich nach dem Jungen erkundige?“ sagte lachend die Malerin. Und sie setzte hinzu: „Sie müssen es mir zugute halten, wenn ich inoffiziell gleichsam noch Eierschalen der Männerzivilisation mit mir herumschleppe und mir das Wohlergehen eines Jungen am Herzen liegt. Es ist ja auch trotz des Tabus nicht ganz unwichtig.“

Darauf sagte die Kalb:

„Meines Wissens gerät Phaon mehr und mehr in einen Zustand göttlicher Verwilderung. Die gute Miß War will das natürlich nicht Wort haben. Sie merkt nicht, daß der schöne Schlingel ganz und gar ihrem Einfluß entglitten ist. Er besitzt eine geradezu unwiderstehliche Art und Weise, jemand, und besonders der braven Miß, ein X für ein U vorzumachen. Beide gehen zwar manchmal ganz gehörig gegeneinander los, aber schließlich ist immer Phaon der Sieger, wenn er die Waffen seiner kindlichen Zärtlichkeit gegen sie anwendet.

Nach jedem solchen Auftritt läßt er sich meistens eine halbe Woche und länger nicht blicken in der Akademie, und die gute War hat das Nachsehn.“

Lachend sagte die Präsidentin dagegen: „Ich darf wohl sagen, Gott ist mein Zeuge, wenn ich nicht Anni Prächtel wäre, so möchte ich nichts lieber als Phaon sein.“

„Das könnte Ihnen wohl mancher und manche nachfühlen“, sagte die Kalb. „Der Malefizlummel ist vielleicht in der allerglücklichsten Lage, die je einem jungen Menschen seit Erschaffung der Welt beschert worden ist. Es ist über alle Begriffe merkwürdig.“

Anni wollte wissen, was über alle Begriffe merkwürdig sei.

Die Kalb gab zurück:

„Alles ist über alle Begriffe merkwürdig. Ich werde mich hüten, Ihnen eine Erklärung darüber zu geben, was im besondern besonders merkwürdig ist. Sie werden mich nicht dazu verleiten, eine andre Auffassung von den Geschehnissen auf unsrer molligen Gewürzinsel zu haben oder merken zu lassen als die offiziell aufgestellte und gebilligte.“ — „Auch ich“, rief die Prächtel eifrig, „bin weit entfernt davon. Wenn die Trüffeln ihren Ursprung vom Donner haben, die Löwin vom Gebrüll eines Löwen empfängt, weshalb sollen wir dann auch nur noch jenen törichten Rest von Zweifel an der übernatürlichen Entstehung unsrer fröhlichen Nachkommen hegen, der sich jezuweilen noch meldet?“

„Als ich neulich Laurence besuchte, entwickelte sie mir als bisher letztes Produkt ihrer mystischen Forschungen — wie sag' ich gleich? — eine Eiertheorie. Sie sprach vieles von Leda-Latona, der Eimutter. Danach ist es das Ei, aus dem alles, aber auch alles hervorgegangen ist.“

„Wenn unsre Päpstin das behauptet, so unterschreibe ich es ohne alle Umstände“, sagte die Malerin. „In diesem Falle verkneife ich mir sogar das Aufwerfen der alten Streitfrage, ob das Ei früher als die Henne oder die Henne früher als das Ei dagewesen ist. Wir sind ja auf Île des Dames so himmlisch leichtgläubig. Und warum sollten wir denn nicht leichtgläubig sein? Es fällt mir in diesem paradiesischen Flußtal nicht schwer, es dabei zu lassen, wenn jemand behauptet, meine Mutter habe jedes Jahr mindestens zehn Mandeln Eier gelegt und mich speziell von einer Krickente ausbrüten lassen. Richten wir uns doch das alles ganz nach Belieben ein, denn das Belieben bleibt ja die Hauptsache! Und übrigens steckt ein nicht geringer Reiz in solchen Kapriolen der Einbildungskraft. Sie zerstören zum mindesten das gewohnte Triviale. Und irgendwie hängt

solchen gemeinhin widernatürlichen Vorstellungen etwas Verlockendes an, und sie scheinen irgend etwas tief Verborgenes, eine auf andre Weise unfaßliche Wahrheit symbolisch auszudrücken. Solche symbolischen Eier zum Beispiel sind an sich meistens Luft- oder Windeier. Jedem Versuch, sie zu berühren, sie mit den Händen zu ergreifen und zu untersuchen, entziehen sie sich durch Körperlosigkeit. Trotzdem behalten sie Realität. Und so überraschend es klingt, das Geschick der Menschheit ist zumeist und überwiegend durch solcherlei Realitäten bestimmt worden. Das Schwelgen in ihnen entspringt einem triebhaften mystischen Durst der menschlichen Seele: seine Befriedigung schließt jede mögliche, auch die höchste menschliche Wollust in sich ein — und: der Glaube macht selig, wie der abgenutzte Ausdruck lautet, der, wenn irgendein Satz in der Welt, eine Wahrheit zum Ausdruck bringt. Aber die Glaubenskraft zur Seligkeit muß eben, so wie jedes andre Sinnesorgan, reichlich Übung und Nahrung haben, wenn sie nicht verkümmern soll.“

„Nun“, sagte plötzlich trocken die Kalb, nachdem sie die Teetasse von ihren schmalen Lippen genommen hatte, „... nun, so wollen wir also nicht bezweifeln, daß unsre gute Laurence in spätestens vier Monaten das entsprechende Wind- oder Luftei gelegt haben wird.“

Nach dieser Bemerkung blieb den Damen nichts andres übrig, als sich einer unwiderstehlichen Lachlust hinzugeben.

Zur Ruhe gekommen, sagte die Kalb: „Trotzdem! Ich lache! Aber trotzdem: nur befriedigter Glaube, poetischer Sinnentzug, geheiligtes Nichtwissen ist Poesie; und seltsam, gerade die Poesie lebt von reinsten Wahrhaftigkeit.“

Die Prächtel sann nach und konnte das zugeben.

„Und überhaupt“, fuhr Rodberte fort, „so gegen-

sätzlich wir sind, und wenn ich auch nicht selten gezwungen bin, durch Laurencens poetischen Inselzwang mir mit einem entschlossenen Schnitt Luft zu schaffen, so erkenne ich doch den Wert der seltsamen Kraft ihres Wirkens an.

Gestehen wir uns“, fuhr sie fort, „daß das Glaubensproblem bei uns in einer Beziehung wirklich schwierig wird, dort nämlich, wo der Glaube dem unvermeidlichen Augenschein der Wirklichkeit, der augenfälligen Wahrheit geradezu widerspricht.“

„Wozu wäre denn sonst unser Inseltabu unter Aufwand vieler orphisch dunkler Beratungen festgesetzt oder in stillschweigender Übereinkunft geschaffen worden“, sagte die Malerin. „Und nicht nur die Götter lieben das Geheimnisvolle, sondern gerade immer, wo der gefährlichste Riß durch eine Religionslehre geht, wird durch die Liebe zum Geheimnisvollen, die ebenso in den Menschen wohnt, der stärkste Glaube hervorgerufen, so daß Geheimnis und Glaube den Hiatus noch undurchdringlicher machen als die übrigen Stoffteile. Und überdies, die famose Mormonenbrille Urim und Thummim, die ja keine irgendwie geartete Offenbarungslehre ganz entbehren kann, ist auf irgendwelchem Wege auch zu uns gelangt. Sehen wir richtig hindurch, so erblicken wir, was dem Profanen nicht sichtbar ist; blicken wir aber verkehrt durch die Gläser, so sehen wir verwerfliche Dinge, die heilige Wahrheit aber nicht.“

„Ich gestehe, daß ich mich vielfach recht gut damit unterhalte, verkehrt durch Urim und Thummim zu sehen“, sagte die Kalb. „Zum Beispiel: ich fischte einmal an der Bucht der verzauberten Fische. — Da erschien... Aber lassen wir lieber die Sache auf sich beruhn.“

„Warum denn?“ sagte die Malerin. „Es ist ja kein Mensch in der Nähe, Rodberte.“

„Nun also“, begann Rodberte, „Sie kennen die Bucht

der verzauberten Fische. Lassen Sie mich Ihnen meinethalben ein kleines romantisches Märchen auftischen, das hoffentlich der Wahrheit einigermaßen nahekommt: also, es war in der Bucht der verzauberten Fische, wo ich an jenem Tage hingeraten war, als wir den Dampfer sichteten, der dann Gott sei Dank oder leider nicht landete. Ich war also dorthin geraten, und wie ich schon sagte, da erschien... Nein, so geht es nicht. Auf diese Weise kann ich nicht anfangen.“

„Na, wer erschien denn um Gottes und Christi willen?“ rief lachend die Malerin. „Machen Sie doch mir gegenüber nicht so viel Umstände!“

„Sie müssen Geduld haben, Präsidentin. Wenn Sie mich aus dem Konzept bringen, so mache ich mich womöglich ganz wider meinen Willen eines Vergehens oder Verbrechens gegen die Unantastbarkeit unserer höchsten Mysterien schuldig. Die Sache ist ganz und gar eine reine Vision, obgleich ziemlich viel dazu gehört, selbst in einer bloßen Erfindung, das Wunder der Bucht der verzauberten Fische zu überbieten.

Ich steige nämlich immer zur Bucht der verzauberten Fische hinunter, wenn ich von einem bestimmten, nicht ganz ungefährlichen Zuge ergriffen werde. Obgleich man das Wesen des Nirwana nicht eigentlich feststellen kann, möchte ich ihn doch als ein unwiderstehliches Locken ins Nirwana bezeichnen. Glauben Sie mir, Präsidentin, ohne irgendwie verzweifelt zu sein, fühlte ich manchmal, daß nur sehr wenig fehlte, mich zu einem endgültigen Bade im Nirwana der verzauberten Bucht zu veranlassen.“

Die Prächtel erklärte, dergleichen ginge durchaus gegen ihre Grundsätze, und beharrte darauf, zu erfahren, wer denn nun außer Rodberte noch am Ufer der Bucht erschienen sei.

Rodberte ließ sich das aber nicht anfechten.

„Hören Sie also“, fuhr sie fort: „Ich lag auf einer

heißen Basaltzunge und ermaß von dort aus die köstlich klare, köstlich farbige Tiefe der Bucht. Man wird an Sindbad den Seefahrer und an wer weiß wie viele Märchen der Tausendundeinen Nacht erinnert, wenn man in diesen grünlich kristallinen Abgrund hinunter sieht, in dem und über dem schuppige Fische in allen bekannten Farben und andere, die durchaus einem anderen Planeten anzugehören scheinen, herumschweben. Und ich sah natürlich auch über mich, wo der Himmel über den mächtig einschließenden Felswänden und begrünten Zacken und Klippen, selbst am hellen Mittag, dunkel ist. Präsidentin, ich bitte Sie, scheuen Sie nicht die kleine Beschwerlichkeit, und besuchen Sie endlich einmal dieses irdisch-überirdische Versteck! Wahrhaftig, ich versichre Sie, Sie werden Ihre bisherigen Eindrücke vergleichsweise für schal halten und werden in dem Gedanken schauern, daß Ihnen hätte das Unglück begegnen können, zu sterben, ohne diese höchste Stufe der Erdschönheit, die zugleich die erste Stufe einer überterrestrischen scheint, gekannt zu haben.

In die Bucht, wie Sie wissen, ergießt sich aus immenser Höhe ein Wasserfall, der von Phaon mit dem nicht wieder auszutilgenden Namen Pisse-vache du Ciel belegt worden ist.“ — Die Prächtel warf ehrlich begeistert ein: „Der Junge hat wundervolle Einfälle.“ — „Diese Himmelskuh sendet also unaufhörliche schäumende Massen überirdischen Wassers herab. Man schaudert und gruselt, wenn man die Stelle betrachtet, wo sie es aus ihrem Felsinnern in wuchtigem Bogen in die Abgrundleere hinausschleudert. Wasserwolke auf Wasserwolke schießt in sie und zerstäubt fächerförmig in sie, besonders dort, wo der majestätisch schwebende Fall den Charakter geschlossenen Strömens im Widerstand des allseitig freien, uferlosen Luftraums verliert und seine Teile sich schleierhaft auflösen. Aber mit welchen erquickenden Duftgewölken paradiesisch erha-

bener Perlenschauer schwebt und weht und flattert das Himmelswasser den langen Weg herab, bis sein glückseliges Diamantgestäube den Spiegel der Bucht, wo es auf ihn trifft, bald golden, bald silbern erblinden macht.

Ach, Präsidentin, ich kann nicht aufhören. Es ist bei Gott kein Wunder, wenn man bei der Rückerinnerung an eine so wie damals durchgenossene Stunde und Natureindrücke dieser Art vom Hundertsten ins Tausendste kommt. Denken Sie sich einen immerwährenden dreifachen Regenbogen, dessen allfarbiger Glanz die vielfach herrlich begrüneten Klüfte erleuchtet. Ich würde es für bestimmt annehmen, selbst Sie, Anni, würden in dieser Bucht und inmitten schwelgerisch prunkender Naturspiele zur Dichterin. Stellen Sie sich zum Beispiel einen Schwarm von drei- bis viertausend milchweißen großen Schopfpapageien vor mit flamingofarbenen Brüsten, die durch die funkelnde Wasser- und Lichtschlacht flatternd hindurchstoßen. Denken Sie sich einen gewaltigen pfauenhaften Vogel, ebenfalls weiß und mit der gewaltigen Schweifschleppe in einen ständig von farbigen Schauern benetzten grünen Wipfel einfallend. Vor ihm glitzert ein Dunst von Juwelen. Es ist, als säte er aus den schlagenden Flügeln Diamanten, Rubinen, Saphire und was noch sonst für Edelsteine, einen doppelten Regen im Regen herab. Und denken Sie sich, er schlägt sein Rad und weist seinen Halbkreis von Pfauenaugen metallisch-blau, hinter fließenden funkelnden Glassträhnen. Solche Vögel und viele andere gefiederte Wunder wechseln die Plätze an den Felswänden und genießen des belebenden, entzückenden und berausenden Liebeskampfes des Lichts, der Nacht und der Flut, des Gesteins und der Lebewelt, als dessen Kinder die Farben in unerschöpflicher Vielheit hervortreten.

Und stellen Sie sich dann vor, Sie zögen den Blick

wieder von der Majestät dieses sowohl erhabenen als im Glanz jedweder Anmut strahlenden Schauspiels ab, das vom Hall und Widerhall eines weichen gedämpften Rauschens, bald nahen, bald fernen Flüsterns, Fächelns und Sausens begleitet ist. Sie zögen Auge und Ohr also ab und richteten beides gegen die Tiefe des eingeschlossenen Meeresarms, wo immer noch in unzähligen Farben, dunkler als weiß und heller als schwarz, jene rätselhaften stummen Fische wie im Rhythmus ruhevollen Tanzes umherschweiften, jene verzauberten Wesen, die, eine uns ewig ferne und fremde Form des Urlebendigen darstellend, in den farbenfunkelnden Bogen über den tausenden Himmelswassern gefärbt zu sein scheinen. — Und, Präsidentin, Sie haben mehr als einen Blick in das unergründliche Machtbereich der Schönheit getan.

Sieht man dies, empfindet man dies, so, wie gesagt, ist man leicht geneigt, den Sinn eines diesseitigen Daseins für erfüllt zu halten.“

„Man sieht, Sie unterliegen wie wir alle allmählich dem hiesigen Klima, beste Kalb. Sie sind bei weitem nicht mehr das sarkastisch-diabolisch orientierte verwegene Überweib, als das ich Sie in Europa gekannt habe. Sie lenken merklich in die auf Île des Dames nun einmal herrschende außer- und überweltliche Grundgesinnung ein, die beinahe das Leben selbst nur noch als Mythos betrachtet. Ich schlage Ihnen vor, einmal an Stelle der schönen René nächsten Sonntag eine Predigt zu halten. Nun aber sagen Sie endlich, wer in dieser gebenedeiten Kluft der Bucht der verzauberten Fische erschien! Denn ich bin bis zum Bersten ungeduldig und neugierig.“

Dies hatte die Malerin gesprochen. Rodberte gab dagegen zurück:

„Glauben Sie nicht, ich hätte mich ohne Grund so lange bei der Beschreibung meines Schauplatzes aufgehalten, die übrigens, es tut mir leid, noch nicht einmal

beendet ist. Sie müssen durchaus den Eindruck gewinnen, daß wir es hier mit einer außer- und überweltlichen Stätte zu tun haben. . . , um über das Erscheinen eines wirklichen Gottes und einer wirklichen Göttin auf der Szene nicht erstaunt zu sein.“

Die Malerin sagte: „Ich rate auf Eros, beste Rodberte.“ —

„Wer auf Eros rät“, sagte diese, „hat meistens recht, weil er in jeder Beziehung das Leben selber ist. Allein Eros ist überall da. Er braucht die Szene nicht erst zu betreten.“ — Mit diesen Worten schickte Rodberte sich an, ihre Eröffnungen fortzusetzen.

„Der Gott, der zuerst aus dem südlichen Schaft des farbigsten der drei Bogen auf eine der smaragdenen, funkelnden Felsterrassen trat, konnte am ehesten mit einer der zwanzig Verkörperungen des Wischnu, des Allerhalters, verglichen werden, wo er, als schöner Jüngling Bogen und Pfeile tragend, erscheint und, gefragt, selbst nicht weiß, daß er Wischnu ist. Jedenfalls trat ein Götterjüngling aus dem immerwährenden Regenbogen, übermenschlich von Schönheit strahlend, hervor, den, ich bin überzeugt, die Götter auf ihren Sitzen anbeteten und der gekommen schien, die Throne der irdischen Könige umzustoßen. Und ob Sie es glauben oder nicht, es klangen, sangen und rauschten himmlische Begrüßungschöre plötzlich aus allen Felswänden, ja, Hunderte von verzauberten Fischen schnellten vor Freude über das Wasser heraus.“

„Hatte dieser Jüngling“, fragte die Malerin, „nicht etwa mit Phaon eine gewisse Ähnlichkeit?“

„Es gibt einen Phaon, der durch die Dichterin Sappho berühmt wurde. Er lebte auf Lesbos und lenkte als der schönste Fährmann sein Schiff zwischen diesem Eiland und der Insel Chios hin und her. Aphrodite in eigener Person hatte sich ihm gezeigt und entschleierte und ihn zu ihrem Liebling erklärt. Deshalb blieb er kalt, als

nicht nur die göttliche Sappho, sondern überhaupt alle und alle Frauen auf Lesbos in verzweifelter Liebe zu ihm entbrannten. — Wenn Sie diesen Phaon meinen, Präsidentin, so hatte wirklich, wie Sie gleich sehen werden, die Lichterscheinung mit Phaon Ähnlichkeit. Ich sah nämlich, von ihm selbst unbemerkt, da und dort glühend auf ihn gerichtete Augen, sagen wir Lesbischer Nymphen, auftauchen.“

„Und die Dichterin Sappho? Wo blieb sie denn?“ fragte die Prächtel, gleichsam mit grimmig-schalkhafter Miene aufblickend.

„Lassen wir Phaon, Sappho und die Insel Lesbos auf sich beruhen! Es war ein Vergleich und weiter nichts. Wer mehr darin sieht“, so sagte Rodberte, „der tut es auf eigene Verantwortung. Viel eher konnte es bei den Hyperboreern sein und jener Jüngling ein Sohn Apolls, direkt aus dem feurigen Wagen herabgestiegen.“

„Man könnte das, wenn man sich die Anschauungsweise unserer edlen Laurence, der Sappho von Île des Dames, zu eigen machen wollte, ebenso wieder auf Phaon deuten“, warf nochmals die Präsidentin ein.

„Nun so oder so“, rief Rodberte dagegen, „Sie mögen es sich nach Belieben zurechtlegen. Ich will Ihnen jetzt ganz trocken erzählen, was mir, sei es im Traum oder im Wachen, mit diesem Götterknaben, ohne Zweifel dem Genius unserer Insel, begegnet ist.“

Mit Sprüngen — natürlich mit göttlichen Sprüngen — kam dieser selige Knabe einen ihm ohne Zweifel bekannten Weg gegen die blaue Fischbucht herunter. Ich dachte bei mir: Du bist das schönste Wild, das je durch den farbig klingenden Wassersturm der Pisse-vache du Ciel verfolgt worden ist. Es war tatsächlich, als ob er verfolgt würde. Kaum aber war mir das klar geworden, als auch schon diese herrliche Epiphanie wie eine trügerische Luftspiegelung verschwand.“

„Das tut mir sehr leid“, sagte trocken die Malerin, „weil

ich mich wirklich auf etwas ganz anderes gespitzt hatte.“

„Was ist da zu machen?“ fragte die Kalb. „Ich habe mitunter Visionen.

Zum Beispiel werde ich immer von ein und derselben bei Tage wie bei Nacht heimgesucht. Es ist da eine Jagd im Gange. Eine immerhin sonderbare Jagd! — Die in den ‚Bacchen‘ des Euripides geschilderte, wobei von gottbegeisterten Mänaden Mensch und Tier in Stücke zerrissen wurden . . . eine solche Jagd, Gott sei Dank, ist es nicht! — Eher möchte sie wohl an eine Jagd der Diana mit ihren Jägerinnen erinnern. Allein auch eine so geartete Jagd, wo man mit Hunden auf der Spur eines Keilers oder Sechzehners liegt, ist viel zu blutig, wild und laut, um sich mit der visionären meines Traumes zu decken. Diese ist vielmehr in der Hauptsache unblutig, lautlos und geheimnisvoll, wogegen man ihr freilich eine eigene Art inbrünstiger Wildheit nicht absprechen kann. Nur Frauen sieht mein inneres Auge beteiligt an dieser Jagd. Die Jagd ist eine ununterbrochene. Sie wird von den Jägerinnen am Tage und des Nachts über das ganze Jahr hinweg ausgeübt. Nicht in geschlossenen bacchischen Schwärmen, auch nicht den Jagdzügen der Diana ähnlich, wie sie Rubens und andere gemalt, sondern in versteckter Vereinzelung. Der Jägerinnen sind viel, die vielleicht voneinander wissen, die aber einander nicht kennen und sehen dürfen, sie sind nämlich füreinander tabu! — Ihrer also sind viele, aber was sie jagen, ist ein und dasselbe Wild.

Da fällt mir eine Strophe der bacchischen Chöre ein:

Daß ich käme nach Kypros, dem Inselland Aphroditas,  
wo die Schar der Eroten wohnt, Menschenherzen  
bezaubernd,  
und nach Paphos, dem regenlosen,  
das des mächtigen Flusses hundertarmige Ströme trinkt,  
oder wo der pierische Sitz der Musen in heiliger

Schönheit ragt, der Olympos!

Dahin leite mich, Bromios, der die Bacchischen Chöre  
führt!

Da sind Chariten, Liebe da,  
da dürfen frei die Bacchen Feste feiern.

Wenn wir wollen, so haben wir hier das Inselland Aphroditens, wir haben Eroten, wir haben den Sitz der Musen, haben einen in Schönheit ragenden, allerdings rauchenden Olymp! Es sind Chariten, ist Liebe da, es dürfen frei die Bacchen Feste feiern: — natürlich alles in meiner Halluzination. —

Nun, in meiner Jagd wird ein und dasselbe Wild verfolgt, ja sogar in gewissem Sinne, wenn auch unblutig, zerrissen und zerteilt.

„Denn gewaltiger als die Männer treibt die Weiber der Begierde Stachel!“ liest man bei Pausanias. So gestachelte Weiber sind es, die ich nach dem einen Wild Tag und Nacht unseren Inselolympos umkreisen und in Schluchten, Schlüften, Höhlen, Hainen, Wäldern, an Meeres- und Flußufeln, in Wald und Bergödeneien, zwischen Lavahalden und Fumarolen dem einen köstlichen Wild nachspüren sehe.“

„Nun gut“, unterbrach sie die Prächtel wieder. „Ich erkläre mich nun als durchaus im Bilde. Und niemand anders als eben Ihr Regenbogengenius ist das Wild.“

„Als Traum verstanden, können Sie recht haben.“

„Geben Sie doch von dem hübschen Götterschlingel, zum Kuckuck nochmal“, sagte wieder die Malerin, „eine etwas mehr fleischliche Schilderung!“

„Das kann geschehen, denn er ist eben, ohne eine Ahnung von meiner Gegenwart zu haben, in meiner nächsten Nähe wieder aufgetaucht.“

Ich befinde mich nämlich noch in dem über alle Begriffe verführerischen Zauber- und Lustgarten, der vom Pisse-vache du Ciel im Zustande ewig grünender, blü-

hender und zugleich fruchttragender Wonnen erhalten wird, am Ufer des Meereseinschnittes von La Rade des Poissons ensorcelés.

Ockergelbes, gepflegtes, bis auf die Schultern reichendes, dort gleichmäßig abgeschnittenes, ambrosisches Haar. Schultern, Arme, Hüften und Beine gleichsam von kupfergoldiger Bronze. Der ganze Körper, nicht zu groß und zugleich fest, biegsam und schlank. Jede Muskel aber doch wieder in ephebenhaftem Ebenmaß bestimmt und gleichsam athletisch ausgebildet, wie Batterien feurig-lebendiger Kräfte, köstlich-vitale Akkumulatoren davon. Ein Antlitz voll höchsten Adels und zugleich von dem Ausdruck prometheischer Kühnheit beseelt und den selig empfangenden, selig gegebenen Kuß Aphroditens verratend.

So stand der gejagte Jäger, so der prachtvolle Bogenschütze, für dessen pochendes Herz und hochatmende Brust die Pfeile so vieler Köcher bestimmt waren, wenige Schritte neben mir, unerwartet aufs neue ins Leben getreten, und spiegelte sich in dem Blau der Bucht.

Er blickte herüber. Ich lag unter Lorbeerbüschen versteckt, die bis zum Rand meiner Landzunge vortraten. Sein Auge, in Wollust des Selbstgenusses verloren, irrte über mich weg und sah mich nicht. Dafür sah ich das Blau dieser selbst wie Buchten verzauberter Fische leuchtenden Augen. Wenn Sie mir Zeit lassen, Präsidentin, oder wenn Sie mir einmal Zeit dazu gönnen wollen, so gebe ich Ihnen irgendwann von ihnen eine längere Schilderung: sie sind es wert, das können Sie glauben. Meinen Sie, ihr Feuer sei blau und treu, so blitzt es plötzlich katzengrün, und meinen Sie, es sei ganz Seele, so glauben Sie im nächsten Augenblick den starren Glanz eines Smaragds zu sehen. Giordano Bruno sagt zwar: *Non est lapis sine anima*; aber dieser Stein ist dann ganz ohne Seele. — Sah ich diese Augen und ihr beinahe rauchendes Schillern — es war, als träten

schwache phosphorische Dämpfe darüber hervor —, so konnte ich mir recht wohl die Auffassung der guten Laurence zu eigen machen: die, wonach ihr Zögling als der Sohn Hyperions, der jugendliche Helios, anzusehen wäre oder mindestens als sonnenverwandt. Nennt doch Pindar den Strahl der Sonne die Mutter der Augen.“

„Hallo“, rief die Prächtel, „da möcht' ich doch wissen, was hat denn Ihr bronzener Genius mit unserem Tollkopf und Miß Wars Pflegling Phaon zu tun?“

„Nichts, aber auch gar nichts selbstverständlich.“

Wir unterliegen der Hitze, Präsidentin, und auch ich unterlag am Ende damals den Glutwellen des Mittags, als es mir im Versteck an der Bucht noch folgendes vor machte:

Ich glaubte nämlich unsere allverehrte Laurence Hobbema an derselben Stelle in die Erscheinung treten zu sehen, wo der Inselgenius zuerst erschienen war.“

Die Malerin sagte: „Das wundert mich nicht. Ich hatte das ganz bestimmt erwartet.“

„Das würden Sie nicht sagen, wenn Sie das absolut Überzeugende dieser erstaunlichen Vision an sich selbst erlebt hätten. Es würde Sie wohl in Verwunderung setzen, einen bestimmten Menschen zum Greifen deutlich vor sich zu sehen und doch zu wissen, er kann es nicht sein und ist es nicht.“

Was ich gesagt habe freilich, erleidet doch eine gewisse Einschränkung. Nicht immer hat Laurencens Erscheinung diesen ganz großen Stil.

Der farbige Sprühregen, aus dem sie auf die Felsterrasse trat, blieb wie eine göttliche Gloriole hinter ihr. Und überhaupt alles an ihr war ins Freie, Wilde, Erhabene hinauf gesteigert.

Ich hatte an sich zu staunen, weil sie es war, aber beinahe mehr noch darüber, wie ein Mensch zugleich derselbe bleiben und sich verwandeln kann.

Ohne Zweifel war sie dorthin, wo sie stand und eifrig

umherspähte, in großer Hast und Eile und nach einer heftigen Jagd gelangt. Mir kam es vor, als ob ihre schönen Beine von der Anstrengung wie die eines Vollblutpferdes zitterten. Ihr Haar war gelöst. Es flatterte schlangenhaft um sie her, vom Luftdruck des Wasserfalles bewegt und von seinem Perlenstaube befeuchtet. Ich glaubte zu sehen, daß sie, heiß und gedunsen vom Lauf, mit wohligen Zügen das Ozon und die belebende Frische und Feuchte von Pisse-vache du Ciel einsaugte. Ich glaubte nach dem langsamen Aufwogen ihrer bronzenen Brüste auf Atemzüge von einer fast übermenschlichen Wonne schließen zu müssen. Mir war, als tränke sie Schönheit, Gesundheit, göttliches Leben bis zur Verzückung in sich ein.

Unter ihr verdampfte im heißen Moos das Sprühwasser. So schien es, daß sie mit den Füßen gleichsam in ein weißes Wölkchen zu stehen kam. Und plötzlich vernahm ich den Schrei eines Raubvogels. Nenne ich ihn einen Raubvogelschrei, so entspricht dies der Deutung des ersten Augenblicks. Hätte ein Adler ihn ausgestoßen, er hätte an Größe einem Vogel Greif können ähnlich sein. Es waren die Basaltwände der Schlucht, die ihm diese Gewalt gaben. Und sie warfen ihn hin und her, diesen unbedingt vogelartigen Schrei, der in die heilige Chormusik der Kluft und Bucht der verzauberten Fische, sie wunderbar belebend, dithyrambischen Ton brachte.

Ein zweites und drittes Gellen erscholl von der Art, wie ich es keiner Laurence noch sonst einer unserer Inselmütter zutraue, und erhielt eine vielfache Antwort wie von allenthalben erwachenden gottbegeisterten Bacchen in den Basaltwänden. Liebste, beste Präsidentin, ich gebe Ihnen die eidesstattliche Versicherung, daß ich Art und Wirkung dieses durchdringenden Schreis nicht entfernt erschöpfend deutlich zu machen imstande bin. Was die Art betrifft, so wüßte ich etwa

nur dies zu sagen: er hatte zwar mit dem Laut eines Vogels, dem Juchzer eines Älplers oder einer Älplerin eine gewisse Ähnlichkeit, aber was ihm besonders eigen war, das war ein völlig unerhörter, mir völlig neuer Ton auf der Erde. — Und doch weckte er eine seltsam erregende, urzeitlich kosmische Erinnerung. Die Wirkung dieses außerirdischen Triumphrufes, Haßrufes, Liebesrufes, Sehnsuchtsrufes, dieses Lust- und Wehrufes, dieses Lebens- und Todesrufes, dieses Schreies der Angst, der Not und der ewigen Seligkeit — die Wirkung dieses schneidenden Wecksignales war vielfältig.

Was mich betrifft, mir schien sogleich in der ganzen Natur die Empfindung der Ankunft eines unsichtbaren Gottes verbreitet zu sein. Das gleiche Gefühl erzeugte mir Herzklopfen. Mir kam es vor, als hätte der Fels, die Pflanze, die Flut, die Luft und das Licht Beseelung erhalten und als steigere sich die musikalische Fülle im paradiesischen Schalltrichter der Kluft in einen hymnisch hochzeitlichen, buhlerisch bestrickenden Festakt hinein. — Die Hitze kann seltsame Räusche hervorrufen.

Mir kroch übrigens trotz der Hitze ein eisiger Frost über den Rücken hinab und ließ mich am Ende zum Holz erstarren.

Auf meinen Genius übte der Schrei eine ähnliche Wirkung aus. Sein Mund stand offen, er atmete hastig und tief, nachdem er es einige Augenblicke lang ganz vergessen hatte; sein Kopf war gegen den Schall herumgerissen, wo er nun die als Laurence bezeichnete Bacchantin, gefolgt von der aufwärts lodernden Flamme ihres schwarzen Haars, von Felsterrasse zu Felsterrasse herab, wie von Wölkchen zu Wölkchen, mehr fliegen als springen sah. Ich hörte, wie sich aus seiner Brust Laute der Beklemmung und der Beengung emporrangen.“

„Sie haben ein großes Talent, Menschen auf einem glühenden Rost langsam zu schmoren, gute Rodberte“,

sagte die Malerin. — „Das mag wohl sein“, gab Rodberte zurück, „bin ich doch selbst bei dem, was ich nun ohne meine Schuld mit ansehen mußte, ohne daß ich schreien und mich sonstwie verraten durfte, auf dem Roste geröstet worden.“

Sie schwieg und fuhr fort: „Ich lag also, wie gesagt, auf dem glühenden Rost und mußte zunächst einen Götterdiskurs mit anhören. Es war mir in keiner Weise angenehm, bei einer so heiklen Begegnung Zeuge zu sein. Weder habe ich je am Belauschen und Belauern Vergnügen gehabt, noch beides mit meiner Ehre vereinbaren können. Nun gar, wenn eine hitzige Göttin auf der Spur eines spröden Götterjünglings ist und ihn am heißen Mittag stellt in der wohligensten und verschwiegensten aller Bergklüfte. Auch hätte ich es mir niemals verziehen, eine unwiederbringliche Götterstunde zu stören. Aber all das konnte im Augenblick nur dazu führen, mich nur um so tiefer verborgen zu halten. Verriet ich mich, so setzte ich überdies Kopf und Kragen aufs Spiel.

Es ist überstanden. Und ich möchte heut die Erinnerung an den Genuß dieses Schauspiels um nichts in der Welt mehr hergeben.“

„Demnach war es am Ende doch keine bloße Vision?!“

Rodberte rief: „Präsidentin, es war eine Vision. Allerdings aber eine solche, die mir das Feuer des Staunens, das Feuer der Andacht, die Schauer der Bewunderung durch alle Glieder rieseln ließ. Denken Sie, denken Sie, Präsidentin, daß ich dem höchsten, geheimsten Mysterium unsrer Insel beiwohnte!“

Dank der mystischen Verbindung, die ein Gott, Dämon oder Genius mit der Kolonie geschlossen hatte, war sie, wie gesagt, allmählich in einen blühenden Zustand geraten.

Im Hause der Guten Hoffnung führte noch immer die Malerin das Präsidium, während die schöne Laurence, als oberste Priesterin allerdings, einen weitaus größeren Einfluß ausübte.

Nach einer Idee Rodbertens war seinerzeit eine geistige Inventaraufnahme durchgeführt worden. Danach hatte jede der Kolonistinnen einem Verhör vor dem Ausschuß standhalten müssen, dessen ausgeklügelte Fragen darauf abzielten, festzustellen, was an Fähigkeiten und Fertigkeiten, an Wissen und Erfahrung in ihr vorhanden war. Dies Verhör bedeutete aber nur den Anfang der Gesamtprozedur, die sich mit Unterbrechungen je nachdem auf ein Jahr und länger erstreckte und in einigen Fällen überhaupt nicht zu Ende geführt werden konnte.

Über jede der so Verhörten wurden gesonderte Akten angelegt, die bei einigen nach und nach ganz gewaltig anwuchsen, zuweilen bei solchen, von denen ein großer Ertrag am wenigsten zu erwarten war. Auf einen Ertrag aber war es vor allem abgesehen. Es handelte sich darum, alles das für die Gegenwart und Zukunft der Kolonie zu retten und nutzbar zu machen, was an Kulturgut in die Verbannung mitgebracht worden war.

Die gesamte Ernte fand in einem Raum der sogenannten Akademie Unterkunft, der wiederum das Archiv genannt wurde. Rodberte war seine Verwalterin. Hier war auf gleichmäßig geschnittenen quadratischen Schiefertafeln die ganze Ernte niedergelegt. Ein Teil der Insel bestand aus Schiefertone, und man hatte eine Stelle gefunden, wo man nach Herzenslust schöne Platten gewinnen konnte.

Die Ordnung in diesem Archiv war musterhaft. Die Schriftplatten hatte man auf starken Regalen untergebracht. Aus den Erinnerungen der Mütter an die Berufe und Beschäftigungen oder Handwerke der Eltern, Großeltern, Geschwister und sonstigen Anverwandten

ergaben sich brauchbare Belehrungen, durch die sich Töpfer, Tischler, Stellmacher und mancherlei andere Künstler heranbilden konnten.

Eine ältere, bucklige Dame, Fräulein Auguste, hatte sich als Sekretärin Rodberten zur Verfügung gestellt, und ihrem nie ermüdenden Pflichteifer, ihrer regelmäßigen, liebevollen Arbeit im Archiv war es hauptsächlich zu danken, wenn sich die ganze Einrichtung zu hoher Bedeutung entwickelt hatte. Da es Analphabetinnen unter den Müttern von Île des Dames nicht gab, so hatte man jeder von ihnen nach dem ersten Verhör, dessen Protokoll den Stamm jedes Aktes bildete, die Niederschrift eines ausführlichen Lebenslaufes zur Pflicht gemacht. Sie wurde dem Stamme angefügt. Von nun ab wurde der Akt dem, den er betraf, jahraus, jahrein für Ergänzungen offen gehalten. Wollte die Kolonistin etwas nachtragen — es kamen nur solche Erlebnisse äußerer oder innerer Art in Betracht, deren Zeitpunkt vor der Landung lag —, so brauchte sie es entweder nur aufzuzeichnen und die Platte der buckligen Archivarin einzuhändigen, oder sie konnte es ihr im Archivraum zu Protokoll geben. Der kleinste Gedanke ward dann gewissenhaft ihrem Akte zugeordnet.

So gelang es, unter den Buchstaben A bis Z ein äußerst wertvolles, äußerst nützliches Universallexikon zusammenzustellen, das über jeden Zweig der Wissenschaft und Kunst und über eine Unmenge praktischer Dinge leidlich gute Auskunft gab.

Unnötig zu sagen, daß Naturen wie Anni Prächtel, Tyson Page, Fräulein von Warniko, Rodberte Kalb, Miß War, die schöne Laurence und die Ärztin Egli ihre Sache selbst in die Hand nahmen und mit hohem moralischem Ernst durchführten. Sie erkannten sehr wohl, was sie sich selbst und noch mehr ihren Nachkommen schuldig waren. Zum Beispiel würde, wenn die Egli nicht nach und nach ihr noch frisches medizinisches

Wissen auf Schiefertafeln gebracht hätte, die ärztliche Wissenschaft überhaupt eines Tages, und zwar am Todestage der Doktorin, auf Île des Dames ausgestorben sein. Ja, hätte man dieser Gefahr nicht beizeiten vorgebeugt, so wäre schließlich mit allen Bildungselementen der alten Männerkultur jede Erinnerung an sie überhaupt und somit an die gesamte Welt- und Menschheitsgeschichte außerhalb von Île des Dames verlorengegangen. Damit würde nach Ansicht der führenden Frauen das geistige Leben der Insel, die man jetzt meist als Insel der Großen Mutter bezeichnete, und mit dem geistigen Leben auch ihr welterneuender Gedanke zum Tode verurteilt gewesen sein.

Die Wirkung der Akademie und besonders ihres Archivs, ihrer Bibliothek sowie ihrer allzeit lebendigen Zuflüsse und Abflüsse war in ungeahnter Weise segensreich. Wenn man die Manifestation des zeugenden Gottes, Dämons oder Genius als das erste große Geschenk, und zwar ein Geschenk des Himmels, an die armen Verschlagenen bezeichnen mußte, so war dies ein zweites großes Geschenk, das einen mehr irdisch vernünftigen Ursprung hatte: demnach konnte man es als gleichwertig mit dem göttlichen zwar nicht einschätzen, aber nach ihm als das höchste nur mögliche. Mit ihm begann die eigentliche Verwurzelung, die eigentliche Fundamentierung, das geschlossene, runde, volle und reiche Wachstum der Kolonie.

Wie von geistigen Bienen wurde dem Stocke der Akademie das Geistige unermüdlich zugetragen, um Andersgeistiges ausgetauscht, das man dafür forttragen und, mehr noch, fortpflanzen durfte. Es war ein soziales Zentrum geschaffen, das ein eminent sozialer Gedanke aus Rodbertens Haupt begründet hatte: gleichsam ein geistiger Bienenstock, der aber darin einem wirklichen unendlich überlegen war, daß man den in seinen Zellen aufgestapelten Honig nur vermehren,

nicht aber, so viel man dessen auch wieder davontrug, vermindern konnte. Dieser immer steigende, unvermin-derbare Gesamtbesitz, an dem mit geschaffen zu haben selbst die geringste der Kolonistinnen sich rühmen durfte, stellte bereits eine für den einzelnen nicht mehr übersehbare Fülle des Wissens dar, eine zweite und weite, auch im Fremdesten menschlich vertraute Welt, in der die Grenze von Île des Dames überhaupt nicht bestand.

Es war eine Lust, zu sehen, mit welcher vorsehenden, vorsorgenden, echt mütterlichen Freude und Geschäftigkeit die fast durchweg fruchthalt warmen und schönen Inselmütter geistige Nahrung für ihre Kinder zutrug. Alles, was sie in dieser Beziehung taten, entsprang aus der innigen Freude des Aufbauenden. Hatten sie immer wieder geduldig geboren und mit inbrünstiger Schaffensfreude und Lebensliebe Kinder an die gesegneten Milchquellen ihrer Brüste gelegt, so brachten sie jetzt, von eben demselben Triebe bewegt, gleichsam das Blut ihrer Seelen herbei, damit es in Zukunft die vor geistigem Tode behüte, die sie einst unterm Herzen getragen. Sie taten es aber, wie das meiste, was sie taten, bei aller Wärme mit einem Gefühl von Erhabenheit; denn sie waren sich durchweg bewußt, unter den rätselhaftesten Umständen eine Welt wie ein Werk von Grund aus neu zu erbauen.

Die mystische Zeugung, das heiliggesprochene Geheimnis von Île des Dames, hatte eine neue Moral hervorgebracht, durch die zum Beispiel das Wunder der zeugenden Liebe für jede der Mütter auf ein oder höchstens mehrere Tage, die Zeit der mystischen Hochzeit, beschränkt wurde. In dieser Beziehung herrschten Gebräuche, die man seltsamerweise in beinahe wortloser Übereinstimmung festgesetzt hatte, auf deren Befolgung die Gesamtheit aber mit eifersüchtiger Strenge hielt. In jeder anderen Beziehung war Strenge sowohl als

Eifersucht aus dem Verkehr der Mütter untereinander fat, gänzlich ausgeschaltet, teils weil kein Mann zugegen war, teils weil das paradiesische Klima und die natürliche Lebensart einer wohligen Harmonie des Daseins in hohem Grade förderlich waren. Die gemeinsame Not, die gemeinsame Rettung, die gemeinsame Auserwählung, der Emporstieg zu einer neuen Gesellschaftsform, vom Patriarchat zum Matriarchat, schloß alle wie durch Familienbande zusammen.

Leider verlor mit dem Zuwachs an Kindern der Zustand des Matriarchats seine Selbstverständlichkeit. Die führenden und die denkenden Frauen sahen Gefahren für den Bestand ihres Paradieses mit jeder Knabengeburt heraufdämmern. In diesem Eden war allerdings zuerst das Weib erschienen und dann erst, von dem unsichtbaren Demiurgen gleichsam aus der Rippe des Weibes gemacht, der Mann, Bihari Lâl. Aber auch hier schien irgendwo der Versucher, schien die Schlange verborgen zu sein und hie und da bedrohlich ihr Haupt zu erheben.

Man wollte dem Unfug beizeiten steuern, weil man begreiflicherweise nicht Lust hatte, etwa diesmal durch Adam, wie damals durch Eva und die Schlange, um den Garten Eden betrogen zu werden. Es fanden zwischen der edlen Laurence, der Präsidentin, Rodberte und Doktorin Egli deshalb geheime Beratungen statt, in denen von diesen gewitzigten Frauen alle möglichen Arten, der Gefahr zu begegnen, durchgesprochen wurden. Es war natürlich, daß Doktorin Egli mit der Grausamkeit und Hilfsbereitschaft die Frage anfaßte, wie sie der Hand eines Chirurgen unerläßlich ist, und daß sie die radikalsten Vorschläge machte.

Was Malthus anriet, konnte in diesem Falle nicht in Betracht kommen, da ja der unsichtbaren göttlichen Zeugungskraft keine Vorschrift zu machen war. Eigentlich hätte ja wohl der lebenszündende Genius, Zeus oder

sonstige Olympier wissen müssen, was er, man verzeihe den Ausdruck, seinem Harem schuldig war, und etwa höchstens auf hundert Mädchen eine Knabengeburt folgen lassen müssen. Entweder daß in dieser Beziehung sein Einfluß nicht zureichte, weil vielleicht die Frage, wie ein Knabe, wie ein Mädchen bewußt hervorzubringen sei, unter den Göttern ebensowenig wie bei der heutigen medizinischen Wissenschaft ihre Lösung gefunden hatte, oder aber er hatte kein weiteres Interesse an diesem Frauenstaat, als er es ihm tatsächlich bewies: weshalb auch die beratenden Mütter darüber hinweggingen.

Ehrenhalber, ist einzuschalten, wurden auch die Präsidentin, Rodberte und Fräulein Auguste Mütter genannt.

Das Mittel Lykurgs, der kranke und irgendwie überzählige Kinder im Taygeton aussetzte, und noch ein andres, wobei der Patient am Leben blieb und nur eine etwas hohe, oft köstliche Singstimme sein Leben lang beibehielt, wurde von Doktorin Egli in Vorschlag gebracht. Aber die kluge, entschlossene Frau konnte nicht durchdringen. Laurence, Rodberte und auch die Prächtel wandten sich mit Erfolg gegen sie, und man war auch gewiß, vor dem Plenum der Mütter würde ihr eine gleiche Niederlage beschieden sein.

Dies war in der Tat nicht zuviel gesagt, trotzdem der Einfluß, den Doktorin Amanda Egli auf die Inselmütter hatte, begreiflicherweise ein ungeheurer war. Wenn auch das schwere Geschäft des Gebärens hier leichter als anderswo vonstatten ging, so war doch dabei die Doktorin nicht zu entbehren. Dies ernste Geschäft aber war auf Île des Dames das verbreitetste und das wichtigste. Amanda Egli hatte sich bereits einen Stab von Assistentinnen herangebildet und eigentlich jede der Mütter bis zu einem gewissen Grade medizinisch belehrt; aber sie blieb doch die höchste Autorität und

tat bei allem die Hauptsache. Ihr Arbeits- und Pflichtenkreis war so groß, zudem da sie selber Kinder gebar, daß vielleicht sie allein von dem glückseligen Dämmerzustand auf Île des Dames nicht umnebelt wurde.

Wie gesagt, ihr Einfluß war groß, aber sie hätte sich doch nicht mit ihrem Vorschlag herauswagen dürfen. Wenn sie auch allen Müttern notwendig war und sich jegliche unter ihnen verpflichtet hatte, würden bei der allgemein erwachten Mütterlichkeit ihre grausamen Absichten einen Sturm des Entsetzens verursacht haben.

In dieser Entwicklungsphase der Kolonie, wo die ältesten Kinder das fünfte Jahr nicht überschritten hatten, herrschte noch durchaus der still-inbrünstige Rausch der Mütterlichkeit. Sie war als ein vollkommen neues Erlebnis in diesen Frauen aufgeblüht. Ohne die Gegenwart eines Mannes, also ganz unter sich, konnte sich alles rein Weibliche ungestört auswirken und steigern. Den Säugling an den offenen Brüsten, fühlten sich diese Mütter seltsam verändert und erneut und mit dem Sinn ihres Daseins eins geworden. Fast vollkommen sättigte sich auf diese Art ihre Sinnlichkeit. Männer würden in dieser Welt und um diese Zeit als vollkommen fremde Wesen peinlich störend empfunden worden sein. Neben der mütterlichen Wärme entwickelte sich gleichzeitig geschlechtliche Frigidität. Das Naturhafte aller Zustände hatte gleichsam die Moral reiner Tierheit herrschend gemacht, in der sich bekanntlich das Bedürfnis des Weibchens nach dem Männchen auf eine engbegrenzte Zeitspanne beschränkt.

Es war hauptsächlich dem idealen Willen und dem Wirken Laurencens zu verdanken, wenn eine edle Ordnung ganz Mütterland auszeichnete. Ville des Dames war nur noch eine historische Stätte. Man hatte an höher gelegenen, gesunden Plätzen, auf grasigen Hügelungen, in lieblichen Hainen, an Bächen und Quellen leicht gezimmerte, lustig und luftig gebildete Unterkünfte

angelegt, die, einander genügend nah und fern, harmonisch verteilt waren. Sie widerhallten von Lebensfreudigkeit. Zu entwickeln, wie leicht hier die Arbeit, wie vielfältig mit der wachsenden Kinderschar der Tag sich gestaltete, würde ein lockendes Unternehmen sein. Zugleich mit der Vermehrung, mit dem Wachstum des neuen Geschlechts, das eine andre Welt als Île des Dames nicht gekannt hatte, verflüchtigte sich bei den Müttern mehr und mehr das Gefühl der Verlassenheit. Und welch köstliche, lebenstrotzende Wesen sah man heranwachsen! Es bestand, Gott weiß vermöge welcher heimlichen Auslese, allgemeine Wohlgeborenheit. Die Rassen Europas schienen sich zu einem neuen, höheren Typus zusammenzuschließen. Alle diese dämonisch-strotzenden Kreaturen verband bei aller Verschiedenheit, etwa in der Farbe des Haars und der Augen, eine unverkenbare Ähnlichkeit.

Es ist hier zu erwähnen und einzugestehen, daß die farbige Ballung des Werdens und Wachsens auf Île des Dames nicht ohne einige dunkle Flecken war. Man hatte die schöne Mulattin Alma ungefähr um das Jahr Eins nach Bihari Lâl erhängt aufgefunden. Drei oder vier unter den Schiffbrüchigen hatten im Laufe der Zeit auf verschiedene Art ein trauriges Ende genommen, weil sie, was sie auch immer anstellten, von der zeugenden Macht nicht berührt wurden. Einige wurden aus ebendem Grunde wahnsinnig. Gerüchte, die nicht zu bannen waren, brachten Mutter Amanda Egli mit diesen Vorgängen in Zusammenhang.

Schließlich war es auch Mutter Amanda zuzuschreiben, wenn trotz allem eines Tages energisch gegen die Gefahr eingeschritten wurde, welche das Matriarchat durch den unablässigen Zuwachs an Knaben lief. Bei dieser Gelegenheit fanden wiederum wie vor Zeiten heftige Kämpfe statt, die aber, Gott sei Dank, den fruchtbaren Frieden im Reiche der Mütter nur sehr

vorübergehend trübten und durch Einigkeit unterdrückt wurden. Zufolge dieser Einigkeit wurden die Knaben von fünf Jahren in einen besonderen, entfernten Distrikt abgeschoben. Diese Maßregel entbehrte zwar jeder blutigen Grausamkeit, aber sie legte doch immerhin davon Zeugnis ab, daß die Durchführung einer Idee über einen gewissen Punkt hinaus ohne große Härte nicht denkbar ist. Es wurden bei diesem Auszug nicht von denen, die davongingen, wohl aber von den zurückbleibenden Müttern naturgemäß viele Tränen vergossen, es wurden Seufzer, ja Schreie gehört. Schließlich faßte man sich jedoch und kam über diese Schwächen hinweg.

Diese Bengels, welche die strotzende Kraft, die dämonische Wildheit mit auf die Welt gebracht hatten, waren ja in der Tat zur Plage geworden. Jede Ermahnung, alle Erziehung zur Sanftmut fruchtete nichts. Wo immer Verwirrung, Störung der Ordnung, Unfug die Mütter aufregte, waren diese Lümmels die Ursache. Oft fragte man sich, wie man zu solchen Sprößlingen hatte kommen können, solchen Halbtieren, die Tatzen und Tigerzähne zu haben schienen, mit denen sie nicht nur einander, sondern auch die Mütter nicht selten anfielen. Paukten sie doch zuweilen mit Fäusten rücksichtslos auf diese heiligen Frauen ein, und es konnte vorkommen, daß selbst die erhabenste unter den Müttern mit solch einem Knirpse nicht fertig wurde.

Für eine Trennung der Geschlechter bot Île des Dames mit seiner Formation die beste Gelegenheit. Die Insel legte sich um den weiten Golfe des Dames herum, den nur im Westen ein schmales Felsentor mit dem Meere verband. Im Osten des herrlichen Binnenmeers wurden die beiden umschließenden Arme der Insel durch einen schmalen und felsigen Isthmus verbunden. Über ihn wurden die Knaben von Süden nach Norden geführt und am nördlichen Ufer des Golfs angesiedelt, was

allerdings ohne Hilfe und Bewachung dazu auserkorener Frauen zunächst nicht möglich war.

Es war in der Tat recht ergreifend, als der erste Knabenschub, von dem buckligen Fräulein Auguste, reitend auf einer Zebukuh, über den Isthmus geführt wurde und von den dazugehörigen Müttern Abschied nahm. Wie die Jungens belehrt waren, konnten sie ihre Unternehmung nur etwa wie einen Schulspaziergang auffassen. Die Tränen und Schreie der Mütter begriffen sie nicht. Ja, jede von diesen mußte ihren Sprößling zum letzten Abschied bald gleichsam mit dem Lasso, bald am Kragen, bald an den Haaren herbeiholen. Mancher aber verhalf weder eine hingehaltene Banane noch ein verlockend präsentiertes Stück Wurst oder dergleichen dazu, ihren wilden Halbaffen von einer Felsspitze oder einem Palmbaum herabzukirren.

Im neugeschaffenen Mannland nahmen sich, außer dem buckligen Fräulein Auguste, Mucci Smith und vor allem Phaon der Ausgestoßenen an.

Die ganze Maßregel wurde von Mutter Egli und einer gewissen Mutter Philomela Schwab als eine Unzulänglichkeit angesehen. Sie sagten, es werde durch sie etwas leider endgültig Versäumtes nur ganz unvollkommen nachgeholt. Ein kleiner Knabe, Bianor genannt, bewies ihnen noch höchst überflüssigerweise, daß sie recht hatten, indem er sie und die anderen Mütter beim Abschied fast ununterbrochen anspuckte.

Auf der Mütterseite oder in Mütterland ging von nun an alles seinen ruhigen und geregelten Gang. Während nahezu eines Jahrzehnts fand keine wesentliche Störung statt, dagegen eine bemerkenswerte allgemeine Entwicklung. Automatisch wurden Jahr um Jahr die fünfjährigen Knaben abgestoßen: Buben mit wilden Augen, blanken Gebissen, kräftigem Thorax, prächtigem Bizeps, in bronzener Schönheit spielenden Arm- und Beinmuskeln, mit Waden wie bronzene Treppentraljen, mit

Glutäen wie blanke Kürbishälften. Und als die schönen, im Wachstum aufblühenden Himmelstöchter Knaben nur immer fünfjährig sahen, bekamen sie keinen Begriff davon, was diese Wesen im ausgewachsenen Zustand darstellten.

In einer offenen, mit dickem Palmstroh bedachten Halle erteilten die dazu geeigneten Lehrkräfte den nachfolgenden Generationen Unterricht. Sie wurden, wie alle Mütter, von den Mädchen, die das zehnte Jahr überschritten hatten, und allen, die für erwachsen gelten wollten, mit „Heilige Mutter“ angeredet. Auch außerhalb der Akademie, hier und dort, wurde Schule gehalten. Der gesamte Lehrstoff wurde im wesentlichen zwischen der edlen Laurence, der Präsidentin und Rodberte festgestellt. Das Triummulierat hatte sich dahin geeinigt, in der Zuteilung von Finsternland-Wissen sparsam zu sein und eine sorgsame Auswahl walten zu lassen. Der Name Finsternland für Europa und seine Kultur hatte sich auf der Insel eingebürgert. Was man lehrte, mußte den Ideen des Matriarchats und der übernatürlichen Zeugung förderlich sein. Es durfte auch nicht die Geister der Mädchen durch Belastung verwirren und in ihrem naturhaften Wachstum beeinträchtigen. An sich war dieses fruchthafte Aufquellen an Körper und Geist auf Île des Dames eine überraschend herrliche Macht, die allenthalben sichtbar zutage trat. Hier helfe es nichts, hatte die edle Laurence gesagt, man müsse die Uhr der Kulturgeschichte auf eine frühe Stunde zurückstellen. Der künstlich herbeigeführte Anfangszustand verlange, mit größerem Recht als irgendein greisenhafter der Finsternland-Kultur, Anpassung. Nach diesen Grundsätzen wurde gehandelt.

Im Unterricht der Doktorin Egli erschien der Mann nicht mehr, geschweige daß Mann und Mensch hier dasselbe bedeutet hätten. Der Mensch war für Doktorin Egli das Weib, und damit auch bei den übrigen Lehr-

kräften. In Finstermannland war ja der Mann der Mensch, das Weib im höchsten Falle ein Mensch, was hier bei dem Manne — ob er nämlich als ein Mensch zu bezeichnen sei — überhaupt nicht erörtert wurde. Die Doktorin verstand sich zu dieser physiologischen Unterschlagung nicht etwa, weil ihr die Zeus- oder Mukalinda-Zeugung sympathisch war, die sie höchstens als leider unumgängliches Übel betrachtete, sondern nur, weil ihr der Mann unsympathisch war. Heimlich war in ihr das Gefühl zu einem physiologischen Haß ausgeartet.

Rodberte, die gelehrteste Frau und der umfassendste Geist der Kolonie, die Präsidentin und die edle Laurence gaben selbst keinen Unterricht. Sie würden am wenigsten fähig sein, wie sie fühlten, die gebotenen Grenzen einzuhalten. Sie luden ihr ganzes Wissen in Gesprächen untereinander und vor allem auf Phaon ab, der, inzwischen zum Manne herangereift, jede Gelegenheit suchte, sich zu belehren.

Mit Dagmar-Diodata, die inzwischen Künstlerin im Teppichweben geworden war, verband ihn noch immer eine seltsame Schwärmerei. Er schien dieses Mädchen in ehrfürchtigem Abstand anzubeten. Miß War war gestorben. Sie war seiner Mutter nachgegangen. Statt ihrer galt ihm Laurence in allerlei Sorgen und Kämpfen des Gemüts als Beraterin. Der Malerin Anni Prächtel pflegte er seine tolle, humoristische, oft zynische Eigenart zuzukehren. Nachdem er das Wissen Rodbertens gleichsam in sich aufgesaugt hatte, gestand sich Roberte nicht selten bewundernd, wenn sie Stunde um Stunde mit ihm disputiert hatte, einen seltenen, ihr weit überlegenen Geist sich gegenüber zu sehen. Aber Phaon suchte auch oft die sonderbare Babette auf, die nahe dem Gipfel des Mont des Dames noch immer am Schlangensee ihre Einsiedelei hatte. Er pflegte ihr stundenlang zuzuhören, wenn sie, gleichsam sibyllenhaft, Märchen, Weissagungen, Träume und mystische Erlebnisse aller

Art aus dem Born ihrer ewigkeitstrunkenen Seele heraufholte. Alles und alles drehte sich übrigens bei ihr um ihren erstgeborenen Sohn Bihari Lâl, in dem sie nichts Geringeres als den Gott Krischna sah, der sich in ihm inkarniert hatte.

Von Babettens Einsiedelei und dem Tempelbezirk der edlen Laurence ging ein immerwährendes mythisches und mystisches Weben aus, das mit den natürlichen Weihrauchdüften dieser Tropeninsel gemeinsam die Gemüter entzündete und verzückte, wobei das Naturhafte, Ungestörte und nur wenig Belehrte dieser Gemüter dem Vorgang entgegenkam. Rodbertens nüchtern forschender Geist konnte das Anwachsen einer Gespensterwelt, eines selbstverständlichen Wunder- und Aberglaubens auf Île des Dames feststellen. Aus dem Meer, das die Insel umgab, aus dem Krater des Mont des Dames, der im Wachen und im Traume immer gleichen Vorstellung stiegen Geister empor, welche Zeit und Raum nicht kennen und wiederum viel dazu beitrugen, das Gefühl der Verlassenheit unter den Ver schlagenen aufzuheben.

Es handelt sich nur um wenige Einzelheiten, wenn gesagt wird, daß die in ihrer Scheingestalt wandernde Seele Ritas auf der Insel heimisch war, daß Miß War, obgleich verstorben, die heiligen Mütter besuchen kam, daß die tote Mulattin fast in jeder Nacht irgendeine der Mütter in voller Sichtbarkeit ängstete. Viele Knaben in Mannland unterschieden Traum und Wachen nicht, so belebten Gestalten der Wirklichkeit ihren Traum, die Wirklichkeit aber Traumgestalten.

Die Idee außerirdischer Begattung hatte im Bezirk der edlen Laurence, auf den Namen Mukalindas geweiht, ihren Tempel erhalten. Die Vorhalle oder das Prytaneion wurde von dem dahinterliegenden Allerheiligsten durch einen von Dagmar-Diodata gewebten Teppich abgeteilt. Im Prytaneion mußte ein ewiges

Feuer unterhalten werden. Auf dem Teppich war dargestellt, auf welche Weise dieses reine Feuer alljährlich am Johannistage vom Kraterrande des Mont des Dames geholt wurde. Zwölf auserwählte Knaben brachten es in Gestalt von zwölf brennenden Fackeln aus Kukuinuß, mit welchen sie in gewaltigen Sprüngen den Berg hinabrannten. Diese zwölf Lichtbringer und ihren Fackellauf hatte Dagmar, die Arachne von Île des Dames, in ihr Kunstwerk hineingewebt.

Die Erhaltung des Feuers wurde nach wochenlangem Hin- und Herreden schließlich ebendiesen zwölf Lichtbringern anvertraut. An ihrer Spitze stand Bihari Lâl. Ihm folgten in der Rangordnung Alexander, Answalt und Ariel. Die auserlesen schönen Knaben, bald schon Epheben, wurden damit im Tempelbezirk heimisch gemacht und in der nahe dem Tempel gelegenen Halle der Lichtbringer einquartiert. Es mußten gewichtige Gründe vorhanden sein, diesen scheinbaren Bruch des Matriarchats zu rechtfertigen. Er war indes durch den Dreiweiberrat, einschließlich der Doktorin Egli, zum Beschluß erhoben worden. Es wurde für diese zwölf Ausnahmen von der Regel überdies ein sorgfältig durchdachter Erziehungsplan aufgestellt. Die Bewohner von Mannland sanken mehr und mehr zum Range von Çudras herab. Diese Zwölfzahl männlicher Wesen indes ward ausdrücklich zum Range von Himmelssöhnen emporgehoben. Sie wußten es und glänzten förmlich vor Göttlichkeit. In Bihari Lâl sah man, durch Babetens scheinbar ganz entschiedenes Wissen angesteckt, indes noch mehr.

Ein gewisses großes Tabu um den Tempelbezirk durfte nur auf ausdrücklichen Ruf des Dreifrauenrates an eine der heiligen Mütter durchbrochen werden. Nur einmal im Jahr, am Tage der Geburt Bihari Lâls, wurde die Gesamtheit in den Bezirk zugelassen. Was die einzelnen, wenn sie gerufen wurden, darin zu

verrichten hatten, ist leicht gesagt. Unmöglich dagegen, zu erklären, wie das Wunder zustande kam, vermöge dessen sie meist neun Monate nach dem Besuch einen kleinen Insulaner zur Welt brachten.

Die einzelne heilige Mutter wurde gerufen zum sogenannten Tempelschlaf. Die edle götternahe Laurence hatte diese sakrale Einrichtung aus den Gebräuchen der Alten herübergenommen. In vielen Tempeln Griechenlands wurde der Tempelschlaf ausgeübt. Unfruchtbare Mütter erlangten dabei die gesuchte Empfängnis, Kranke träumten etwa das sichere Heilmittel.

Nicht nur die Hindus kennen den Lingakult. Auch in der christkatholischen Kirche treten Frauen noch heute Wallfahrten zu gewissen Heiligen an und üben Gebräuche, die von denen der Vorzeit wenig abstechen. Überhaupt, wer es sich zur Aufgabe machen würde, festzustellen, ob in Polynesien oder in Europa eine größere Ansammlung abergläubischer Vorstellungen stattfindet, würde wahrscheinlich das fortgeschrittene Europa auch hierin der Inselwelt Polynesiens und Mikronesiens weit überlegen finden.

Was beim Tempelschlaf mit den heiligen Müttern geschah, wissen wir nicht. Überhaupt nicht, was in den Nächten geschah, die sie im Hause Mukalindas zu brachten. War es eine Art Lingakult, den sie ausübten? Beteten sie ein Lichtlinga an, wie die Hindus in Benares, und stellten sich Vischveschvara, den Herrn des Alls, darunter vor? Der Mukalindatempel enthielt nichts Anstößiges, und einen dem Linga ähnlichen Gegenstand sah man nicht. In Cidambara, im Süden Indiens, ward aber ein unsichtbares Ätherlinga verehrt. War im Mukalindatempel das Linga unsichtbar, so konnte es immerhin trotzdem verehrt werden. Bescheiden wir uns; wir wissen nicht, welche Bewandtnis es damit hat.

Jedenfalls ward im Mukalindatempel das heilig-offenbare höchste Geheimnis der Insel symbolisiert.

Er wurde mit allgemeiner Ehrfurcht, ja mit heiligen Schauern betrachtet; erneute sich doch das Wunder von Île des Dames immer wieder in ihm.

„Wir haben jetzt alles, was wir brauchen“, so äußerte sich die Präsidentin oft im Dreifrauenrat: „den zündenden Funken der übernatürlichen Realität, eine auf engste damit verbundene Idee, die Idee des Matriarchats, und zum dritten eine Mission: das Matriarchat, die Herrschaft der Mutter über die ganze Erde auszubreiten. Wenn man nur einen Glauben, eine Idee und eine Mission besitzt, so kann man es schon eine gute Weile auf dem Kiez aushalten. Himmlischer Glaube, irdisches Ideal, eine Mission können lange die besten Dienste tun, auch ohne daß man auf ihre Realisierung Aussicht hat.“

Wir wissen, wie eine solche Auffassung nicht nach dem Sinne der götternahen Laurence sein konnte. Ihr Glaube war stark, ihre Idee beherrschte sie, und an dem einstigen Gelingen der Mission ließ sie Zweifel nicht aufkommen. Sowohl im Bona-Dea- als im Mukalindatempel fungierte sie mit einem unantastbaren Ernst als Oberpriesterin. In den Gedanken, in die Idee des Matriarchats war sie gleichsam mit Inbrunst hineingewachsen. Seit jener Rede, die sie bei ihrem Abschied aus Nôtre-Dame des Dames, jenem ersten kleinen Bambusheiligtum, gehalten hatte, blieb sie fest verknüpft mit dieser Idee. „Töchter der Erde und des Himmels“, hatte sie damals zum erstenmal die Inselfrauen angedet. Sie hatte gesagt: „Wir wollen geistliche Mütter sein.“ Sie hatte Kritik an der Weltkultur geübt und gesagt, die römisch-katholische Kirche sei an ihrer Verachtung des Weibes zugrunde gegangen. Das bedeute Verachtung der Grundlagen des Lebens, von denen doch alles abhängig sei. „In welche Paradiese wir immer auch künftig einzugehen hoffen“, sagte sie, „stets wird es durch das Tor des Lebens gewesen sein.“ Und weiter hatte sie erklärt,

nie könne in einer durch die Mutter getragenen Zivilisation der Lärm der Dreschflügel, die leeres Strohdreschen, und das betäubende Geklapper der Redemühlen, die Spreu mahlen, so überhandnehmen wie in einer Männerzivilisation. Selbst Jesus Christus sei vom Weibe geboren. Seine Lehre der Nächstenliebe würde in einem Weltreich der Mütter längst restlos verwirklicht sein. Auch die Liebe sei ja vom Weibe geboren. Nicht nur, weil es alles gebäre und so auch in den Knaben die Liebe eingebäre, sondern weil es den werdenden Menschen neun Monate in sich verborgen trage und hege und weil in diesem Verhältnis vor der Geburt die Menschenliebe zum ersten Male überhaupt wirksam sei.

Dies, wie wir wissen, war damals der Fall der edlen Laurence. Sie hatte Rukminî unter dem Herzen getragen, welche sie sechs oder sieben Monate nachher geboren und die sich zur herrlichsten Mädchenblume entwickelt hatte.

Den Namen Rukminî hatte ihr Babette erteilt, weil sie in ihr die künftige Hauptgemahlin Bihari Lâls, die inkarnierte Gemahlin des inkarnierten Gottes Krischna sah.

Laurence, wie man weiß, war Philosophin und Dichterin. Sie hatte seinerzeit einige Füllfederhalter, eine Menge Bleistifte und einige tausend Bogen Papier gerettet. Ein Farbstoff, den man auf der Insel gefunden hatte, diente ihr als Tintenersatz. Ihr Waldbuch enthielt den philosophischen Teil ihrer Schriftstellerei. Der dichterische ward in einem Epos niedergelegt, das, ungefähr bis zur Hälfte gediehen, eine Art Äneide, ins Weibliche übertragen, darstellte. An Stelle des Retters, Führers und Begründers der Stadt Rom, Äneas, stand eine Frau.

Leicht zu erraten, welcher Stoff diesem Epos zugrunde lag. Das Gegründete war der Mütterstaat von Île des Dames, das zu Gründende das Weltreich der Mutter.

So ging denn alles eine lange und glückliche Zeit

hindurch auf Île des Dames seinen stillen Werdegang. Mit den Kindern wuchsen die Stammütter gleichsam auf pflanzliche Weise mehr und mehr in das zauberischselige Mikroklima ihres Tropeneilands hinein. Ein Tagesplan des Lebens ward überall festgehalten; aber ihn zu erfüllen war eine Sache spielender Leichtigkeit. Die Zebuherden ernährten und vermehrten sich selbst. Sie wurden von Müttern, wurden von Himmelstöchtern auf der Weide gemolken, und es war, als ob nun wirklich nach den Vorahnungen der edlen Laurence die Rinder des Sonnengottes von hesperischen Nymphen gemolken würden. Man sah diese Nymphen mit schöngeformten roten Tongefäßen auf den Köpfen heimgehen und wurde an die schönsten aller Karyatiden erinnert. Das Unschuldsvoll-Bukolische hatte sich hier mit einer seltsamen Würde und Größe vermählt, die kindlich und zugleich göttlich war. Tiere und Menschen in friedlicher Einigkeit schienen hier ebensowohl auf dem Boden der Tierheit als der Gottheit verbunden.

Wenn dann etwa die junge Iphis, Tochter der einstigen Miß Tyson Page, auf ihrem Zebustier, den Speer in der Hand, durch die Herde ritt, mußte man meinen, unter die Himmlischen selbst geraten zu sein. Und jedesmal, wenn die edle Laurence durch Zufall eines solchen Anblickes teilhaftig ward, bebte sie vor Erschütterung und konnte im Auge bei so viel Schönheit ein diamantnes Aufblitzen nicht zurückhalten.

Das Zebu oder Buckelrind wurde vornehmlich im Inselbereich der Knabenwelt gefangen und gezähmt. Diese hatten ein brauchbares Zugtier und Reittier daraus gemacht. Mütterland hatte davon erfahren, als eines Tages unerlaubterweise der freche Knabe Bianor auf einer Zebukuh dort eingedrungen und in Ville des Dames erschienen war. Bald danach hatte man dann das Buckelrind auch in Mütterland allgemein heimisch gemacht.

An dem herrlichen Binnenmeer, Golfe des Dames genannt, gab es einen beliebten Badestrand, der von den heiligen Müttern zuweilen gemeinsam, besonders des Abends, benutzt wurde. Da war es, wenn der bleiche Mond bereits über dem ozeanischen Tore stand, die schwache Wolke des Mont des Dames sich rötete, die Sonne aber nur noch mit dem letzten Strahl über den Isthmus hereinblitzte, wo sich mehrmals ein ganz besonderes Wunder ereignet hatte. Übereinstimmend sagten die Mütter aus, daß in diesen Fällen Mukalinda in Gestalt eines übernatürlichen Mannes auf den Felsen über ihnen erschienen sei und schrecklich gleich einem Löwen gebrüllt habe. Trotzdem aber hatte der Ruf für die heiligen Mütter nichts Furchtbares. Im Gegenteil, es ergriff sie ein Rausch, der alle bewog, den herrlichen Dämon bei Namen zu rufen und ihm die Arme entgegenzustrecken. Da war er wie ein Löwe, Tiger oder Bär, jedenfalls wie ein übergewaltiges Raubtier herabgebrochen und hatte das eine Mal Tyson Page, das andre Mal Rosita, die ehemalige Kunstreiterin, über die Schulter geworfen und fortgeschleppt.

Phaon war mittlerweile zu einem athletisch-schönen Manne herangereift. Da er die Räume der Akademie nur nachts betrat und die Verbindung mit Laurence, der Präsidentin und Rodberte, vor allem aber mit Dagmar-Diodata nur im verborgenen aufrechterhielt, war seine Person in Mütterland fast vergessen worden. Er hielt sich meist in Mannland auf, das sich bereits ganz allein verwaltete und wo allerdings das bucklige Fräulein Auguste, die einzige unter den Frauen, die noch ein Interesse an diesem Teil der Insel nahm, ihn öfters sah.

Die Reize der Einsamkeit seien dem Leben eines Wilden vergleichbar, das kein Europäer, der es einmal gekostet, wieder verlassen habe, sagt irgendein bedeutender Schriftsteller. Wir überlassen ihm für diesen Satz

die Verantwortung. Phaon jedenfalls, der in einem lebendigen Wirken mancherlei genoß, genoß am tiefsten und vollsten ebendiese Reize der Einsamkeit. Gesellig mit den Knaben und Jünglingen im Mannlandbereich, gesellig mit dem Dreiertrat und besonders mit Arachne-Dagmar-Diodata, war er doch immer wieder überraschend in Einsamkeit untergetaucht. Zwei hauptsächliche Zustände also waren es, die sein Dasein ausmachten, von denen der eine, der gesellige, jener war, in dem er sich verschwendete, der andere, einsame, jener, in dem er von der Welt Besitz ergriff.

Ein Dampf von Freude quoll mit jedem Morgen aus den Tiefen und Weiten von Île des Dames. Vom Smaragde seliger Wiesen, aus nektartriefenden, rauschenden Tälern, wo Märchen in Gestalt zauberisch gefärbter Vögel umherflatterten und plapperten, aus Hügelungen und Hainen löste sich in Wolken köstlicher Wohlgeruch und wallte steigend zu den geblähten Nüstern Phaons empor, die sie mit machtvollem Zug in die seligeräumigen Lungen saugten. Phaon dachte: das Leben ist auf den fünf Sinnen und dem Bewußtsein aufgebaut. Aber Sinn und Sinn ist vielerlei, und auch dessen ist vielerlei, was als Nahrung der Sinne gelten kann. Das Leben ist eine Empfindung, nichts mehr: eine, in der sich die Sinnesempfindungen des Gesichts, des Gehörs, des Gefühls, des Geruchs und des Geschmacks unteilbar vereinigt haben. Dieses Daseinsgefühl wird im Bewußtsein wahrgenommen. Es kann in verschiedenen Menschen so verschieden wahrgenommen werden wie reiner, süßer, feuriger Wein oder Wasser einer fauligen Pfütze.

Phaon besaß um diese Zeit vielleicht unter allen lebenden Menschen das umfassendste und köstlichste Daseinsgefühl. Es mischten sich in ihm Weite und Größe mit dem allerseligsten Pulse der Körperlichkeit. Wohl wußte er, es war ihm eine solche Begnadung des Seins, trotz seines günstigen Horoskops, nicht an der Wiege

gesungen worden. Er wußte, trotzdem er sie nur als glückliches Kind gekannt hatte, daß die Welt der europäischen Zivilisation das Lebensgefühl nicht zu annähernd gleicher Höhe zu entwickeln vermochte. Sie war ein allzu riesenhaftes, allzu kommunistisches System, weitaus kommunistischer, als es dem Durchschnittsmenschen und der Gesamtheit zum Bewußtsein kam. Von dieser Gesamtheit saugte der einzelne, aber er wurde weit mehr von ihr ausgesogen. Irgendeine Bewegung irgendwo in diesem weltumspannenden Netz machte das ganze Netz und somit den einzelnen, der, eine Mücke, darin haftete, erzittern. Nein, er glich einem lebendigen, winzigen Knötchen in diesem Netz, das mit unzähligen Fäden nach allen Dimensionen in ihm verwoben war. So wurde er schmerzhaft gespannt, allerdings auch sicher auf seinem Platze gehalten. Zwecklos, sinnlos, überflüssig und tot war dieses lebendige Knötchen, wenn man es aus dem Netze schnitt. Aber auch in der Verknüpfung war seine Eigenbewegung gleich Null gewesen.

Aber man mußte auch hier, in der Freiheit von Île des Dames, darauf achten, daß man blieb, der man war. Man lebte, ohne in das Netz der Weltkultur verwoben zu sein. Aber dies war ein Netz, das polypenartig seine Myriaden von Fäden gierig nach allem Lebendigen ausstreckte, um es in sich zu ziehen. Ich habe, dachte Phaon, möglicherweise ihm gegenüber schon viel zu viel gewagt, indem ich Rodbertens Belehrungen so eifrig gesucht habe. Beschäftigen mich nicht schon heut höchst überflüssige Finstermannland-Probleme aller Art? Drohen nicht schon die Finstermannland-Gesetze, die Finstermannland-Moral, die Finstermannland-Wissenschaft in meine glückliche Freiheit, meine selige Unverantwortlichkeit, meine göttliche Unbescholtenheit täglich hinein? Und hat es nicht außerdem etwas Lockendes? Sehnen sich nicht Millionen abgerissene Fädenenden,

vernarbte Schnitte juckend nach dem alten Netz zurück?

Solche Gedanken und viele andere bewegten Phaon in seiner Einsamkeit. Ich stehe, dachte er weiter, sozusagen allein in der Welt außerhalb der großen Zivilisation, außerhalb auch des Mütterstaates von Île des Dames. Auch mit Wildermannland bin ich nur oberflächlich verbunden. Meine Kraft ruht in dieser Alleinigkeit. Darum muß ich sie mir erhalten.

Nach diesem Grundsatz handelte Phaon. Hatte er auch noch so viele Berührungen an einem Tage gehabt, er stellte zuletzt seine Unabhängigkeit, seine Alleinigkeit, seine Einsamkeit wieder her.

Die geistige Atmosphäre von Île des Dames war mit Zaubern getränkt. Es ist gesagt worden, durch welche Kanäle sie damit gesättigt wurde. Eros aber, der größte Zauberer, er und kein anderer war es, der sie vornehmlich hervorbrachte.

Geliebkost und von sanftem Wachstum durchglüht, fühlten die Insulanerinnen täglich erneut, nächtlich erneut Schönheit um sich und in sich aufblühen. Bei den meisten von einer Art, der es genügte, sich selbst zu genießen.

Von dieser Atmosphäre einen Begriff geben, hieße das Wesen, hieße die Seele, hieße den Sinn von Île des Dames darstellen. Scharfe Intellekte, wie Rodberte, wie die Präsidentin, fühlten schließlich ihren schummrigen Rausch im Blut und wußten mitunter nicht, ob sie nicht etwa schon gestorben seien, körperlos mit Paradiesesräumen und -düften vereint.

So sagte auch Phaon oft zu sich selbst: Die einzige Realität, von der ich weiß, ist der Geist, seine Geburten von Bildern, Empfindungen und Gedanken. Als Knabe schon hatte er drei verschiedene Arten zu träumen unterschieden: das Wachen als Traum, den im Wachen willkürlich erzeugten Traum, den unwillkürlichen Traum

im Schlummer. Scherzweise hatte bereits sein Vater Erasmus ihn auf die bedenklich schwere Faßbarkeit äußerer Realität hingewiesen. Oft war er schweigend durch das Zimmer gegangen, früh, wenn Phaon noch im Bette lag, hatte sich ebenso schweigend wieder entfernt und war gleich darauf mit gespielter Lebhaftigkeit, als ob er ihn zum ersten Male sähe, mit einem fröhlichen „Guten Morgen!“ wieder eingetreten. Wenn Phaon ihm dann erklärte, er durchschaue recht wohl seinen Scherz, der Vater stelle sich nur so, als sähe er ihn an diesem Morgen zum erstenmal, und sei in Wahrheit soeben dagewesen, verlangte der Vater Beweise dafür. „Ich habe dich gesehen“, sagte Phaon. — „Und wenn du mich noch dazu gehört hättest, das kann ich dir glauben und auch nicht glauben.“ — „Ich habe dich ganz genau gesehen und gehört“, sagte Phaon. Aber der Vater wiederholte: „Beweise es mir! Zwinge mich, es zu wissen, daß ich dagewesen bin! Zwinge alle Welt, es zu wissen! Sie muß dir glauben, sofern du es imstande bist.“ — „Warum sollte ich lügen“, sagte Phaon. — „Es gibt ja Täuschungen“, sagte der Vater, „und warum solltest du schließlich nicht lügen, da du ja schon öfter gelogen hast?“

Eigentlich wußte Phaon damals schon von diesem wunderlichen Unvermögen des Geistes, aus sich herauszutreten. Er sah sich, etwa fünfjährig, eines Tages im Spiegel an. Das bist du, sagte er zu sich selbst, also: du bist! Nehmen wir an, dies sei montags gewesen. Am Dienstag tat er es wiederum. Das bist du, sprach er wiederum in den Spiegel hinein und weiter zu sich selber: du bist. Habe ich, fragte er sich dann, nicht gestern schon dasselbe getan? Es kann sein, ich glaube es, war die Antwort. Er vermochte nicht, es sich zu beweisen.

So unbeweisbar schien ihm auch manchmal das ganze umfassende Gestern, ja mitunter sogar das Heut von Île des Dames. Ihm schien, er stand mit der ganzen Schöpfung im engsten Zusammenhang. Allein er konnte

es sich nicht beweisen. Sobald der Eigensinn, es sich beweisen zu wollen, ihn packte und er Île des Dames als nackte Realität begreifen wollte, erreichte er nur das Gegenteil. Er sah die Insel als eine Phantasmagorie, eine irrealer Luftspiegelung. Sie wurde dagegen sofort eine Wirklichkeit, wenn er sich ihrem Zauber, ihrer Magie gläubig und ohne zu denken überließ.

Durfte man nicht an ihr Gestern denken, so durfte man nicht an ihr Morgen denken. „Liebe edle Laurence“, sagte Phaon einst im Gespräch mit der Oberpriesterin, „was hier bestand und entsteht, kann ich nur als Selbstzweck ansehen. Entweder es ist als solcher gerechtfertigt, oder es ist nicht gerechtfertigt. Hat hier eine Erhöhung des Lebens zu harmonischer Schönheit stattgefunden, widerhallen die Inseltäler und -höhen von Freude und Lust, so haben wir darin jede Rechtfertigung. Statt Freude und Lust will ich lieber Schmerz und Lust in jener verschieden dosierten, aber untrennbaren Mischung setzen, welche sich zu allen höchsten und erhabenen Genüssen des Gefühls zu steigern vermag. Ich habe nichts zu schaffen mit eurem Matriarchat, sofern es sich über das Morgen der ganzen Welt ausbreiten soll. Stillstand auf irgendeiner Stufe organischer Entwicklung ist ja übrigens ausgeschlossen. Ist etwas vollendet, so kommt sein Verfall, und das wäre das Los einer Mütter-Weltkultur.“ — Aber Phaon konnte auch anders sprechen. Manchmal griffen die Polypenarme des weltumfassenden Netzes, das oft Gegenstand seines Denkens war, von jenseits der Weltgewässer herüber. Der Finsternland-Ehrgeiz packte ihn an, den vor allem die edle Laurence in ihm genährt hatte. Dann wollte er Kämpfer, wollte er jener große Weltreformer sein, der den Gedanken der edlen Laurence verwirklichte und die Große Mutter von Île des Dames zur höchsten Herrscherin über Finsternland erhob.

Auch Rodberte hatte ihm oft gesagt: „Was sind dies

doch für kleinliche Reformationen und Revolutionen gewesen, wovon die Lutherische nichts bedeutet als einen äußeren, einen inneren Bildersturm, die Französische Revolution, wie man sagt, die Befreiung des dritten Standes und die neuerliche des vierten. Gar nichts ist durch all das erreicht worden, weil das Umgewälzte selbst zu geringfügig ist. Das Verhältnis der beiden menschlichen Hauptparteien, der weiblichen Welt und der männlichen Welt, ist dabei nicht berührt worden. Und was heut in Europa mit Frauenbewegung bezeichnet wird, ist leider nichts als eine Lappalie. Dieser Ozean von Leben, Liebe, Selbstlosigkeit und Schöpferkraft, der im heut unterdrückten Weltreich der Frauen herrscht, müßte einmal von Grund aus bewegt werden. Und dann würden durch ein ganz andres, urgewaltiges Naturphänomen als jene Reformatiönchen und Revolutiönchen ganz andre Massen von Schutt und Unrat aus der Welt geräumt werden.“

Es verhielt sich mit diesem Morgen bei Phaon wie mit Île des Dames. Gläubig und ohne tiefes Nachdenken konnte er die Idee des Welt-Matriarchats zur Realität verdichten, für die sich sein Ehrgeiz entflammte und fortgesetzter leidenschaftlicher Kampf bis zum Tode verlockend schien. Je eigensinniger er sich jedoch seine Richtigkeit, Wichtigkeit, Notwendigkeit und Realität beweisen wollte, je mehr wurde er ihm zur bloßen Phantasmagorie.

Fünfzehn Jahre waren verflossen, und dies Alter hatte die schöne Iphis erreicht, als sie das erstemal, reitend auf ihrem Zebubullen, Phaons einsamen Weg im Gebirge kreuzte. Sie war in der Furcht Mukalindas erzogen worden. Man hatte ihr auch erzählt, wie dieser Inseldämon oder göttliche Genius zuweilen die Gestalt eines gewaltigen, wilden Mannes anzunehmen pflege. Wenn sie, unternehmend und abenteuerlustig wie sie war, weite Ritte in die entlegensten Gebiete der Insel

ausführte, so kam ihr auch wohl dabei der Gedanke, einmal der mysteriösen Macht zu begegnen.

Iphis war eine der stolzesten Freuden der Kolonie. Phaon seinerseits glaubte ein Wesen zu sehen, das nicht zu den Himmelstöchtern gehörte, als ihm die Zebureiterin, die in göttlicher Nacktheit auf ihrem Tiere saß, unvermutet entgegenkam. Ihr safranfarbenes Haar, in einem gewaltigen Knoten gleichsam aufgeschürzt, fiel trotzdem bis auf den silbernen Rücken des Tiers herunter, hinter dessen Höcker sich die kräftigen Schenkel der Reiterin anschmiegen. Sie schien mit dem edlen Tiere verwachsen zu sein. Unverwandt, wie an die Erde gewurzelt, hatte Phaon das Mädchen und dieses Phaon angeblickt, voll Grauen und Neugier an ihm vorüberreitend.

Nach einigen Wochen begegnete Phaon der schönen Iphis und ihrem Bullen zum andernmal. In diesen abgelegenen Höhen des Mont des Dames hatte er wohl etwa einmal eine der heiligen Mütter, niemals aber bis jetzt eine der Himmelstöchter angetroffen, denen übrigens dies obere Mont-des-Dames-Gebiet gradezu verboten war. Als dieser helle Zusammenklang, das zarte Rosa in den Nüstern des Tiers, das zuckende Silber des glänzenden Fells, das köstliche Kupfer des Mädchenkörpers, das grünliche Meeresauge, der Safran des Haars, wie ein Lichtknäuel wiederum aus dem Dunkel der Wälder brach, führte Phaon unwillkürlich mit der Rechten eine Bewegung aus, als ob sein Auge geblendet würde.

Da Phaon, wie man genötigt ist anzunehmen, das entsagende Leben eines Mönches führte, wird man ermessen, in welche Versuchung er so geführt wurde. Um so mehr, als das Auge der stolzen und spröden Iphis ihn das zweitemal furchtlos und mit dem Ausdruck jenes nixenhaften Hohnes heimsuchte, der eigentlich sagt: Besiege mich! — aber zu sagen scheint: Nimmermehr wirst du mich besiegen!

Es fand eine dritte Begegnung statt. Phaon war wieder einmal besonders tief in die Grüne der Wälder, die den Feuerberg zum großen Teile bedeckten, eingedrungen, sich an den Verzweigungen und Verschlingungen der Rhizophoren, der riesigen Feigenbäume, mit ihrem Netz von Stämmen und Luftwurzeln voll Staunen ergötzend, als durch die Säulenhallen vieler Palmenarten, über Farnkräutern, die smaragdgrün dem Zebu bis an den Bauch wedelten, Iphis geritten kam. Es war wohl ein Bachlauf, den sie benützt hatte, in diese verborgene Welt einzudringen; denn es zischte und rauschte von Bambusrohr um sie her. Der Bulle stand still, als er Phaon sichtete, und Iphis zog ihre Brauen zusammen.

Umwuchert von Lianenkettten und köstlichen Orchideen, umhaucht vom Dufte des Wassers, unzähliger aromatischer Blumen und Blätter, hätte das Mädchen für eine Waldnympe gelten können, hätte sie nicht einen Speer geführt, und hätte ihr nicht der spröde und stolze Blick Penthesileens angehaftet, der Phaon in ähnlicher Weise traf, wie er einst Achillen getroffen hatte. Dieser Blick war Herausforderung.

Was jetzt geschah, wurde niemals ganz aufgeklärt. Phaon vermochte es diesmal nicht ganz, sich im Zaum zu halten. Er hatte sich nämlich, angekränkelt durch Finsternannland-Moral, gegenüber den Himmelstöchtern eine unübersteigliche Schranke gesetzt. Mit Recht oder nicht, sicher waren damit die Leichtigkeit, Freiheit, Unmittelbarkeit und Glückseligkeit, ja die Unschuld seines Handelns verlorengegangen. Von diesem Augenblick an hatte ein gewisser Zersetzungsprozeß angefangen, der Phaon nach und nach für das Leben auf Île des Dames und die Freuden von Île des Dames verderben sollte. Hier aber hätte nicht viel gefehlt, da Phaon die Schranke an sich schon übersprungen hatte, daß er, durch Bruch seines eigenen Willens in Finsternannland-Schuld verstrickt, für Île des Dames gerettet gewesen wäre.

Einen Speer, den Iphis nach ihm geschleudert hatte, hielt Phaon — er fing ihn auf wie im Traum — in seiner rechten Faust. Dann saß er hinter der Reiterin auf dem Zebustier, sie mit der Linken wie mit einem eisernen Bande umschlingend. Erst knickte der Stier beinahe zusammen, dann fühlte er einen allmächtigen Druck und Sporn und jagte mit seiner doppelten Last durch die Stämme. Plötzlich wurde es licht, als Phaon eben, seiner nun kaum mehr mächtig, daran dachte, das Tier zum Stehen zu bringen. Er tat es; aber er schleppte nicht, wie er soeben noch gewollt hatte, seine Beute davon, um seine peinvolle Glut an ihr zu kühlen, sondern er schritt gleichmütig, wie es schien, die Reiterin und das Tier sich selbst überlassend, vom Waldrand, der erreicht war, entlang dem Ufer des rauchenden Schlangensees davon.

Eine vierte Begegnung war für Iphis und Phaon noch merkwürdiger.

Man nähert sich, wenn man von diesem Geheimnis berichten will, scheinbar dem Gebiet des Märchens an. Und doch, sofern irgendeine Wahrheit auf Erden ist, so ist sie gewiß auch hier zu finden. Für Phaon war es die höchste Wahrheit, in sein tiefstes Geheimnis gehüllt, das Allerheiligste seines Herzens.

Eines Tages war Iphis zum soundsovielten Male in eine bestimmte, verwilderte Inselniederung gelangt, deren Anblick ihr jedesmal erst Befremden, dann Schauer erregte, weil etwas Unerklärliches in ihr zu liegen schien. Aus senkrecht steigenden Felsbastionen trat ein jetzt wasserarmes Flußbett hervor, dessen Wasser in der öden, nur von Buschwerk bedeckten Ebene ein Delta gebildet hatte. Es lockte Iphis, in diesem Flußbett, zwischen zwei nahe zusammentretenden ungeheuren Felswänden, die der Fluß wie mit einer Säge getrennt hatte, vorwärtszudringen. Der Zebubulle schnaubte und zögerte leicht, als sie ihn durch das furchtbare Tor in

die finstre, leise rauschende Kluft einzwängte und weiter und weiter mit seinen gespaltenen Hufen über Geröll und seichte Rinnsale zu schreiten veranlaßte.

Auch Iphis hatte bei ihrem Vordringen ins Innere der Erde Schauer um Schauer zu überwinden gehabt. Sie konnte, wenn sie über sich sah, zwischen den oberen Rändern der Schlucht den freien Himmel mehr ahnen als sehen, da sie dort nur einen weißen, geschlängelten Faden sah. Ein Raubvogel hatte sich in die Kluft verirrt. Er stieß mit dem Kopf und den Flügeln gegen die Wände, an denen er manchmal tief herabrutschte. Wie weit nun auch Iphis auf diesem Pfade des Gruselns gekommen war, sie erreichte die Stelle, wo das Zebu ihren Gedanken erriet und selbständig umkehrte. Es nahm eine nach Möglichkeit schnelle Gangart an, die der Reiterin aber weitaus zu langsam dünkte.

Es war nicht der panische Schrecken allein, der das Mädchen mit Gewalt überfiel, sie wollte, wie sie später öfter erzählte, nie vernommene Choralgesänge aus dem Innern der Felsmauern gehört haben. Auch Rufe und Echos aller Art, die von oben herabdrangen. Der Mut war der schönen Reiterin, sobald sie das Freie wieder erreichte, zurückgekehrt.

Nun aber hatte sie plötzlich die Ahnung von etwas in hohem Grade Wunderbarem erfaßt, das man vielleicht hier entdecken könnte. Ihr Hunger nach solcher Kost war keineswegs durch das ihr selbstverständliche und natürliche Wunder von Île des Dames befriedigt worden. Den Nimbus eines Wunders, wie sie es erleben wollte, hatte das Allgemeine nicht. So ritt sie denn forschend längs der äußeren Felswände, ihren oberen Rand mit den weittragend scharfen Augen absuchend. Erst als sie zu wiederholten Malen ihre topographische Untersuchung unterbrochen und wieder aufgenommen hatte, war sie, rund um die Felsenmasse herum, an das Flußdelta zurückgelangt und wußte nun, daß diese, überall

gleich unzugänglich, eine rätselhafte Hochfläche in den Himmel hielt. Iphis empfand sie als rätselhaft, weil, wie sie meinte, an ihrem Rande allerlei Wunderliches und Rätselhaftes vor sich ging.

Zum Beispiel erblickte sie Schwärme von Vögeln, die Edelsteine erblassen machten. Nie war ihr dergleichen bei ihren Streifereien vorgekommen, obgleich sie des Schönen übergenuß entdeckt hatte, geschweige in der um den Fuß der Felsinsel verbreiteten sumpfigen Ödenei. Nie flogen diese gefiederten und beschwingten Juwelen in ihren Kreisen weit über den Rand der oberen Welt hinaus. Sie glichen Tauben, die dort irgendwo ihren Schlag hatten. Und was über diese schließlich nur seltsamen, aber doch natürlichen Umstände hinausreichte, diese Vögel sangen gemeinsam im Flug, und zwar auf eine Weise, die Iphis an Chorgesänge erinnerte, ja ihrer Beschreibung nach Ähnlichkeit mit einer Musik hatten, wie sie eine Finsternisländer Harfe hervorzaubern kann.

Auf dieser unzugänglichen Hochfläche nun lag Phaons Paradiesvogelsee. Seine Entdeckung durch ihn zu erzählen, würde ebenfalls eine Geschichte der Lockungen, des Zauderns, des Schauderns und rätselhafter Vorgänge sein. In einem ähnlichen Alter wie das, in dem Iphis heute stand, war er, von der Finsternis angezogen, erst in die schreckliche Kluft, hernach aber unter die Zauberbestrahlung aller Geheimnisse der oberen Fläche gelangt. Ein Jahr und länger darum bemüht, hatte er eines Tages die Hoffnung hinaufzugelangen ganz aufgegeben. Die Gegend, die ganze unzugängliche Felsmasse geriet schließlich bei ihm in Vergessenheit. Es war dies die Zeit, wo ihn unzählige schöne andre Abenteuer beschäftigten. Als er eines Abends von einem solchen Abenteuer zurückkehrte, befiel sein Gemüt eine seltsame Traurigkeit. Es kam ihm vor, als ob er von irgend etwas hoffnungslos und für immer

ausgeschlossen wäre. In diesem Zustand achtete er des Orts und der Stunde nicht. Er sah die Sterne der südlichen Hemisphäre an der verdunkelten Himmelskuppel hervortreten. Er wanderte ziellos, wanderte schweigend und in Sinnen verloren durch die Nacht. Manchmal kam es ihm vor, als ob er bergab ginge, manchmal stieg er, gleichgültig wo er enden würde, bergauf. Leuchtkäfer, Glühwürmchen schwebten in Wolken um ihn. Er war schließlich müde und legte sich nieder.

Als er am hellen Morgen aufwachte, lag er am See der Paradiesvögel. Und nachdem er eines von diesen Farbenwundern gefangen hatte, trat er arglos den Rückweg an.

Seiner außergewöhnlichen Beute froh und im Wandern begriffen, prallte er mit einem Male jäh vom äußersten Rande eines Abgrunds zurück. Der Meinung, einen Abstieg zu finden, schritt er dann längs des Randes hin, aber schreitend und schreitend und immer noch schreitend, als eine seltsame Sonne im Mittag stand, fand er sich noch immer auf dieser der Inselfauna und -flora gänzlich entrückten Hochfläche, dieser im Raume schwebenden andren Insel, die man nur mit einem Sprung von ihrem Rande ins Nichts verlassen konnte. Am späten Nachmittag war er um das ganze Lufteiland herum- und an seinen Ausgangspunkt zurückgekommen.

Dabei erlitt sein Gemüt eine sonderbare Veränderung. Er glaubte mitunter genau zu wissen, er träume, obgleich jeder Blick in die Zauber seiner Umgebung, jeder Schritt ihn zu widerlegen schien. Aus einem Bach, der schließlich über den Rand hinab den Sprung riskierte und in Schleier zerstäubte, erhob sich ein großer indigo-blauer Fisch und schwamm, als sei Luft sein Element, klingend um Phaons Haupt herum. Da wußte Phaon sofort, daß er der kleinen Dagmar-Diodata den Paradiesvogel schenken würde.

Phaon hatte den Gedanken der Rückkehr für diesen

Tag aufgeben müssen, da ja an einen Abstieg im Dunkel nicht zu denken war. Auch zog ihn eigentlich nichts als Dagmar-Diodata auf den Boden von Île des Dames zurück. Ja, auch diese hätte er lieber hier oben gesehen. So erlebte er denn außer der allgemeinen Magie dieses Ortes, außer einer Unmenge zauberischer Wunderlichkeiten, nach Paradiesvogel und blauem Fisch ein drittes, das weitaus tiefste der Wunder.

In einer Allee zypressenartig schwarzer Bäume, die von Götter- oder von Menschenhänden gepflanzt schienen und die von Tausenden sperlingartiger, purpurner, blutstropfenartiger kleiner Vögel wimmelten, schritt gelassen und hier und da eine Blume zwischen schlanken Fingern aufnehmend eine edle Frauengestalt. Sie lebte hier im allerseligsten Frieden, wie es schien, stiller Betrachtung hingegeben, deren hohen und himmlischen Gegenstand ein leises, süßes Lächeln verriet.

Phaon begriff, daß man diese liebliche, hohe, von dunklen Gewändern umrauschte Frau bei Strafe des Todes nicht ansprechen durfte. Nein, man hätte damit sich eines überhaupt unsühnbaren Verbrechens schuldig gemacht. Man würde nicht nur eine überirdische Harmonie zerstört, entehrt, beschmutzt, entheiligt, sondern man würde die Seele der eigenen Mutter vernichtet haben.

So groß aber auch das Verbrechen war, größer noch war für Phaon die Aufgabe, die Worte dieser Frau gegenüber zurückzuhalten, die sich, wilde Böen eines inneren Sturms, gegen das Wehr seiner Lippen andrängten. Und trotzdem diese Rita, die Mutter, war, durfte er selbst das Wort Mutter nicht aussprechen.

Nicht einmal ihn sehen, wie Phaon fühlte, durfte sie. Und seine ganze unendliche Liebe in Selbstüberwindung umsetzend, schlich er tränengebädert, tausende Male und tausende Male das Wort: Mutter! Mutter! in sich gebärend und erstickend, von Baum zu Baum sich

versteckend, hinter ihr her. Bis sie sich einmal umwandte und leise den Kopf schüttelte.

Von diesem Augenblick an war in Phaon eine Umwandlung eingetreten und ein gewisser, ganz bestimmter Entschluß zur Reife gelangt.

Vierzig Tage und vierzig Nächte war Phaon von niemand erblickt worden, als er Dagmar-Diodata bleich und mit tief verändertem Wesen den Paradiesvogel übergab.

Es war Iphis ähnlich wie Phaon ergangen. Als ihr das rätselhafte Treiben an den oberen Felsrändern ein gewohntes Wesen geworden und jede Hoffnung des Emporstieges aufgegeben war, sah sie eines Abends, ob in Wirklichkeit oder im Traum, hätte sie nicht zu sagen gewußt, als sie wieder einmal in der Nähe der Kluft weilte, ein gewaltiges menschenähnliches Wesen darin verschwinden. So kurz sie dies Wesen auch nur erblickt hatte, sie hatte eine Art Blitzschlag durch den ganzen Körper gespürt; sie konnte nicht anders, sie mußte ihm nacheilen.

Seltsam: ihr Zebubulle, der wiederkäuend neben ihr lag, schien den gleichen Gedanken zu haben und sprang auf die Läufe. Im nächsten Augenblick fühlte er schon die Last seiner Herrin und den Druck ihrer Schenkel an den Flanken. Wie mit Hämmern wurden seine Weichen von ihren Fersen zerpocht. Seltsamerweise war diesmal bei ihm kein Antrieb vonnöten. Ungezügelt und ungepeitscht drang das Tier vor in der Kluft, auch dann, als die Dämmerung schwarze Nacht wurde, auch dann, als die schöne Iphis mit wildem Herzpochen die fürchterliche Gefahr eines wegenen Aufstiegs im Dunklen erkannte, und auch dann, als ihr der Rückweg schauernd so rätlich wie unmöglich erschien. Schließlich machten die Angst und die Anstrengung die Reiterin fast besinnungslos. Sie hörte nur noch, wenn Gestein in die Tiefe abkollerte,

sie hörte nur noch das Schnauben des Stiers, der nach etwas, das ihm scheinbar voranschritt, witterte.

Als sie erwachte, und zwar ganz wie Phaon am Paradiesvogelsee — neben ihr graste der Zebustier—, sah sie nicht wie Phaon zuerst einen Paradiesvogel. Vielmehr erblickte sie etwas, das ihr zugleich das größte Staunen erregte und irgendwie in die Seele schnitt. Sie sah ein Tier, das größer und schlanker war als das grasende Zebu ihr zur Seite, vor der Stirn ein gewundenes Horn, so lang und so gerade wie ein Speer. Auf diesem Tier aber, das, wie es heißt, nur eine Jungfrau zähmen kann, saß, nicht rittlings, sondern seitlich bequem wie auf einem Stuhl, eine junge Frau, die der Reiterin Iphis seltsam, wenngleich nicht besonders schön vorkommen wollte, und neben ihm ging, kaum bekleidet, lang wallenden Haars jener Mensch oder Gott, auf dessen Fährte ihr der Aufstieg gelungen war.

Iphis hielt die Begegnung lange geheim, sowie die ganze wundervolle Begebenheit; auch die Empfindung, welche sie, wie manchmal im Traum geschieht, zu einem übermäßigen Ausbruch hingerissen hatte. Solche Ausbrüche von Gefühl im Traum sind mitunter seelischen Eruptionen ähnlich, die ein Gemisch von Empfindungen unter Weinen und Schreien ausschütten, ja hervorschleudern. Sie erblickte den Mann, sie erblickte das fabelhafte, mit gespaltenen Goldhufen versehene Tier, sie erblickte es zweimal, in der Luft und so im Wasser als Spiegelbild. Sie erblickte seine lebendige Last, und sie schritt bis zum Knie, bis zur Brust in den Paradiesvogelsee, weinend und rufend, die Arme über das Wasser nach dieser Dreieinigkeit ausstreckend. Es war ihr, als ob in diesem Nu etwas schwer Vermißtes für sie gefunden und auf ewig verloren sei.

Phaon, Iphis und Diodata erinnerten sich dieses traumhaften Abenteuers, nachdem es geschehen war, lange nicht. Es tauchte in allen dreien zugleich empor,

als Iphis einst im Tempelbezirk den Raum betrat, in welchem Dagmar-Diodata-Arachne webte und ihr Phaon dabei auf die Hände sah. Es ging eben ein Teppich aus diesen Händen hervor, so überaus reich, daß er eher von Pallas Athene selbst als von Menschenhänden zu stammen schien. Er stellte in farbigem Durcheinander und dennoch in reiner Harmonie fast unübersehbares Bildwerk dar: blaue Fische, die um Zypressen schwebten und um immer den gleichen wiederkehrenden Enaksohn; Wolken purpurfarbener Sperlinge, denen Musiknoten, Gesang verbildlichend, aus den offenen Schnäbeln hervortraten; eine ebenfalls immer wiederkehrende, ebenfalls zwischen Zypressen wandernde Frau; aber vor allem Paradiesvögel.

Dies alles beherrschte ein unbeschreiblich köstliches Landschaftsbild, das unsäglichen Zauber aushauchte. Es war ein See, dessen Wasser alle Farben der Paradiesvögel, die über ihm flogen, wiedergab, an dessen Ufer ein seltsames Fabeltier, das Einhorn, schritt, einem Pferd, einem Hirsch oder, zottigen Fells, einer riesigen Ziege nicht unähnlich, mit einer singenden Frau, die auf seinem Rücken saß. Und wiederum ging dem seltsamen Tier, der singenden Frau der schweigende Enaksohn zur Seite.

Unter den seltsamen Rätseln das seltsamste war schließlich eine Jägerin, eine Diane, eine schlanke Jungfrau, in das Bild hineingewebt, so, als sei sie im Jagdeifer mit gespanntem Bogen und aufgelegtem Pfeil in den See vorgedrungen, und man mußte wohl annehmen, daß entweder das Einhorn oder der Mann oder die singende Reiterin das Ziel ihres Schusses war. Die nicht leicht zu domestizierende Iphis, so scheu im Verkehr wie verwegen in der freien Natur, zum erstenmal im Tempelbezirk, war von ungefähr — oder was zog sie etwa an? — in die Werkstatt Diodatas getreten. Sie sah den Teppich, blickte Phaon, starrte die Weberin

an, und im selben Nu erkannte sie, was das Bild, der Mann und das Weib ihrer Seele bedeuteten und was jedes von diesen drei Stücken ihr war. Und wie es ihr ging, so ging es den anderen. Die Jägerin war aus dem Teppich lebendig hervorgetreten.

Man ist sich bewußt, durch die Beschreibung von einer Art Wolkenkuckucksheim gesteigerten Anspruch an Leichtgläubigkeit gestellt zu haben und außerdem ein wenig abseits und ins Besondere geraten zu sein: ein Besonderes zwar, das für das Allgemeine scheinbar unwichtig ist. Es ist dieser Wunderinsel gleichsam eine zweite Wunderinsel übergeordnet worden, was vielleicht als zuviel des Wunders erscheinen kann. Die edle Laurence würde das bestreiten. Sie würde sagen, jeder Mensch lebe in einer doppelten Realität. Es gebe eine doppelte Realität oder gar keine. Es sind zahllose Götter, die um ein einziges menschliches Haupt tumultuieren. Sie würde diesen Satz ebenso ausgesprochen haben wie Cicero, wenn sie ihn nicht gekannt hätte. Und man hörte es oft von ihr im Gespräch mit Rodberte und Anni Prächtel, die ja schließlich bei scharfem Verstande und trockenem Witz immerhin Künstlernaturen waren, daß Menschen, die sich bei jeder Gelegenheit über Unwahrscheinlichkeiten beklagten, besser über die eigene Geistesenge klagen sollten. Das ganze Weltall, unser Sonnensystem, unsre Erde, wir selbst seien schlechthin Unwahrscheinlichkeiten. Ja, es sei unter allen großen Menschen bisher noch nicht einer geboren, fähig, die ganze Unwahrscheinlichkeit des Daseins als solche auch nur entfernt zu begreifen. Der nüchterne Denker Herbert Spencer sagt, mit der Erklärung selbst aller Erscheinungen des Universums in Ausdrücken des Stoffes und der Bewegung und damit der Kraft sei nicht mehr als eine Zurückführung der zusammengesetzten Denkprodukte auf die einfachsten Symbole erreicht. Und über die Natur des Universums könne

nichts gesagt werden, als daß Subjekt und Objekt nur Zeichen sind für eine unbekannte, unerkennbare Realität.

Es bleibt dabei: das Einhorn war auf Île des Dames in Erscheinung getreten. Der Umstand gehörte nicht unter die Zeichen, welche man als allzu günstig für den Bestand der Kolonie deuten konnte. Bald trat auch die götternahe Laurence in seinen Bann.

Einst begab es sich, daß Phaon, wie ja nicht allzu selten geschah, der Oberpriesterin einen Besuch machte. Er fand sie mit ihren Papieren beschäftigt. Ein Aufblicken und ein mildes Lächeln bedeutete einen Gruß für ihn.

„Ich wußte, du würdest kommen, mein guter Phaon“, sagte sie dann, „ich hatte es bestimmt im Gefühl.“ — „Und ich kann dir bestätigen“, Phaon darauf, „daß ich plötzlich, in einer ganz anderen Richtung gehend, wie auf Anruf kehrtmachte, um geradeswegs dich aufzusuchen.“ — „Nun, und was hätten wir nun miteinander zu reden, mein Freund?“ — „Ich denke“, Phaon nun wiederum, „es könnten nur solche Worte und Gedanken sein, die außerhalb oder oberhalb von Île des Dames liegen.“ — „Etwa auf einem Metakosmion?“ — „Meinet halben auf einem Metakosmion“, sagte Phaon. — „Wo das Einhorn ist und der See und der Paradiesvogel und...?“ — Phaon sprach: „Auch dort, meine heilig geliebte Mutter Laurence.“

Lange blickte Laurence ihren einstigen Helios, Sohn Hyperions, mit schweigendem Ernste an.

„Warum sollen wir es uns länger verbergen, mein schöner Phaon, daß in uns beiden etwas wie Abschied lebendig geworden ist? Abschied... Abschied“, wiederholte im Tone des Seufzers Laurence, als Phaon nicht antwortete. „Oder weißt du es anders? Sind wir nicht innerlich dieser farbigen Welt, die wir aufbauen halfen, schon ein wenig abtrünnig?“

„Wir dürfen nicht beide zugleich das Schiff verlassen“, sagte Phaon.

„Auch nicht beide zugleich ins Boot steigen?“

„Nein, auch das nicht, geliebte Laurence.“

Darauf sagte die Anglo-Holländerin:

„Und doch habe ich manchmal so etwas gehofft, lieber Phaon. Ich verschweige das nicht; denn ich habe beschlossen, bei Aufstellung meiner Schlußbilanz nicht nur ehrlich, sondern auch offen zu sein.“

Sie fuhr fort, als Phaon nicht antwortete: „Ich habe mit Iphis gesprochen, Phaon. Das spröde Kind, das dir schließlich ja wie die andern nahe steht, hat mir ziemlich wirre Dinge erzählt. Kannst du mir sagen: wer hat auf dem Einhorn gegessen?“

„Dagmar-Diodata hat auf dem Einhorn gegessen.“

„So ist es mir wenigstens lieb“, sagte Laurence, „zu wissen, daß ich dein Schicksal in Gestalt eines wimmern- den Säuglings von den kalten Brüsten einer toten Mutter gerettet habe.“

„Dafür muß ich dir noch im Tode dankbar sein.“

„Deine Dankbarkeit“, sagte Laurence, „ist wie ein Dorn, den man in eine Wunde stößt. Laß uns von andern Dingen reden!“

Der Ernst, die Bewegung im Wesen der edlen Laurence näherte sich nun mehr und mehr einem Höhepunkt. Sie erhob sich am Ende von dem Stuhl, der aus leichtem Rohr gebildet war, und trat mit dem ihr eignen schmerzlich-süßen Ausdruck im Gesicht, der wie eine Melodie Beethovens Wehmut und Lächeln vermischte, auf Phaon zu.

„Komm einmal her, Phaon“, sagte sie, „ich will dir etwas ins Ohr flüstern.“

Phaon war gewohnt zu tun, was die geliebte heilige Mutter von ihm verlangte. Er sah, wie ihr auch im Schweigen sprechender Mund ins Zucken geriet. Mütterlich nahm sie den Mann an die Brust.

Und als sie eine Weile nahe an seinem Ohr geflüstert hatte, mußte sie öfters innehalten, um gleichsam etwas hinabzuschlucken. Aber es ließ sich nicht hinabwürgen. Die Stimme entgleiste gleichsam hie und da in einen hörbaren Ton. Das Hörbare aber verriet, daß es vorher in Tränen gebadet worden war. Die Stimme ward lauter, in Ton und Wort lag etwas von Unaufhaltsamkeit, und alles endete schließlich in einem einzigen Schluchzen und einem langen wortlosen Tränenstrom.

In diesen kurzen Minuten hatte die stolze Frau Phaon ihr Herz ausgeschüttet. Hunderte Male vielleicht hatte sie Phaon das eine weltbekannte Wort zugeflüstert, wodurch die Liebe sich zu gestehen pflegt. Phaon erfuhr und sollte erfahren, daß alles, was diese Frau geplant und durchgeführt hatte, nur um seinetwillen geschehen war. Eine mit unendlicher Entsakungskraft ausgestattete große und geheiligte Liebe war am Werk gewesen. Sie hatte sich im wesentlichen gesättigt durch Kontemplation. Sie hatte sich in der Betrachtung eines herrlich wachsenden Wesens und Wertes genug getan. Der Besitz Rukminis, dieser einen göttlichen Liebesfrucht, war dazugekommen. Sie hatte verhindert, daß diese Art zu lieben allzusehr als ein Darben empfunden wurde. Andererseits stellte das Werden und Wachsen Dagmar-Diodatas neue und schmerzliche Aufgaben. Nur ihr gegenüber fühlte Laurence die Qualen der Eifersucht. Sie hatte erkannt und verfolgt, welche Macht schon das kleine Kind Diodata auf Phaon ausübte. Aus Hunderten kleiner Züge erkannte sie, daß der Jüngling ihm gegenüber genau wie sie selbst dem Jüngling gegenüber empfand. Sie wußte, Phaon würde, wenn es sein müßte, um Dagmar-Diodata Liebe abzulocken oder sie auch nur zu erfreuen, Mütterland wie Mannland, ganz Île des Dames zum Schemel ihrer Füße erniedrigen. Das nämliche hatte Laurence für Phaon getan. So sagte sie auch: „Um deinetwillen, mein

Liebling, bin ich wie oft, wie oft am Mütterstaat zum Verräter geworden.“

Noch eine andere Rivalin war Laurence in Rukminî, eine dritte in Iphis herangewachsen. Aber mit diesen beiden verstand sie sich gut, da sie zu gleicher Ent-sagung verurteilt waren. Es kam, daß sie am Mittag die spröde Iphis, am Abend die süße Rukminî an ihrem Busen wehe Bekenntniszähnen ausweinen sah.

Dies kurze Gespräch beleuchtete den langen Dulderweg einer Leidenschaft. Und eigensinnige Leidenschaften sind es, die sich nicht nur in Iphis, in Phaon und Laurence, in der stillen Weberin Diodata, sondern auf ganz Île des Dames bereits insgeheim ankündigten oder betätigten. Die große Resignation, welcher die edle Laurence schon beim Betreten von Île des Dames verfallen war und mit der sie hier sechzehn und mehr Jahre gekämpft hatte, lag nun wieder in voller Stärke über ihr. Außer Phaon war niemand, den sie die Tatsache merken ließ. Sie fand ihren Ausdruck darin, daß sie eine fast unzugängliche Einsiedelei unten am Felsen, nahe dem sogenannten Kochtopf der Anachoreten, bezog und selbst im Tempelbezirk nur noch selten gesehen wurde.

Seltsam, ein großes und allgemeines Fest, das in Aussicht stand, warf weniger sein Licht als seinen Schatten voraus und setzte einen Teil der meist nur schwelenden Leidenschaften in Flammen. Der Zwist brach über demselben Zankapfel aus, der ihn schon einmal vor Jahren entfesselt hatte. Nachdem er damals durch den Abtransport der fünfjährigen Knaben sein Ende gefunden, hatte er geruht, bis nun wieder einmal die Frage der Suprematie von Mütterland und somit auch die Mannlandfrage brennend wurde.

Mehrere hundert Inseljungfrauen waren so weit herangewachsen, daß die äußerste Grenze erreicht war, innerhalb deren die Natur sie noch im Stande der Jung-

frauenschaft belassen wollte oder konnte. Es sollte nun jener Schritt getan werden, der ein entschieden neues Zeitalter auf Île des Dames initiieren mußte. Eingerissen war allbereits ein gewisses ungebärdiges Wesen, welches sich am lautesten an den Ufern des Golfe des Dames austobte, natürlich auf der Seite von Mütterland, aber doch im Angesichte des gegenüberliegenden Strandes, wo die Mannländer Jungens Unfug trieben und besonders viele Rufe ausstießen, die als Mannland-Schreie in Mütterland berüchtigt waren. Sie wollten den Löwenruf Mukalindas nachahmen, konnten es aber meist nur so, wie ein winziges, heiseres Misthähnchen einen prunkenden, mit gewaltiger Stimme begabten Dorfkönig nachahmen kann. Trotzdem hörten die Himmelstöchter diese Schreie sogar im Traum, fanden also vor ihnen im Schlaf keine Ruhe.

Darum war es nun an der Zeit, um Ärger zu vermeiden, diese Ernte reifer Menschenblumen Mukalinda zuzuführen, ihm gleichsam als Bräute zu vermählen. Das große Fest, die große heilige Feierlichkeit, in der es geschehen sollte, ward vorbereitet. Nicht nur dem Dreifrauenrat, nicht nur der Doktorin Egli und einem Kreis, der sich um sie gebildet hatte, sondern auch Phaon machte das herannahende Fest Kopfzerbrechen, ja Kopfschmerzen, und zwar allen auf eine besondere Art.

Mukalinda hatte in den letzten anderthalb Jahren sein Patronat über die Insel nicht mehr mit dem alten Feuereifer ausgeübt. Ob dies an den älter gewordenen Müttern lag, deren Schönheit den sicherlich verwöhnten Gott nicht mehr in alter Weise bestriicken konnte, oder ob man ihn erzürnt hatte, wußte man nicht. Nun waren ja in der Tat seine zwölf Söhne, die Flammenbringer und Flammenschwinger, da. Aber man zögerte immer noch, jenen Schritt zu tun, wodurch der Schlangen- und Inselkönig ja eigentlich gezwungen wurde, abzu-

danken und an seine zwölf Söhne die Herrschaft abzutreten. Religionen haben ihr Esoterium und ihr Exoterium, wenn auch bei manchen das Esoterium nur ein Augurenlächeln oder der Plunder hinter den Kulissen eines Puppentheaters ist. Die Esoteriker von Île des Dames wußten also nicht, ob sie gleichsam die Fackeln dieser nur mit Mühe noch zu bändigenden Lichtbringer in die friedlichen Hütten von Mütterland werfen sollten. Sie waren nicht sicher, inwieweit der entfachte Brand noch irgendein Dach unversehrt ließe.

Je näher das Fest herannahte, um so inniger schloß sich Phaon an Dagmar-Diodata an. Es war für Laurence ersichtlich, wie sich zwischen diesen beiden irgend etwas im Geheimnis vorbereitete. Es stand irgendwie mit dem kommenden Fest im Zusammenhang. Durch diesen Umstand wuchs in der Seele Laurencens der Ernst, ja die Traurigkeit. Aber auch in der Seele ihrer Tochter, der schönen Rukminî, wuchs die Traurigkeit, die sie oft an der Brust der Mutter ausweinte. Und in dem Herrn und Fürsten der Lichtbringer, in dem ersten Gottesgeschenk, Bihari Lâl, wuchs die Traurigkeit, da er sah, daß Rukminî traurig war und, weshalb sie es war, erkannte. Viele Seufzer mußten wohl in der Stille von Phaon gehört werden, aber von allen am tiefsten drangen in seine Seele die der edlen Laurence, nächst ihren aber die der schönen Iphis und Rukminîs ein.

Äußerlich aber nahmen sie ihm nichts von seiner Sicherheit, seiner Heiterkeit.

Die Frage, um die sich der Streit entfaltete, war durch eine Deputation aus Wildermannland in Fluß gebracht worden, die eines Tages im Tempelbezirk, von einem Jüngling, Bianor, geführt, sich dem Dreifrauenrat vorstellte. Bianor drückte den an Forderung grenzenden Wunsch der Mannländer aus, an dem sogenannten Feste der Brautweihen teilzunehmen. Ihm wurde nur

erklärt, daß man die Wünsche Mannlands zur Kenntniss der heiligen Mütter bringen werde.

Von diesen wurden sie dann mit einem Sturm der Entrüstung abgelehnt.

Für Phaon ward dieser Spruch und das Verhalten der heiligen Mütter eine Quelle unendlicher Heiterkeit. Es stellte sich bald heraus, daß die orthodoxeste Form des Matriarchats, vertreten durch Amanda Egli, die heilige Mutter Philomela Schwab und deren Partei, diesen harten Spruch durchgesetzt hatte. Es wurde durch ihn sowohl in Mannland als auch in Mütterland eine Erregung hervorgerufen, die auf der Insel nicht ihresgleichen gehabt hatte.

Selbst die heilige Urmutter Babette an ihrem Schlangensee ward aus ihrer Ruhe herausgerissen. Sie erschien eines Tages im Tempelbezirk und ersuchte die edle Laurence, die Präsidentin, Rodberte sowie die zwölf Lichtbringer, im Prytaneion des Mukalindatempels eine Offenbarung entgegenzunehmen, die ihr geworden sei. Da man ihr jeden Willen tat, waren kurze Zeit darauf nicht nur die Gerufenen, sondern auch einige Auserwählte, darunter Phaon, Diodata, Lolo Smith und die heilige Mutter Egli, am festgesetzten Ort versammelt.

Die seltsam in sich verzehrte Urmutter Babette hatte, mit den Jahren immer seltsamer, sich für ihren Zweck eine Art Dreifuß zurechtgemacht. Sie hatte irgendein unschuldiges, aber recht wohlriechendes Kraut hineingelegt, das entzündet, während sie auf dem Dreifuß saß, Dämpfe um sie verbreitete. Ihr Aussehen war nicht lächerlich. Früh gealtert, gleichmäßig an Haut und Haar gebleicht, war sie zu einem alten, ehrfurchtgebietenden Weibchen zusammengetrocknet, so daß sie für eine Zauberin, eine Sibylle, eine Norne wohl gelten konnte. Hinter dem Vorhang der Lichtbringer waren auf ihr Geheiß einige Zebupauken aufgestellt, die mit einem leisen und dumpfen Geräusch ihren Vortrag begleiteten.

Bei alledem zuckte es doch ein wenig um den mokanten Mund der alten Malerin, und Rodbertens Antlitz wurde durch einen auffällig finsternen Ausdruck gleichsam im Zaume gehalten. Der arme, abgemagerte Leib der Prophetin war durch ein dünnes graues Gewebe sichtbar gemacht und so auch die eigentümlichen Brüste, die von allen, auch von den Lichtbringern, mit Ehrfurcht betrachtet wurden.

„Mich besucht“, begann sie sehr leise, „wie man weiß, mehrmals wöchentlich der fromme Geier Jatayus. Sein Nest ist das Innere des Mont des Dames. Wer auf unsrer begnadeten Insel sah ihn nicht schon mitunter weiß aus dem Krater hervorschießen und zum Schlangensee herabfahren, wo meine Wohnung ist? Alle Flamingoschwärme erheben sich dann von den rauchenden Ufern des Sees, um ihn zu begrüßen und ihn zu umkreisen, bis er bei mir ist.

Wer wüßte nicht, wie ich vor allen heiligen Müttern dieser gebenedeiten Insel begnadet worden bin! Ich hatte wohl immer den Eindruck, einen Heiland geboren zu haben. Wen ich aber geboren habe, weiß ich durch den frommen Geier Jatayus.“

Bihari Lâl, der Führer der Lichtbringer, wurde unruhig.

Babette fuhr fort: „Es ist Krishna selbst, den ich geboren habe unter dem Namen Bihari Lâl.“

Hier unterbrach Bihari Lâl, allerdings ein Wunder an Schönheit, seine Mutter, wobei er purpurrot wie ein Mädchen ward. Er sagte mild und bestimmt: „Ich bin nicht mehr und will nicht mehr sein als ein einfacher junger Mensch, liebe Mutter.“

„Mag sein“, war die Antwort. „Aber auch Krishna wußte in vielen seiner menschlichen Inkarnationen nicht, daß er Krishna war. Du bist es und brauchst es trotzdem nicht zu wissen. Krishna bist du, der einzige Lichtbringer. Die übrigen elf bedeuten nichts. Du bist als

Bihari Lâl herniedergestiegen, um mit den Hirtinnen dieser glückseligen Insel zu tändeln. Aus der Hülle Mukalindas ist Krischna nun ganz in dich übergegangen. Vorher lebte er in dir, Mukalinda und vielen anderen Gestalten zu gleicher Zeit.

Jede Hirtin hör' ich girren:  
Mich allein umflucht der Süße.  
Seine Seufzer hör' ich irren,  
klingen seine Silberfüße.“

Und sie fuhr fort: „Als Bihari Lâl, was soviel wie Spielender Liebling heißt, gibt sich Krischna als Herr der Hirtinnen. Unter seinen unendlichen göttlichen Spielen beliebt ihm einmal dies. Frohlocket, frohlocket, heilige Mütter!

Krischna selber ist gekommen,  
hat von euch Besitz genommen.  
Eure Kinder wird er segnen,  
Himmelsmanna niederregnen.“

„Liebe Mama“, unterbrach sie abermals mit ein wenig bebender Stimme Bihari Lâl, „ich muß dir sagen, daß ich nichts weiter als unter elf lieben Kameraden der zwölfte bin.“ Er setzte hinzu: „Wenn ich dich nicht so lieben und verehren müßte, meine liebe und heilige Mutter, würden mir die Worte, die du hier sagst, geradezu peinlich sein.“

Babette ließ sich nicht irremachen: „Du sprichst nur als Krishnas Hülle zu mir“, sagte sie, „der Gott in dir wird dich bald widerlegen. Wie Krischna wirst du einst sechzehntausend Frauen haben, außer Rukminî, und von ihnen einhundertachtzigtausend Kinder.“

Rukminî, die Tochter Laurencens, machte eine Bewegung des Schreckens, als sie dies vernahm, und entfernte sich bald danach unauffällig.

Die Präsidentin indessen flüsterte: „Armes Jungchen, das dürfte dir schwer werden.“

„Ich verkünde, belehrt von dem frommen Geier Ja-

tayus, eine andere Gottesinkarnation auf Île des Dames. In der Tochter der götternahen Laurence, Rukminî, hat sich Rukminî, die Gemahlin Krischnas, inkarniert. So herrscht über uns —

Gemahl und Gemahl,  
Rukminî und Bihari Lâl.“

Da man die gute Mutter Babette allzusehr liebte und verehrte, war die Unruhe nur wenig bemerkbar und wurde von ihr selbst nicht gespürt, die hier einsetzte. Ungestört konnte die Seherin fortfahren. „Noch nicht zwanzig Jahre werden Bihari Lâl und Rukminî in ungestörter Glückseligkeit auf Île des Dames geherrscht haben, kaum ein Drittel der einhundertundachtzigtausend Kinder Krischnas werden geboren sein, da wird das große Erdbeben der Seelen auf Île des Dames und bald danach der furchtbare Ausbruch des Mont des Dames eintreten. Was Krischna diesmal auf Erden will, darüber hat mir der fromme Geier Jatayus keinen Zweifel gelassen. Seine Kinder werden diesmal nicht wie früher vornehmlich Söhne, sondern es werden Töchter sein. Diese wird er wieder zu Müttern machen, und mit ihnen wird er, nachdem er alle Finstermannland-Dämonen besiegt und verjagt haben wird, das Menschengeschlecht, die ganze Welt Finstermannlands erneuern.“

Anni flüsterte Rodberte zu, das habe er eigentlich schon immer getan.

Aber Babette beanspruchte jetzt durch eine grandiose Schlußfabelei besondere Aufmerksamkeit. Sie erzählte viel von einem Affenkönig Hanumân. Vor dem Untergang von Île des Dames — denn die Insel müsse durch und mit dem Feuerberg untergehen — werde dieser Affenkönig aus seinem Königreich, das irgendwo zwischen dem zwanzigsten Grade westlicher und dem vierzigsten östlicher Länge, dem siebzigsten und dem vierzigsten nördlicher Breite liege — er werde also mit einem gewaltigen Sprunge Asien und den Stillen

Ozean überqueren, auf Île des Dames Fuß fassen und sich Bihari Lâl zur Verfügung stellen. Dann sei es aus mit dem Hirtentum, Bihari Lâl werde sein Inkognito gänzlich abwerfen, den Purpurmantel Krischnas um- und das Schwert zur Hand nehmen, um Île des Dames zu verlassen und gegen die Dämonenheere Finstermannlands zu ziehen.

Das werde sich folgendermaßen zutragen: ein unermeßliches Affenheer, das an Zahl ungefähr der ganzen Menschheit entsprechen werde, schlug auf Wink des Königs Hanumân und auf Befehl Krischna-Bihari Lâls in zwei oder drei Tagen von jenseits nach Île des Dames eine Brücke über den Stillen Ozean. Wenn dann Krischna mit seinen heiligen Müttern und Kindern über die Brücke gezogen sei, stelle er sich an die Spitze des Affenheeres und liefere den Dämonenheeren von Finstermannland jene Schlacht, deren Entscheidung, durch einen vollständigen Sieg von ihm herbeigeführt, die Herrschaft der Mutter auf Jahrmillionen, ja bis ans Ende aller Zeiten begründen werde.

Diese Erklärung der armen Babette konnte natürlich die Lage nicht klären, sie verwirrte sie nur noch mehr. Mütterland wie Mannland zeigten sich bald gleichermaßen darüber aufgebracht, daß Bihari Lâl die elf anderen Lichtbringer, beziehungsweise alle anderen Männer von Mannland verdrängen sollte; insbesondere empörte sich Mütterland außerdem über seine Erhebung zum Herrscher und König und Rukminis zur Herrscherin und Königin über Île des Dames. Und übrigens hatte die Offenbarung Babettens ihrem Sohn einen erbitterten Feind in jenem Bianor zugezogen, welcher die Abordnung von Wildermannland geführt hatte.

Unter den Zwölf waren bald durch das schlichte Betragen und die kameradschaftliche Güte Bihari Lâls sowie durch Phaons Dazwischenkunft alle üblen Folgen der Offenbarung ausgetilgt. Es war auch nicht anders

möglich, als daß diese zwölf in jeder Beziehung wohlgeborenen Jünglinge, die sowohl an Körperschönheit, Körperkraft, Adel des Fühlens und Denkens einander ebenbürtig als in Liebe miteinander verbunden waren, sich einigten. Viel zu leicht, viel zu selig pulste ihr Blut, viel zu gewaltig durchdrang sie das Himmelsfeuer einer unaussprechlichen Vorfreude, jener erwartungsvollen Vorfreude der Jugend, die allerhöchstes Glück bedeutet und mit der Jugend verlorengelht. Dieser strahlende Männerbund verdichtete in sich die Kraft, den Glanz und den Rausch der Jugend. Man mußte die farbige Patina dieser Körper, mußte das köstliche Spiel ihrer Muskeln sehen, wenn die Lichtbringer auf ihren Spiel- und Ringplätzen im Tempelbezirk sich mit dem Speer- und Diskuswurf, mit Wettlauf, Wettsprung, Ringkampf und allen möglichen Spielen auslebten. Hier geschahen Wunder an Kraft, Sicherheit des Auges und Geschicklichkeit. Und wenn die stählerne Spannkraft dieser Jünglingsglieder sich im vollen Rausch gesunden Lebensgenusses, sich im gemeinsamen Tanz entlud, so konnte man meinen, das Gesetz der Schwere sei aufgehoben.

Etwas Seltenes freilich geschah, wenn Phaon sich gelegentlich einmal an den Spielen beteiligte. Als Odysseus dies auf der Insel der Phäaken tat, muß der Eindruck ähnlich gewesen sein. Noch zeigte sich diesen prächtigen jungen Leuten gegenüber, die ihn Vater nannten, im Sinne von Waisenvater oder Turnvater zu verstehen, seine Überlegenheit.

Im übrigen schien er unter ihnen in jedem Übermut und jeder Tollheit einer der Ihren zu sein. Die Tollheit aber, der Übermut erstreckten sich nicht nur auf Dinge der Körperlichkeit. Nicht nur Diskusscheiben, Pfeile, Speere und Bälle mußten für jede Laune der Jünglinge herhalten, sondern es gab unzählige Dinge auf Æle des Dames, die ihrem gesunden Spotte nicht ausweichen

konnten. Dies Schicksal ereilte das gesamte Affenheer und vor allen den Affenminister Hanumân. Es ging nicht mehr ohne Hanumân. Es gehörte zu seinem Pflichtenkreis, fortan täglich, manchmal stündlich, recht respektlose Lachkrämpfe auszulösen.

Das Fest der Brautweihe näherte sich. Es war auf den Sommersonnwendtag verlegt worden. Aber die Zeichen dafür, daß sein Verlauf gestört werden könnte, wurden drohender. So berichtete eines Tages Phaon dem Dreifrauenrat, es werde ihm täglich schwerer, das sogenannte Wildermannland im Zaume zu halten. In einer der Versammlungen, denen auch die Lichtbringer hätten beiwohnen müssen, denen man ein gewisses Solidaritätsgefühl mit Mannland nicht abgewöhnen könne, habe man den Beschluß gefaßt, im Fall man von dem Feste ausgeschlossen bleibe, gesamterhand feindlich in Mütterland einzubrechen. Phaon, er selbst, den man drüben Vater heiße, habe diesen Beschluß nicht zu hindern vermocht.

Mutter Egli, Philomela Schwab und andre ausgezeichnete heilige Mütter, mit denen man die neugeschaffene Sachlage durchberiet, mußten schließlich mit einem Vorschlag des Dreierats einverstanden sein, der dahin ging, den Stand der Gesinnung, sozusagen die Qualifikation Wildermannlands für dieses heilige Fest durch eine Mütterkommission untersuchen zu lassen, bevor man es endgültig und mit letzter Entschiedenheit in seine Grenzen verwies.

Natürlich war Anni Prächtel Leiterin der Wildermannland-Kommission. Ihr stand, wie immer, Rodberte zur Seite: diese hatte inzwischen das fünfzigste Jahr, sie selbst das fünfundsiebzigste ungefähr erreicht. Das paradiesische Klima von Île des Dames hatte sich an ihnen aber mehr als das Alter durchgesetzt.

Als Anni und Rodberte auf ihre Zebukühe gehoben

wurden — reitend kam man am leichtesten über das Défilé des Dames —, drückte die Präsidentin ihre Freude darüber aus, nun endlich einmal gründlich betrachten zu können, was Phaon geleistet habe. „Wieso geleistet?“ fragte Rodberte und riefen die anderen heiligen Mütter sofort, die, beritten und unberitten, dem Aufbruch entgegenharrten. — „Geschaffen“, sagte Anni darauf. — „Wieso geleistet? Wieso geschaffen?“ fragte man wiederum durcheinander in einem Ton, dem überdeutlich anzumerken war, man wünsche nicht anzunehmen oder zu hören, daß Phaon etwas geleistet oder etwas geschaffen habe. Die Präsidentin brach darauf nur in ihr hämisch-herzliches Lachen aus.

Der frühe Morgen war schön, wie meistens auf Île des Dames. „Wissen Sie noch, meine Damen“, fing die Präsidentin wiederum an, „wie schön es war, als jener erste traurig-herrliche Morgen auf Île des Dames heraufgedämmt kam, an dem Sie mich mit Ihrem Freudengeschrei vor dem Weißen Haus aus dem Schlaf weckten? Dies war der erste große Hoffnungsschrei auf Île des Dames, dem allerdings später ein größerer, der segensreiche Löwenruf des Inseldämons, folgte. Und bedenken Sie, meine Damen, was aus uns geworden ist!

Damals kamen Sie mit unsrer heiligen Mutter Page an der Spitze von dem ersten Erkundungsgange auf der Insel zurück mit köstlichen Früchten und besseren Nachrichten. Nun, Mutter Page, Sie sind beinahe trotz der nahezu zwanzig hier verflossenen Jahre noch schöner geworden. Auch Mutter Warniko ist heute noch Gott sei Dank mit von der Partie. Ich empfehle es immer gern allen jüngeren Müttern, daran zu denken, was damals von diesen Damen geleistet worden ist. Unsre liebe Rosenbaum ist nicht mehr. Wir würden sonst mit der Erledigung mancher brennenden Frage nicht so viel Umstände haben. Sie war ein echtes Berliner Kind und

traf immer den Nagel auf den Kopf. Die hochverdienstvolle Mutter Egli ist manchmal mit ihr zusammengerauten. Gelehrt war die Rosenbaum freilich nicht. In manches wollte sie sich nicht hineinfinden. Sie sagte: ‚Ich habe meinen gesunden Menschenverstand.‘ — Was dem nicht standhielt oder was ihn überschritt, das warf sie kurzerhand über Bord.“

Man konnte jetzt schon deutlich bemerken, daß die aus zwölf heiligen Müttern bestehende Wildermannland-Kommission in zwei Parteien gespalten war. Die heilige Mutter Philomela Schwab, ein prächtiges, mit einem braunroten Haarschwall versehenes Weib, das mit großen Gesten und Worten nicht sparte, führte scheinbar die größere an. Obgleich die Ärztin Egli es vermied, ausdrücklich Partei zu ergreifen, gehörte sie dieser Gruppe zu, die mit starrer Prinzipientreue die Erhaltung des reinen Frauenstaats, koste es, was es wolle, durchsetzen wollte. Sie und Philomela Schwab dachten und empfanden ihn nicht, wie die große, liebende Seele Laurence es tat, sondern geleitet durch einen Affekt, den man als nur teilweise unterbewußten Männerhaß wohl bezeichnen kann.

Beide Damen empfanden übrigens für die Persönlichkeiten des Dreifrauenrats keine besondere Gewogenheit. Laurence, die Prächtel sowie Rodberte waren drei Damen von Welt. Ihre Haltung, ihr Geschmack, ihre Bildung hatten diesen Charakter zur Voraussetzung. Dieser Umstand wurde von mancher der heiligen Mütter drückend empfunden, besonders von Philomela Schwab, die, als der Schiffbruch über sie kam, seit zwei Jahren Frau eines tüchtigen Bierbrauers war. Aber auch die Doktorin, die, auf ihre außerordentliche Tüchtigkeit in ihrem Beruf gestützt, kaum einen Sinn für Kunst, Philosophie oder Religion noch einen entwickelten Geschmack hatte, konnte den Persönlichkeiten des Dreierats nicht gerecht werden: ihre ver-

feinerte Kultur bemerkte sie nicht, und ihre Bildung ließ sie als solche nicht gelten.

Die Kavalkade hatte sich endlich in Bewegung gesetzt: zwölf Zebukühe, zwölf heilige Mütter und eine Begleitungszehnschaft von berittenen, speerbewaffneten Himmelstöchtern, die von der Reiterin Iphis geführt wurde. Man hoffte, am Abend noch den Wildermannland-Paß, das Défilé des Dames, überschreiten zu können. Hier sollte programmgemäß die Jungfrauenzehnschaft von einer Jünglingszehnschaft abgelöst werden.

Rodberte sagte zur Präsidentin, die neben ihr ritt: „Hören Sie nur, wie die Weiber schnattern! Ich langweile mich nie und ärgere mich kaum, wenn ich mit unseren jungen Mädels zusammen bin, weil mir das schöne Leben und Werden an sich Freude macht. Aber meinen alten Schicksalsgenossinnen gegenüber präferiere ich weitaus die Einsamkeit. Übrigens ist Ihnen das nichts Neues, Anni, aber was sollten wir uns auch sagen, was wir uns nicht schon hunderte Male gesagt hätten? Sie wissen, daß ich ein ‚Pfersich‘ bin: ich bin von je ein Für-sich gewesen, in sozialer Beziehung ein Anarchist. Es ist niemals ein sieghaft durchgeführtes System, was es gar nicht gibt, sondern es ist das Naturspiel, woran ich Freude habe. Naturspiel aber ist unsre ganze Menschheitsentwicklung.

„Denn in der Tat, nicht haben die uranfänglichen Stoffe sich mit weisem Bedacht in gehörige Ordnung gefüget, und es bestand kein Plan der Bewegungen untereinander.“ So sagt Lucrez, und so bleibt es am Ende in jeder Beziehung.

Da haben wir nun unseren Frauenstaat. Nun gut, er ist eine Spielerei. Als diese lasse ich ihn ruhig gelten. Der unaufhaltsamen Bildnerkraft der Natur hält er nicht stand. Es kommt mir ganz komisch vor, wenn ich die Ernsthaftigkeit von Mutter Egli bei Behandlung

der Frage, ob Matriarchat oder Patriarchat, beobachten muß. Sie nimmt sich wichtig wie ein kindlicher Architekt von Kartenhäusern.

Gewiß, alles ist flüchtig, alles ist hinfällig. Und das rechtfertigt keineswegs die Tatenlosigkeit. Wer aber das Absolute gefunden zu haben glaubt und überzeugt ist, Bauwerke für die Ewigkeit aufzurichten, der bringt es immer nur bis zum Betrug seiner selbst und anderer.“

„Trotzdem“, sagte Anni, „werden wir nun darüber zu befinden haben, ob sich Wildermannland am Fest der Brautweihe beteiligen darf oder nicht. Und“, fuhr sie fort, „Rodberte, vergessen wir nicht unsere Anfänge! Schicksalsschlag hat uns nolens volens zum ausgesprochenen Weiberstaate gemacht. Warum sollen wir unser Experiment nicht ein Weilchen fortsetzen, um zu sehen, wie weit es zu treiben ist?“

„Ich glaube, es ist nicht mehr sehr viel weiter zu treiben“, sagte Rodberte, „ich bin gespannt, was sich in dieser Beziehung jenseits des Engpasses ergeben wird. Auch diesseits zeigen sich ja bereits, zum Beispiel in der Rede Babettens, gewisse Vorboten der Auflösung. Überhaupt diese ganze Absurdität im Tempelbezirk ist mir manchmal recht heftig gegen den Strich gegangen.“

Anni sagte: „Ich bin nicht genug dafür interessiert, um den Tempelbezirk anders als künstlerisch zu genießen. Von dieser Seite gefällt er mir. Auch halte ich ihn nicht für unvernünftig; denn er ist auf der allgemein dichterischen Anlage des Menschen als seinem natürlichen Grunde erbaut. Und daß sich der Mensch von seinen eignen dichterischen Gebilden physisch und seelisch abhängig macht, ja unterjochen läßt, ist keine Erfindung von Île des Dames. Sie können in allen fünf Erdteilen keine drei Schritte tun, ohne für diese Wahrheit Belege in Menge einzuheimsen. Nicht nur die Veden, nicht nur Buddha, Spinoza, Kant, Schopenhauer be-

zeichnen den Versuch, das Absolute zu erkennen, als hoffnungslos. Ein realistischer Denker wie Herbert Spencer sogar nennt, wie ich mich erinnere, das subjektive Bewußtsein einen rohen unzulänglichen Maßstab für objektive Existenz. Es könne, sagt er, keinerlei Wesensähnlichkeit zwischen den psychischen Erscheinungen im Bewußtsein und ihren äußeren Ursachen bestehen. Äußere Ursachen, äußere Dinge blieben ihrer Natur nach unerkennbar und unbekannt. Nun, warum sollten wir da nicht frisch drauflosdichten? Warum sollten wir da nicht die Phantasmagorie auf den Thron heben? Warum sollten wir da nicht unser Eiland nach unserem Gefallen mit rein subjektiven Realitäten bevölkern und ausstatten? Nährt sich doch der Geist nur vom Geist, ist doch der Geist jenes ewig unreales Element, welches trotzdem zum Inbegriff aller unsrer Freuden und Leiden wird. Von mir aus kann ich an subjektive Realitäten, wie Mukalinda und andre, die durch Suggestion übertragen werden, nur den Anspruch stellen, daß sie aus dem Bedürfnis nach Schönheit hervorgegangen sind und daß ihre Gläubigen mit künstlerischer Seele, also mit Ja und Nein glauben und nicht einem sturen, pfäffischen Wahnwitz verfallen.“

In einem gemessenen Abstand hinter der Präsidentin und Rodberte ritten die heiligen Mütter Schwab und Egli Zebukuh an Zebukuh.

„Sehen Sie doch, liebe Mutter Egli“, sagte die Schwab, „wie diese beiden Persönlichkeiten da“ — sie meinte die Prächtel und die Kalb — „sich so überaus merkwürdig ausnehmen. Man könnte eher glauben, daß sie den ‚Arizonakicker‘ lesen, als daß man sich entschließen möchte, sie als heilige Mütter anzusprechen.“

Die heilige Mutter Egli sagte darauf, wenn heute geraucht und Alkohol auf der Insel genossen werde, so seien allerdings nicht zum wenigsten diese beiden Damen schuld. Auf Weiteres wollte sie sich nicht einlassen.

„Ich habe den Eindruck, daß hinter uns Komplotte geschmiedet werden“, sagte Anni wiederum zu Rodberte. „Man wird ganz gewiß alles tun, um die Masse der Jungens vom Fest der Brautweihe fernzuhalten. Man muß ja gestehen, die Frage, ob Ja, ob Nein, ist überaus kitzlich. Was man auf unsrer Seite des Golfe des Dames vom jenseitigen Ufer zu sehen und zu hören bekommt, deutet auf eine ziemlich verwegene Gesellschaft hin. Ich möchte mich nicht dafür verbürgen, daß sie mit ihren gesunden Mägen sehr zurückhaltend sein werden, wenn man ihnen das für Mukalinda bestimmte Gericht allzu dicht unter die Augen und unter die Nase hält. Aber“, schloß sie, „das ist ja alles ganz gleichgültig. Was wären wir heute, hätte nicht ein wirklicher Gott unser Elend gesehen und seine Schöpferhand gnädig über uns ausgestreckt? Freuen wir uns an dem Wachsen und Werden um uns her, freuen wir uns an dem, was geworden ist!“ Sie schloß: „Zum Donnerwetter nochmal, das ist meine Ansicht!“ und gab dabei mit weit ausholender Hand enthusiastisch dem Höcker der Zebukuh eine Backpfeife, worauf diese sofort gehorsam zu traben begann.

„Sehen Sie, sehen Sie“, sagte die Schwab, „ich wette, das alte Mädchen hat bereits ihrer Reiseflasche erheblich zugesetzt.“

Am Schlangensee, in einem Haine von Dattelpalmen, die ihre Wipfel wie grüne Gewölbe verschränkten, wurde Mittagsrast gemacht. Das Wasser des Schlangensees war warm. Es durchwärmte ringsum die sumpfige Scholle und machte sie geeignet zu Brutplätzen. Flamingoschwärme belebten sie.

Man hatte von hier aus einen Blick über das Portail des Dames und den Golfe des Dames hinweg auf den Zwillingsberg, den erloschenen Vulkan auf der Mannlandseite, welchem Babette den Namen Hemakuta gegeben hatte.

„Herrlich“, sagte die Präsidentin, „so wird das Portail des Dames gleichsam von zwei gewaltigen Riesen bewacht und flankiert. Damit verbinde ich aber beileibe keine symbolische Anspielung. Es würde nicht gut für das Gedeihen der Menschheit sein, wenn die Tugend des Weibes von so furchtbaren Wächtern beschützt würde.“

Es war nicht allein der See, noch war es allein der Weit- und Rundblick, welcher dem Orte seine unvergleichlichen Reize gab, sondern es hatte die Natur hier in der Stille von Jahrtausenden einen Terrassenbau von gewaltigem Umfang errichtet, der Stufe um Stufe marmorartig an den See niederstieg. Wirklich war es nicht schwer zu glauben, ein Gott habe diese über die Maßen prächtige Freitreppe zum nephritnen Bade des von Dunstschleiern überwallten Sees angelegt. Sie selbst war von Wassern überflossen. Es bahnte sich stürzend, plätschernd, rinnend, allenthalben tropfend, rieselnd, sickernd, glucksend, sprudelnd, zischend den Weg von einem oberen Becken zum unteren See, aus dem oberen kochend aus- und — mit von Stufe zu Stufe sinkender Temperatur — immer noch heiß in den unteren eintretend. Zahllose Mulden und natürliche Wannен hielten das heiße türkisene Element, wie um es dem Lichte, dem Himmel, Genien oder Göttern in köstlichster Fassung darzubieten, schönsten Gefäßen, die es in ewig quellender Stille und Fülle überflutete.

„Hier in der Nähe“, sagte Rodberte, „liegt Mutter Babettens Einsiedelei, und wir müssen sie unbedingt besuchen.“ — „Man muß gestehen“, bemerkte die Präsidentin dazu, „daß sie ihren Wohnsitz gut zu wählen verstanden hat, sozusagen in einem himmlischen Badeort. Baden-Baden ist nichts dagegen. Hier könnten alle Gichtiker und Rheumatiker des europäischen Kontinents all ihr Jucken, Zwicken und Zwacken in wenigen Wochen gründlich loswerden. Schade, daß man hier

auf der Insel selbst für Geld und gute Worte nicht den kleinsten Gichtknoten haben kann. Mich juckt es förmlich, in diesem herrlichen Bethesda als armer Lazarus hoffnungsvoll von Wanne zu Wanne umher- und von Terrasse zu Terrasse nach oben zu steigen, vom Lauen ins Warme, vom Warmen ins Heiße und schließlich ins Kochende.“ Damit schritten die beiden Damen auf einem nett gehaltenen Wege gegen die nun sichtbare Hütte Babetens vor, die eine dicke, trichterartige Mütze aus Palmstroh hatte.

„Es ist hier gut sein“, sagte Babette, die sich, als man sie antraf, Bananen an einem glimmenden Feuerchen vor der Hütte röstete. Sie trug einen gelblichen Hänger ohne Ärmel, der bis zum Knie reichte, um die Hüften eine Art Brahmanenschnur. Ihr offnes Haar, schon ein wenig ergraut, das von ungewöhnlicher Länge war, verstärkte den seltsamen Eindruck, den sie machte.

„Es ist hier gut sein, geliebte Mütter“, sagte sie. „Man setzt den Fuß auf den Götterberg, den feuerspeienden Olymp der edlen, götternahen Laurence, und hat den Hemakuta im Angesicht: meinen, den anderen Götterberg, jenseits des Golfe des Dames und des Portail des Dames, der des Morgens und Abends seine Goldspitze zeigt und auf ihr jenen Palast aus Kristall, in dem sich meine Götter versammeln.“

Und ich habe hier meinen Schlangensee und die herrlichen Kieselsinter-Badeterrassen des Mont des Dames, beliebt bei den Göttern beider Berge als Badeplatz. Sie kommen fast allnächtlich zum Bade. Hier haben sich ganz in meiner Nähe außer vielen Flamingos auch einige Tschatakus angesiedelt, obgleich sie das irdische Wasser nicht trinken, wie ihr wißt, sondern ihren Durst nur mit den Wolken des Himmels löschen.“

Während sie sprach, wurde Babette von einer Schar kleiner grauer Papageien umlärmt und umschwärmt, die sich nicht nur den Platz auf ihrem Kopf, ihren

Schultern und Händen streitig machten, sondern auch jeden Bananenbissen, den sie zu essen unternahm. Ihre Oberarme schienen eine vielbegehrte Rutschbahn für die Vögel zu sein, und es ließ die Büsserin vollkommen gleichgültig, daß sie fortwährend von einer Art Guano befleckt wurde.

„Ja, ja“, fuhr sie fort, „die Götter lieben mich. Wenn sie baden, muß ich zugegen sein. Herrlich ist es, wie sie im Mondschein des Nachts in weißen Gewändern die Terrassen hinauf- und hinunterschweben.“

„Man könnte dir also am Ende“, sagte die Präsidentin, „den Titel ‚Badefrau der ewigen Götter‘ beilegen.“

Sie gab zurück: „Ihr könnt mir getrost diesen Titel beilegen. Ihr könntet mir aber auch noch ganz andre, höhere Titel beilegen. Wüßtet ihr nur, wie mich der fromme Geier Jatayus anredet, der vom Mont des Dames zum Hemakuta hin und wider mit Botschaft fliegt und auch, wenn die Götter baden, mit Botschaft fliegt. Die Griechengötter der edlen Laurence und jene des Hemakuta lieben einander. Aber die des Hemakuta sind geistesgewaltiger als jene. Sie ragen tiefer in die Unendlichkeit.“

Als Rodberte Babetten erzählte, daß man mit andern Müttern auf einer Fahrt nach Wildermannland begriffen sei, um einmal zu sehen, wie alles dort drüben laufe, sagte sie: „Oh, ihr Lieben, alles steht gut. Vergeßt nicht, daß unsre Knaben gewaltige Schutzherren über sich haben! Der Hemakuta, denket daran, steht auf Wildermannlandsgrund. Zuweilen findet, hauptsächlich um im heiligen Wasser der Terrassen zu baden, einer der sechzigtausend kleinen Seher von Daumengröße den Weg hierher. Da fällt auch wohl einmal etwas für mich ab von seiner geheimen Wissenschaft. Die Sechzigtausend bewachen den Sonnenwagen. Ich glaube, es sind ihrer noch viel mehr, und die heiligen Bücher irren sich. Die Sonne gibt ihnen Seherkraft. Mein kleiner Däumling

hat mir gesagt, daß die Götter mit Wildermannland Großes vorhaben.

Ja, Manu Vaivasvata badet zuweilen hier. Wer wüßte nicht, daß er ein Sohn des Sonnengottes und Gesetzgeber der Menschheit ist. Er hat mir das Wort des kleinen Valakhilyas bestätigt und daß ein neuer Buddha demnächst aus Wildermannland hervorgehe.“

„Aber du offenbartest uns doch jüngst den Sieg der Großen Mutter für alle Ewigkeit“, sagte die Prächtel.

„Aber ihre Schützer, ihre Schutzherren“, setzte Babette fort, „werden schwertgewaltige Helden sein. Auch Apsaras baden mitunter hier. Ich weiß durch sie: als Sohn meines Sohnes Bihari Lâl und Rukminîs wird Purûravas wiedergeboren. Er wird wiederum Urvasî, eine Apsara, zur Gattin nehmen: Urvasî, die schon jetzt mitunter bei der Götterversammlung auf dem Hemakuta gesehen wird.

Manu Vaivasvata, der Sonnensohn, hat eine Tochter gehabt. Der Sohn dieser Tochter ist Purûravas. In ihm also rollt das Sonnenblut. Sein Vater aber war Tschandra, der Mond.“

Auf diese Weise floß die Rede Babettes ohne Halt, ohne Stillstand stromartig fort, und sie merkte es kaum, als Rodberte und Anni sich verabschiedeten.

Als die Damen allein waren, sagte die Prächtel: „Es ist alles ganz gut, und ich bin Halluzinationen und Illusionen gegenüber im allgemeinen ziemlich verständnisvoll. Vielleicht ist es gleichgültig, ob man den Seelenhauch des Göttlichen um ein Nichts oder um ein Etwas hüllt. Die liebe Babette jedoch macht mir Sorge. Ich weiß nicht, ob sie schon völlig dem Wahnsinn verfallen ist, aber lange kann ihre Hirnhaut oder ihre Hirnsubstanz diesem allseitigen Zudrang von Göttern, Dämonen, Sehern und was weiß ich unmöglich mehr standhalten.“

Nicht lange vor Sonnenuntergang waren die Zebu-

kühe mit ihren Reiterinnen am Défilé des Dames angelangt, jenem hochgelegenen Engpaß, der die einzige gangbare Verbindung zwischen Mütter- und Mannland darstellte. Hier nahm Phaon mit einer Zehnschaft von Jünglingen den Transport der zwölfmal heiligen, kostbaren Last in die Hand, während die Zehnschaft der schönen Iphis samt ihren Tieren mit überaus trotzigen Blicken kehrtmachte.

Als man auf den frischen Tieren der Mannländer kaum zehn Minuten in Bewegung war und der Zug durch eine höhlenreiche, enge und felsige Via Mala aufwärtsging, konnte Rodberte sich nicht enthalten, den Umständen angemessen festzustellen, es wehe hier irgendwie eine andre Luft und pfeife aus einem ganz andren Loche.

Ob nun Phaon sich einen Spaß machen wollte, was ihm ja zuzutrauen war, oder ob es der Wildermannlands-Gepflogenheit wirklich entsprach, es ging immer hopp und galopp und in einem Tempo bergan, daß die Mütter sich krampfhaft festklammern mußten. Es half den durch Zuruf und Peitsche beängstigten Kühen nichts, wenn sie grunzten und wild mit den Schwänzen um sich her schlugen. Gleichsam geflügelten Fußes bewegte sich neben jeder ein unbekleideter, athletischer Genius, welcher sie kaum beachtete, trotzdem aber zu ununterbrochener schnellster Bewegung zwang. Auch Phaon hatte sich — wie die schöne Iphis — einen Zebubullen als Reittier abgerichtet. Aber die Kunst der schönen Iphis blieb weit hinter der dieses Reiters zurück, der mit seinem Tiere gleichsam eine neue Art zentaurischen Wesens vorstellte. Für diesen Bullen, der größer und furchtbarer war als irgendeiner, den die heiligen Mütter bisher erblickt hatten, mit seinem Gebieter auf dem Rücken gab es kein Hindernis. Er hatte gelernt, seine Kraft zu erkennen und zu gebrauchen. Wenn er es auch zuweilen mit schrecklicher Wut in den Blicken tat, so war es wiederum ebendie Wut, die seine Kräfte gewaltig

steigerte, die geradezu Wunder der Wut hervorbrachten.

Holterdiepolter ging es die Kreuz und die Quer von Saumpfad zu Saumpfad durch felsige Bachläufe, Baumstämme waren kein Hindernis. Ohne jedes Bedenken rutschte man über eine Geröllhalde, ohne auch nur das geringste Zaudern jagte man die Kühe über ein Gewirre scharfkantiger Blöcke hinauf, daß es der mutigsten unter den Müttern bald heiß, bald kalt wurde. Es schien darauf abgesehen zu sein und verfehlte auch keineswegs seinen Zweck, den Müttern die Überlegenheit der männlichen Körperkraft und Gewandtheit von Anfang an deutlich zu machen.

Die Strapaze sowie die Gefahr des Ritts steigerte sich, als es vom höchsten Punkte des Passes abwärts ging, und damit natürlich die Angst der Mütter. Schließlich aber hatte man ohne Unfall eine schöne grüne Terrasse erreicht, von der aus man nicht allzutief unter sich die Fläche des Binnenmeers übersah, mit dem Abschluß seiner Erstreckung von Osten nach Westen hin, dem Riesenfelsspalt Portail des Dames.

Auf dieser Terrasse fanden die Mütter in einer sauber gehaltenen, mit Palmstroh gedeckten, luftigen Halle das Nachtquartier vorbereitet. Mit allem, was jede der Mütter auf und unter ihrem Bettgestelle fand, das durch schön bemalte Matten von den Nachbarbetten getrennt wurde, durften sie wohl zufrieden sein. Die Abteilungen mit Öldochten zu erhellen, war nicht notwendig. Die Jünglingszehnschaft, welcher Empfang und Verpflegung der heiligen Mütter übertragen war, hatte die ganze Nacht hindurch zu ihren Ehren zwölf starke Feuer zu unterhalten. Zudem spiegelte sich der Vollmond im Golf und verbreitete einen nächtlichen Tag, bei dem man ohne Mühe zu lesen vermochte. Und schließlich hatte man noch die düstere Fackel des Mont des Dames, die ihren blutigen Schimmer in die Fluten des Golfs und zwischen das glitzernde Silber des Mondes warf.

In Mütterland hatte sich die Idee durchgesetzt, wonach der Mensch, wie der Orang-Utan, Frugivore ist und vermeiden soll, Fleisch zu essen. Es wurde hier, dies war ein Taktfehler, auf diesen Umstand nicht Rücksicht genommen. Zwar hatte man auch für Früchte, Frucht- und Blattsalate aller Arten zur Nachkost gesorgt, aber es stahlen sich doch köstliche Düfte von den zwölf Ehrenfeuern herbei, welche bewiesen, daß allerhand gute Braten am Spieße rösteten.

Die Doktorin Egli war nicht eigentlich Vegetarierin. Sie hatte sich aber Philomela Schwab und der Neigung der meisten Mütter und Mädchen gefügt und war dem Prinzip nicht entgegen gewesen. Konnte sie doch im übrigen feststellen, daß den Müttern dieses fleischlose Leben vorzüglich bekam. Als aber Philomela Schwab, nicht übel gelaunt, an eines der Feuer trat und mit gemachtem Schauder sich abwendete, war gerade sie es, die Phaon, noch viel weniger übel gelaunt, zum Ziel seiner Überredungskünste nahm.

Beinahe war es befremdlich, was hier auf Wildermannslandsgrund aus Phaon geworden war und wie er sich in den Augen der Mütter spiegelte: seltsam war die Veränderung, die Spiegelung aber fast noch seltsamer. Er bewegte sich hier mit der heiteren Freiheit und Kraft eines Mannes, der keine menschliche Macht über sich kannte und der, wenn er Rücksicht nahm, sich solche Rücksicht aus Achtung gegen die Schwäche auferlegte. Das war drüben in Mütterland und besonders im Tempelbezirk nicht der Fall. Dort haftete ihm ein Wesenszug des Gehorsams, ja manchmal der Verstecktheit an, der einem wohlgeborenen Kinde eignet, wenn es, streng bemüht, das höhere Wesen von Vater und Mutter anerkennt. Rodberte aber sagte zur Prächtel: „Sehen Sie sich um Gottes willen diesen Menschen an! Ich frage mich, ob ich in meinem früheren Leben jemals einen solchen Mann, einen Mann mit so edlen und so gewaltigen

Proportionen, gesehen habe. Am Ende mag Leone Battista Alberti ein ähnlicher Mann gewesen sein. Aber der war vor meiner Zeit, er muß bereits um 1472 herum das Zeitliche gesegnet haben. Welche Körperkraft, welche Glut des Blickes, welche grundgeborene Heiterkeit! Ach Gott ja, da machen wir einen Frauenstaat, und er kann uns doch schockweise um den Finger wickeln.“

Phaons Lachen dröhnte, daß ringsumher die Nachtvögel aufflogen. Er hatte soeben einen gebratenen Vogel am Spieß, mindestens wie drei europäische Gänse groß, unter Philomelens Nase gehalten. Man hatte ihr Aufkreischen überhört, konnte es aber im Echo noch nachgenießen. „Du mußt es probieren, Philomela“, sagte der starke, furchtlose Mann, „denn sonst kannst du unmöglich den rechten Begriff von den Scheußlichkeiten Wildermannlands mit dir heimtragen.“

Als man sich hinter den Feuern unter der Ampel des Mondes zu Tisch setzte, war dieser und alles auf ihm und um ihn von der Jünglingszehnschaft aufköstlichste vorbereitet. „Herrlich“, sagte die Präsidentin fast unwillkürlich, „einmal wieder unter solchen Fressern zu sein. Ich finde, wir machen in Mütterland gerade mit diesen Dingen ein bißchen allzuwenig Umstände.“

So, wie sie von dieser Jünglingszehnschaft bedient wurden — Phaon präsierte der Tafel, keiner der Jünglinge durfte teilnehmen —, waren die Mütter auf Æle des Dames nie bedient worden. Ein schöner Jüngling, halb noch Knabe, leitete das Mahl mit einem lautgesprochenen, unbedeutenden Verschen ein:

Ruht, ihr Mütter, von den Mühen  
aus nun unter Mondesglühen!  
Schmecket Trank und schmecket Speise  
mit den Augen, mit dem Munde!  
Von der Lebenswunderreise  
rastet ihr in dieser Stunde.

Denkt, daß, was sie heut bescheret,  
niemals, niemals wiederkehret!

„Bravo, ausgezeichnet!“ sagten Phaon und im Verein mit ihm alle zwölf Glieder der Kommission. „Komm her, du Poet“, rief er dann und nahm den errötenden Knaben beim Ohr und sagte: „Jetzt geh um den Tisch herum, gib jeder der Damen einen Kuß und sage zu ihr: ‚Wohl bekomm’s, heilige Mutter!‘“

Gesagt, getan: in diesem Augenblick war gegen Phaons patriarchalisch-gebieterische Art nicht aufzukommen. Küssend umging der Jüngling, ein neuer Johannes Secundus, die Tafelrunde. „Johannes Secundus, der große Küsser“, sagte dann auch Rodberte zu ihm, als er ihr den befohlenen Schmatz verabreichte. Phaon rief: „Was sagt ihr zu diesem Mukalinda-Sprossen? Faßt den Bengel an und gebt mir Bescheid, ob nicht alles an ihm, wenn er will, von Eisen ist! Will er es nicht, ist freilich eine Handvoll Eiderdaunen hart gegen ihn.“

Mukalinda-Sproß war ein Wort, welches Mutter Philomela Schwab mehr Ärger und Kopfzerbrechen verursacht haben würde, wenn nicht der Eindruck, den Phaon machte, sie auf seltsame Weise entwaffnet hätte. Sie aß, sie trank, sie erquickte sich an der bade-warmen Luft und dem Palmengeist und beschloß bei sich, diese Nacht überhaupt nicht schlafen zu gehen, sondern für sich allein durch dies mondbeglänzte Zauberreich zu lustwandeln. Sie dachte sogar daran, ihren Beschluß den herrlich angemaaßten Patriarchen wissen zu lassen. Nur wußte sie nicht, auf welche Art sie es tun sollte, um nicht den übrigen heiligen Müttern unerwünscht aufzufallen. Als sie eben mit solchen Gedanken beschäftigt war, hörte sie plötzlich die in köstlicher Körperlichkeit ihr weit überlegene Mutter Page sagen: „Ich werde diese Nacht überhaupt nicht schlafen gehen, ich werde die ganze Nacht hindurch

lustwandeln.“ Rodberte rief: „Darf ich Sie begleiten, Mutter Page?“

„Niemand, niemand darf mich begleiten“, erhielt sie zur Antwort. „Ich will diese Nacht so allein sein wie die Mücke, die seit Hunderttausenden von Jahren in einem Stück gelben Bernsteins eingeschlossen ist.“

Durch dieses Nachtessen hoch am Rande des Binnenmeers wurden alle Teilnehmer, mit oder ohne Palmengeist, in einen Rausch, in einen Taumel der Schönheit versetzt. Es ging vom Mond, vom Mont des Dames, vom Hemakuta, von der großen, erhaben-düster-seligen Landschaft ein mächtiger Zauber aus. Waren es die weichen Glutwinde, trüchtig vom Duft narkotischer Spezereien, denen er vornehmlich innewohnte und mit denen er seine Opfer umnebelte, jedenfalls fühlten sich diese gleichsam in ein sinnlich-übersinnliches Reich versetzt, das ihrem Körper die Schwere nahm, ihre Seelen in das All-Eine auflösend. Es mochte auch wohl die dichte Nähe der Jünglinge, die lautlos köstliche Speisen und Getränke herzutrug, vor allem auch Phaon dazu beitragen, obgleich er, selbst für den Geschmack von Anni und Rodberte, sich im Reden allzusehr gehen ließ und gefiel.

In der kleinen Ansprache, die er hielt, hieß Phaon schließlich die Mütter auf Mannlandsgrund willkommen. Dann sagte er eine Menge Dinge, welche belacht wurden, weil sie die Mütter als beabsichtigt humoristisch auffaßten. „Es gibt kein Gestern“, sagte er, „kein Heute, kein Morgen, es gibt keine Wirklichkeit. Was aber ist, das ist...“, und das wahre Sein, sagte er, müsse ein jeder, wo es ihm begegne, beim Schopfe fassen. Auf ähnliche Weise sprach er fort.

Trotzdem sie lachten und glaubten, daß Phaon belacht sein wollte, war es den Müttern zuweilen, als ob Phaon recht habe. Alles ringsum war Spukhaftigkeit. Waren sie wirklich auf Île des Dames? War wirklich das eine

Realität, was gewesen und was geworden war? War nicht schließlich das Ganze in diesem seltsamen Augenblick untergegangen und nur noch da in der Vorstellung wie das gesunkene Schiff, die „Kormoran“? Machte sie nicht dieser heiter lachende Gewaltmensch, der sie bewirtete, förmlich gedankenlos und blies sich und ihnen den Frauenstaat wie ein Federchen von der Hand? Und diese Jünglinge, diese Parias, diese Outcasts, diese Çudras um sie her, waren sie nicht wie Götterliebblinge vom Olymp oder Hemakuta herabgesendet zum Vergnügen der heiligen Mütter, wie die Apsaras zum Vergnügen der männlichen Götter bestimmt, Geliebte und Mutter zu gleicher Zeit? Was war im Reiche der Himmlichen sündhaft und unmöglich? Sah man es nicht diesen männlichen Genien an, daß sie von der Fremdheit der Körperlichkeit, die sie bedienten, zuweilen verwirrt, ja betäubt wurden?

Das Mahl ging zu Ende, der Morgen kam, die Wirklichkeit war wieder vorhanden. Hatte nun Mutter Philomela Schwab ihren Beschluß, die Nacht über wachzubleiben, durchgeführt, oder hatte sie schlecht geschlafen oder dem Palmgeist zu viel Ehre angetan? Ihre Gesichtszüge jedenfalls, als sie wiederum hinter dem Zebuhöcker saß, waren unheil kündend finster geworden.

„Ich erkläre mich ganz entschieden“, sagte sie zu Mutter Egli, so daß nur diese es hören konnte, „ich erkläre mich ganz entschieden dagegen, daß diese ungebändigten, rohen Mannlandskräfte auch nur einmal und am Tage der Brautweihe über das Défilé des Dames gelassen werden. Das hieße, das wäre für den Frauenstaat die Auflösung. Ich sage das“, schloß sie, „trotzdem ich bis jetzt nur eine kleine Probe des zügellosen Mannlandwesens<sup>3</sup> gesehen habe.“

Sie sollte noch ganz andre Dinge zu sehen bekommen, die sie gleich Wundern überraschten, aber ihr die Gefahr

noch deutlicher zeigten, die dem Mütterstaat, ohne daß er es geahnt hatte, erwachsen war.

Die Mütter wurden durch Phaon sogleich in medias res geführt. Man erreichte mittags eine Anlage, von deren Dasein niemand im Mütterland, Dagmar-Diodata ausgenommen, etwas gewußt hatte, nämlich das sogenannte Kapitol. Seine Säulenfassade war auf einen weiten, von Arkaden umgebenen Kiesplatz gerichtet, dessen Mittelpunkt ein steinernes Denkmal bildete, eine gen Himmel zeigende Hand. Um das Gebäude des Kapitols liefen im weiten Umkreis Parkwege, zwischen Büschen und Bäumen waren Wiesen ausgespart, deren Mitte hölzerne Tempelchen einnahmen. Es waren in Wirklichkeit kleine Werkstätten, in denen der Kunstfleiß sich mit allerlei Handwerk, wie Steinschneiderei, Kunsttöpferei, Kunsttischlerei, Instrumentenbau und anderem, beschäftigte.

Die heilige Kommission fand im Kapitale bequemste und sauberste Unterkunft und konnte von hier aus ihren Studien obliegen. Mit diesem Augenblick war eine Festzeit für Mannland angebrochen.

Die Mütter waren erstaunt, wie sich Phaon nun wieder veränderte. Er trug eine Ruhe und Würde zur Schau, deren unnahbare Höhe zu ersteigen selbst ihnen keine ganz leichte Aufgabe war. Alle kleinen und großen Mannländer, die Phaon sichtbar größte Liebe und Achtung entgegenbrachten, wurden von ihm ohne Ausnahme mit „Mein Sohn, mein lieber Sohn“ angedredet, wie es bei Generalen, ihren Soldaten gegenüber, Gewohnheit ist.

Die Besichtigung hatte mit einer sauberen kleinen Siedlung der Siebenjährigen angefangen, die durch Jünglinge von zwölf Jahren betreut wurden. Diese trugen gegen die Mütter eine sozusagen korrekte Ehrerbietung zur Schau, wie man sie Vorgesetzten schuldet, während die Kleinen sie teilweise mit offenen Mäulern, als ob sie Wundertiere seien, anstauten. „In Betracht

des überirdischen Eindrucks, den sie zu machen wünschen“, äußerte die Präsidentin gegen Rodberte nicht ganz ohne Ironie, „können die heiligen Mütter, denk’ ich, hier recht wohl zufrieden sein.“ Reiten, Schwimmen, Datteln und Vogeleier von den höchsten Bäumen herunterholen, Papageien im Fluge schießen, Springen, auf den Händen laufen und noch allerlei brotlose Künste wurden den Müttern vorgeführt, denen nur der Eifer an alledem merkwürdig war. Es kam ihnen vor, als sei dieses alles zu einem bestimmten, in der Zukunft liegenden Zweck angestellt.

Alle diese Knaben zeichnete eine bestimmte verwandtschaftliche Schönheit aus. Mit Ausnahme einiger unter ihnen schienen ihre lieblichen und gewandten, abgehärteten Kinderkörper wie aus ein und demselben Prägstock hervorgegangen. Verus, ein hübscher, trotziger Bengel, wurde von Phaon angerufen, worauf er sofort, an Gewandtheit einem Äffchen vergleichbar, am Halse des starken Mannes hing. Dieser aber machte ihn los und stellte ihn vor die heiligen Mütter hin.

Als ihm die noch immer wundervolle heilige Mutter Page die Hand reichte, um ihn herablassend zu bewegen, das gleiche zu tun, versteckte er seine Hände blitzschnell. Rodberten aber, die ihm gut zuredete, streckte er auf die allertemperamentvollste Weise ebenso blitzschnell die Zunge heraus. Philomela Schwab, die heftig wurde und ihm dabei mit dem edlen Antlitz vielleicht allzu nahe kam, erhielt, indem sie angespuckt wurde, einen neuen Beweis der männlichen Unverbesserlichkeit. Bei diesem Probestück konnte Anni ein erfrischendes Lachen nicht zurückhalten, ein Lachen, das man ihr mitunter recht übelnahm und das auch Verus dazu veranlaßte, seinen ahnungslosen Nebenmann rechts und links gewaltig zu backpfeifen. Man wußte nicht, war es in diesem Augenblick oder sogleich, als sie seiner ansichtig wurde, daß Philomela Schwab ihren Spröß-

ling erkannte. Jedenfalls drang sie auf ihn ein und versuchte, ihn zu züchtigen, was ihr Phaon, den Knaben deckend, gelassen verwies. „Dieser Junge“, sagte er, „wird vielleicht eines Tages den Südpol entdecken.“

Die heiligen Mütter hatten die erste, die zweite und dritte der Siedlungen hinter sich, da fragte Anni Prächtel Rodberte, was ihr, im Gegensatz zu Mütterland, hier auffalle. Rodberte sagte: „Man ist hier kaum mehr auf Île des Dames.“ — „Das leuchtet freilich ein“, meinte die Prächtel. — „Ich meine nicht“, ergänzte Rodberte, „weil man hier überall diese Jünglinge, diese Männer sieht, sondern weil hier alles mit einer solchen Verve und Freiheit vor sich geht, daß man unsre Gefangenschaft auf Île des Dames kaum mehr empfindet.“

Die Zwölfjährigen auf Île des Dames entsprachen Achtzehnjährigen der europäischen Zivilisation, die Fünfzehnjährigen den entsprechend Älteren. Einen solchen hatte die Präsidentin gefragt: „Was hast du für einen Lebensplan?“ — „Ich werde zur See gehen“, hatte er geantwortet, „denn ich habe beschlossen, mir die Welt recht gründlich zu betrachten.“ Nach diesen Worten fuhr der nackte, braunrote Jüngling fort, eine Kiefer von Ästen zu befreien, die er gefällt und deren krachenden Sturz man soeben vernommen hatte.

Dabei sang er mit schöner Stimme, die laut an den Abhängen widerhallte, folgende Weise:

„Iphis, du Himmelstochter!

Iphis!

Du erschienst

hoch über uns

auf deinem goldhufigen Zebu,

auf deinem Zebu mit goldnem Gehörn.

Hoch über uns erschienst du

auf der morgendlichen Klippe

im Glanz.

Um dich war Glanz.

Es zuckte deines silbernen Bullen Haut.  
Er schnaubte Silbernebel  
aus seinen Nüstern,  
Wolken von Silber  
aus seinem rosenfarbenen Maul.  
Segne uns, Iphis,  
Himmelstochter!“

Iphis hatte, das war bekannt, unter ihren Altersgenossinnen ganz besonders gegen die Beteiligung von Wildermannland am Fest der Brautweihe agitiert. Sie hatte sogar einen Knaben, der, die Grenze von Mütterland mißachtend, auf die Jägerin gestoßen war, durchgebleut. Darum berührte das Lied, das sie hörten, die heiligen Mütter um so seltsamer.

„Sie hat sehr unrecht getan, ihre Brüder durch Roheitsausbrüche zu beleidigen, unsre schlagfertige Iphis. Sie steht hier bei groß und klein hoch in Gunst und nimmt, wie ihr ja eben selbst hörtet, hier beinahe den Rang einer Gottheit ein.“

Als Phaon dies sagte, war man, einen Bergweg fortsetzend, um eine Klippe herumgebogen und hatte eine den Damen bisher unbekannte Meeresbucht unter sich. Was aber auf ihrer blauen und bewegten Fläche zu sehen war, lockte ihnen Rufe der Überraschung ab. Es kreuzten nämlich darauf eine Anzahl Boote mit braunen Segeln.

Man weiß, welchen Eindruck von Belebtheit eine kleine Fischerflottille auf bewegtem Golf hervorrufen kann. Die sieben Segler, welche hier kreuzten, hoben einen gewissen Seelendruck, an den man sich seit Jahrzehnten gewöhnt hatte, im Bewußtsein der heiligen Mütter plötzlich auf. Die Schranke des Ozeans schien gefallen, die Verbannung schien aufgehoben, die Vereinigung mit der gesamten Menschenwelt hergestellt.

Was Wunder, daß man in einen Rausch versetzt wurde!

„Sie sind uns über“, sagte die Prächtel. „Die Tauge-  
nichtse haben uns, während wir in Mythologie machten,  
eine gewaltige Nase gedreht.“

Es gab ein lebhaftes Hin- und Herfragen, ein Kreuz-  
feuer, das Phaon schließlich durch eine kurzgefaßte  
Darstellung vom Entstehen dieser Flotte beruhigte.

„Die Boote“, sagte er, „haben die Bilancellenform.  
Es ist die einfachste Seglerform, und ich habe sie auf  
Seereisen mit meinen Eltern in der Nordsee, an der  
Küste Portugals, also am Atlantischen Ozean, und an  
der italienischen Küste gesehen. Besonders dort, wo ich  
als Knabe mit meinen Eltern an einem kleinen Hafen  
gewohnt, habe ich sie näher kennengelernt. Oft und  
oft bin ich damals mit den Fischern in solchen Bilan-  
cellen auf den Fang gesegelt. Meine Eltern waren natür-  
lich in solchen Fällen besorgt um mich, unser Haus-  
lehrer kündigte, die Gouvernante wußte nicht aus noch  
ein. Die Fahrten waren gefährlich und führten zu nichts.  
Ich sollte ja doch nicht Fischer werden. Wie mir der  
Unfug einmal zugute kommen werde, ahnten sie nicht.  
Wir haben ganz einfach nicht geruht, bis wir, mit Zu-  
hilfenahme eines unsrer historischen Rettungsboote als  
Vorlage für den Rumpf, eine, zwei, drei notdürftige  
Bilancellen flott hatten, wovon die zweite besser als  
die erste, die dritte besser als die zweite war. So ging  
es fort: jetzt sind wir bei der siebenten angelangt.“

„Kinder“, sagte die alte Präsidentin und — es läßt  
sich nicht verheimlichen — brach in Schluchzen aus,  
„wenn ihr einmal eine Expedition unternimmt, um  
Finstermannland im Ozean aufzufinden, und ihr nehmt  
eure Präsidentin nicht mit, sollt ihr zur Strafe alle  
ersaufen.“

Dann schneuzte sie sich und fuhr so fort: „Warum  
habt ihr uns das alles, mein guter Phaon, geheimgehal-  
ten? Weder ich noch Rodberte noch Fräulein Auguste  
haben das geringste von dieser Bucht und euren Segeln

gewußt. Nicht einmal wir drei, die wir es doch wahrhaftig um euch verdient hätten. Ich würde mit einem Gedanken an diese Segel und mit einem Hauch dieser Bucht über den toten Punkt meiner Tage weit leichter hinweggekommen sein.“

Sie sagte dann, Phaons Rechte ergreifend: „Du wirst mir im Angesicht dieser Bucht eine Hütte bauen, mein lieber Sohn. Ich werde im Angesicht dieser Bucht wohnen. Denn sie macht mich jung und regt mich zu Phantasien an. Das soll euch nicht wundern, ihr heiligen Mütter. Ich bin einfach zu schlecht für das Paradies, eine alte verstockte Sünderin. Matriarchat, Patriarchat: ist das Matriarchat der Himmel, so werde ich ganz gewiß am Tor sitzen, um gelegentlich, wenn es geöffnet wird, einen Blick auf das Patriarchat zu tun. Läßt mich Petrus dereinst in das allerheiligste Patriarchat des himmlischen Paradieses eintreten, so werde ich den erhabenen apostolischen Türschließer bitten, mich irgendwie bei sich anzustellen, damit ich manchmal durch eine Türritze oder durchs Schlüsselloch auf das höllische Matriarchat blicken kann. Und vielleicht, wenn er schläft... wir heiligen Mütter wissen ja, wie man nachts gelegentlich, ich denke an Finsternisland, zum freien und glücklichen Gebrauch eines Hauschlüssels kommen kann.

Kinder, Kinder, was strömt doch hier an diesem gleichsam offenen Tor für eine erfrischende, stärkende Luft herein! Ihr wohnt nicht umsonst am westlichen Zipfel der Insel. Eigentlich ist ja der Westen und nicht der Osten das menschliche Morgenland. Weiß Gott, ich sehne mich nicht nach China, Japan oder Indien. Ich sehne mich nach Europa, nach einer Landung in Hamburg, nach Berlin. Ich will Dampfer tuten, Lokomotiven pfeifen hören. Eine Bilderausstellung will ich sehen, die neunte Symphonie will ich genießen, durch einen Riesenrefraktor will ich hindurchgucken, eine

Vorstellung im Wiener Burgtheater erleben, hernach bei Sacher mit Cliquot-Ponsardin zu Abend essen. Bosheiten, Tollheiten, Frechheiten sollen über den Tisch fliegen. Zigeuner sollen Musik machen, ein Königreich für eine Pariser Kokotte, ein schönes, freches, geschminktes, mit Perlen besätes, in Marder und Seide eingepacktes, bis an den Nabel dekolletiertes, parfümiertes und raffiniertes Weib!“

„Halt ein, Präsidentin“, rief Rodberte. Es herrschte allgemeine Betretenheit. Fast glaubten die Mütter, daß ein Anfall von Alterswahnsinn, eine Art Schlagfluß, die Präsidentin ereilt habe. Aber sie hatten auch ein Gefühl, als ob hier ein geheiligtes Tabu freventlich überschritten worden sei. Es war da wieder etwas, von dem alle wußten und das doch nicht vorhanden war. Es hatte sich diese Konvention ganz selbstverständlich als eine der vielen Notwendigkeiten zur Selbsterhaltung herausgebildet, wie dergleichen in Finstermannland gewöhnlich ist. Kurz, es hatte die alte Dame die in keiner der Stammütter ganz verharschte Wunde des Heimwehs unsanft berührt und merkte es erst, als es nicht mehr zu ändern war.

Die heiligen Mütter der Kommission brachen jedoch nicht in Klagen aus: das hätte ihr Stolz nicht zugelassen. Sie überboten sich dagegen in Entgegnungen der Geringschätzung, ja der Verachtung alles dessen, was Anni so sehr zu begehren schien. Auch war es nicht schwer, durch ein Kopfschütteln über die Altersschwäche der Präsidentin den empfundenen Schmerz zu vertuschen. Endlich verfielen sogar die Bilancellen scheinbar der Geringschätzung.

Anni hatte nun das Gefühl, sie müsse weiter und mehr zur Sache sprechen, um ihre Entgleisung vergessen zu machen.

Sie sagte: „Bei euch, lieber Phaon, ist Jugendland. Bei uns aber...“

Niemand hörte jedoch mehr auf sie, da die Zebus bereits wieder in Gang waren.

Alexander, Answalt und Ariel hatten sich ihrem Mentor Phaon und also der Kommission zugesellt. Außerdem war sie von kleineren dienstbeflissenen Knaben umgeben, die nach den Wünschen der heiligen Mütter zu horchen hatten.

„Das Handwerk, welches wir in der Hauptsache treiben“, sagte Phaon, „ist das, was die Verwertung des Holzes zur Aufgabe hat. Seine hauptsächlichen Unterabteilungen sind: Holzfällen, Zimmern, Wagnerei, Böttcherei, Tischlern und Drechslerei. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch diese allgemeine Einstellung überraschend gute Erfolge erzielt worden sind.“

Man war, als Phaon dies sagte, auf eine Gruppe von jugendlich kraftstrotzenden Zimmerleuten gestoßen, die in einem gelichteten Pinienwald unter heitren Zurufen Baumstämme bearbeiteten. Das Interesse der Kommission ward schon durch den Anblick lange in Anspruch genommen. Das Klingen des Holzes, das Splittern und Krachen der Späne, die reichlich umherflogen, die Wucht der geschwungenen Arme zog sie an. Hier wurde in einem Zeitmaß gearbeitet, das zu sagen schien: „Wir wollen mit dem Werk lieber heute als morgen fertig sein.“ Es lag eine Unruhe, eine schöpferische Hast gleichsam über diesem hoch überm Meer gelegenen Zimmerplatz, die durch ein lediglich insulares Ziel nicht zu erklären war. Nicht nur von Anni Prächtel, Rodberte und dem buckligen Fräulein Auguste ward diese Beobachtung gemacht, sondern von allen Gliedern der Kommission, und je mehr sie zu sehen bekamen, um so eindringlicher.

„Wie kommt ihr zu so vielen und guten Werkzeugen?“ fragte Mutter Titania, weiland Page.

„So, wie die Menschen der Steinzeit“, antwortete Phaon, „zu den ihren. Wir haben den gesamten Strand

immer wieder nach geeignetem Steinmaterial und geeigneten Zufallsbildungen abgesehen und lassen durch Spezialisten auf diesem Gebiet ununterbrochen die Suche fortsetzen. Dem Fundmaterial wird dann, heut darf ich schon sagen, auf fachmännisch geübte Weise nachgeholfen.“

Sowohl durch den Leichtathleten Alexander wie durch Answalt und Ariel wurden den Damen Steinhämmer, Äxte, Messer, Handkeile, Schaber, kurz allerlei Werkzeuge vorgezeigt.

„Glücklicher Phaon“, sagte die Präsidentin, „göttliche Jünglinge!“

Um mit ausgestreckter Linken und gespreizten Fingern zu grüßen, um mit der Rechten das Werkzeug zu weisen, waren prächtige Enakssöhne herangetreten. Man wollte wissen, wie alles und zuletzt auch, wie wohl der seltsame, keineswegs unedle Gruß entstanden sei.

Phaon sprach:

„Es kann euch am Ende doch nicht geheim bleiben, wenn ich es auch jetzt noch geheimhielte: wir beten neben Mukalinda und der Bona Dea noch andre Götter an, sagen wir wenigstens: einen andern Gott. Ihr werdet sagen, wir seien auf die Stufe halbtierischer Wilder herabgesunken, wenn ich euch bekenne, daß wir außer dem dritten Gott, den wir verehren, Idolatrie treiben. Ihr habt vielleicht nicht bemerkt, daß der Baumfäller, welcher das unverdiente Lied auf Iphis sang, sich einer von jenen Sägen bediente, die ihr uns aus dem geretteten Bootsbestand überlassen habt. Ebensowenig habt ihr es wohl bemerkt, wie er das Sägeblatt, nachdem es seine Arbeit getan hatte, ehrfürchtig an die Stirn drückte. Jedenfalls hat er das getan, weil jedes Stück unsres alten unersetzlichen Werkzeugbestandes bei uns heilig gesprochen ist. Unser spezieller Mannland-Gott aber, erschreckt nur nicht zu sehr, hohe Frauen, ist die Hand. Ich wiederhole: die heilige Hand. Ich hoffe, ihr werdet

euch nicht, wie der heilige Karl an den Sachsen, an uns versündigen wollen und, wie jener die Irminsäule, unser Götterbildnis der heiligen Hand umstürzen. Es prangt, wie ihr wißt, auf der Agora. Der Gruß aber, ihr hohen Frauen, dessen Entstehung und Bedeutung ihr wissen wollt, ist aus der Verehrung der Hand entstanden und legitimiert uns als Bundesgenossen im Dienste der heiligen Hand.“

Darauf hatten die Mütter nicht viel zu erwidern. Noch begriffen sie die Tragweite dieses Gedankens, dieses Symboles nicht. Die Prächtel zwar und Rodberte erinnerten sich, daß auf einer Radierung Rembrandts van Rijn die Hand Jesu Christi, welche die Wechsler aus dem Tempel geißelt, von einem Glorienschein umleuchtet ist. Als beide zugleich diesen Umstand erwähnten, erklärte Phaon im Ton der Bestätigung, diesen Glorienschein verdiene nicht nur die Hand des Heilands, sondern überhaupt die menschliche Hand.

Ihm war eines Tages im Wege seiner einsamen Meditation das ganze Mysterium, das ganze Wunder der menschlichen Hand selbständig aufgegangen.

Er wußte nicht, welche Stütze seine genialische Intuition an den großen Forschern Finsternislands, auch zum Beispiel an Charles Darwin, gefunden hätte. Darwin, der sich in seiner „Abstammung des Menschen“ die Ansicht Charles Bells zu eigen macht, eine Ansicht, die also lautet: „Die Hand ersetzt alle Instrumente, und durch ihre Übereinstimmung mit dem Intellekt verleiht sie diesem universelle Herrschaft.“ — Man sollte von dieser neuen Sonne des Gedankens den Gesellschaftsbau Europas und die ihm eigne Moral durchleuchten, erleuchten, nach Art des Vogels Phönix zu Asche verbrennen und dann in ihrem Frühling erneuern lassen.

Phaon hielt es für angezeigt, noch mehreres vom Wesen der menschlichen Hand, wie er es auffaßte, verlauten zu lassen. Er hatte ja bis zum zwölften Jahre

aufgeweckten Kopfes in Finstermannland im geistig bewegten Kreise seiner Eltern gelebt und nahm von dort her seine Belege und Beispiele.

„Der Begriff des Fortschritts“, sagte er, „ist vom Fuß hergenommen. Der Begriff des Handelns von der Hand. Nennt mir irgend etwas Materielles oder Spirituelles in dem ungeheuren Ganzen der Finstermannlandkultur oder ihres europäischen Ablegers, dessen Entstehung ohne die menschliche Hand denkbar wäre. Es ist dabei gleichgültig, ob ihr auf den geschriebenen oder gedruckten Buchstaben eines Goethischen Gedichts, auf das Papier oder die Form eines Buches, auf einen Prellstein oder das ganze Straßburger Münster blicken wollt. Ihr mögt alsdann in das Münster hineingehen. Seht den Kruzifixus über dem Altar, die farbigen Bilder, ihre Leinwand, ihr Holz, oder seht die farbigen Fenster an, in welchen die Sonne einen Olymp von Heiligen, eine Walhalla von deutschen Kaisern, Königen und Fürsten lebendig macht: alles ist Werk der menschlichen und, will heißen, der denkenden Hand. Platon, Kant, über die ich manchen Vortrag meiner Hauslehrer leider nur halben Ohres hörte, haben geschrieben. Aber selbst wenn sie diktiert haben würden, hätten sie ohne Vermittlung einer Hand ihr Werk nicht zustandegebracht. Nehmt aber das Immateriellste, nehmt die Musik! Abgesehen davon, daß eine Partitur das Ergebnis zahlloser denkenden Hände ist: was wäre Musik ohne Instrumente! Und nun stelle man sich das unendliche Gewimmel denkender Hände vor, die handeln mußten, um nur Mutter Gerte Bergmanns Geige hervorzubringen! Es mußte sogar, das beweisen die Darmsaiten, Mord und Totschlag vorausgehen. Denn das ganze ungeheure Gebiet des Handelns, das der denkenden Menschheit oblag, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, vom Abscheulichsten bis zum Liebreizendsten, vom Furchtbarsten bis zum Glückseligsten, vom Rohesten bis zum

Feinsten, vom Edelsten bis zum Gemeinsten, vom Gehässigsten bis zum Liebreichsten, vom Grausamsten bis zur aufopferungsvollen Caritas, bedient sich der menschlichen Hand. Wollt ihr aber verstehen, wie innig die menschliche Seele, wie unlöslich der menschliche Intellekt mit der menschlichen Hand zur Einheit verbunden sind, so blickt auf die Hand des Violinspielers! Oder blickt auf die Hand des Klavierspielers! Auf rapide, gedankenschnelle Weise werden durch die Hände des Violinisten, des Pianisten zahllose, unübersehbar zahllose Regungen der menschlichen Seele, des menschlichen Intellekts bis in die feinsten, unnachweisbar zartesten Schwebungen zum Ausdruck gebracht. Hier hat sich das scheinbar stumme Organ eine Sprache geschaffen, die selbst dasjenige auszudrücken vermag, was der Sprache des Wortes unzugänglich ist. Ich empfehle euch, liebe heilige Mütter, der Sache in Gedanken noch weiter nachgehen zu wollen. Denkt an den kleinsten Nagel Finstermannlands, die kleinste Nadel, denkt an den einfachen Ziegelstein, aus dem vielleicht das Haus eurer Eltern ebenso wie die Riesenstadt Paris, die Riesenstadt London, die Riesenstadt Berlin errichtet ist, und dann werdet ihr Hände und Hände und wieder Hände, geradezu eine Sintflut von denkenden Händen, am Horizont heraufkommen und, so betrachtet, die Sonne verfinstern, die Erde begraben sehen. Aber nein, was rede ich: mögen noch so viele, mögen unendliche Wolkenzüge solcher Hände, mögen solche Geisterhände wie aufgewühlter Wüstensand unzählbar über den Horizont unsres Geistes heraufkommen, ihm wird es nur eine ungeheure Offenbarung sein, die ihn unendlich bereichert, statt ihn zu verschütten und zu ersticken. Es ist nicht zu überschätzen, was in Finstermannland eintreten wird, wenn die Hand aus dem Stande der Verachtung in den höchsten Adelsstand erhoben sein wird. Erst dann wird die Menschheit nicht

mehr von dünkelfhaften Narren, sondern von einem wohlbegründeten Bewußtsein geleitet sein. Von der Schöpfung dieses Bewußtseins an wird man das Werden einer Adelsmenschheit erleben, ein Werden, das uns der in dem Europa Finsternannlands so märchenhaft zutage tretenden Erfolge der denkenden Hand nach und nach würdig machen wird.“

Als Phaon geendigt hatte, trat wiederum ein scheinbar betretenes Schweigen ein. Rodberte allein schwang sich zu den Worten auf: „Ich wünschte, die götternahe Laurence wäre hier gewesen!“ — worauf ihr die Prächtel beistimmend zunickte.

Phaon fragte befremdet: „Warum sagt ihr das?“ — „Du hast dich“, gab ihm Rodberte zurück, „wie mir scheint, in vieler Beziehung zu dem entwickelt, was die edle Laurence dereinst von dir erwartete.“

Im Betragen der heiligen Mütter gegen Phaon verriet sich von nun an eine seltsame Sprödigkeit. Er schien ihnen gänzlich fremd geworden, war es nun, weil er mit so viel Freiheit und Energie fremdartige, wenn nicht staatsgefährliche Ansichten auskramte, oder weil sie des Anblicks von Männern entwöhnt waren und dadurch gestört, ja gereizt wurden. Schließlich war es ja ungeheuer seltsam, daß es außer der weiblichen noch eine andre Menschensorte gab, deren Art und Auftreten ihr hilfloses Hervorgehen aus dem Mutterleibe zeitweilig ganz vergessen ließ.

Bei solchen Umständen mußte sich das Verhalten einer der heiligen Mütter ganz besonders peinlich auszeichnen. Es war ein schönes, üppiges Weib, dessen kleine Füße ein edles Gewicht an weiblichen Reizen zu tragen hatten. Ihr Haar war schwarz, ihr Nacken fast immer geneigt, sie redete wenig, sang meist vor sich hin und pflückte seltsame Blumen am Wege. Mitunter schlug sie bedeutsam dunkelnde, feucht überglänzte, bis dahin nach innen gerichtete Augen auf. Dies tat sie

auch, als Rodberte geendet hatte. Und so, als ob sie alleine wäre, ohne die allergeringste Verlegenheit, Phaon in den Blick ebendieser feucht dunkelnden Augen gefaßt, trat sie gelassen ganz an ihn hin und schlang ihm zwei köstliche Arme um den Nacken. So drückte sie ihm einen Kuß auf den Mund.

„Mutter Erdödy! Mutter Erdödy!“ riefen die Mütter erschreckt, bestürzt, wie aus einem Munde.

Schwer zu sagen, worauf der Ruck, den es jeder der Mütter beim Anblick des sehr natürlichen Vorgangs gab, letzten Endes zurückzuführen war: keine Handlung indes der Unmoral, der Unsittlichkeit, der Schamlosigkeit, des Verrates sowie der Beschmutzung geheiligter Satzungen und Geheimnisse hätte können anstößiger sein. Die heiligen Mütter erstarrten und verstummten, ja sie erbleichten auf geradezu krankhafte Weise mit aufeinandergepreßten Lippen, um die Mundwinkel das Zucken namenloser Erbitterung.

Phaon ließ sich sogleich auf ein Knie nieder und küßte der heiligen Mutter Erdödy voll Ehrfurcht die Hand.

„Mutter Erdödy“, sagte Rodberte, „hat unserm Phaon nur ihren Segen für seine schwere und große Mission in Finstermannland erteilen wollen.“ — Mutter Erdödy war Madjarin und wegen ihrer einfachen Güte und wohligen Sinnlichkeit allbeliebt.

Die Mütter waren nunmehr bergab zu weiten grünen Matten gelangt. Bevor sie noch etwas sahen, war zu ihrem erneuten Staunen ein seit Jahrzehnten entbehrtes Geräusch zu ihren Ohren gedrungen. Sie hätten es müssen als Geläute von Herden ausdeuten, wenn ihnen nicht die beschränkte Menge von Metallen bekannt gewesen wäre, die auf der Insel verfügbar war. Nun aber sahen sie wirklich Zebuherden, sahen Glocken den Tieren an breiten Riemen um die Hälse gehängt.

„Wir treiben auch viele brotlose Künste“, sagte Phaon. „Als ich eines Tages der Herdenglocken Finster-

mannlands gedachte, befiel mich eine Sehnsucht danach. Ich hatte ja selbst manchmal mit den Hirtenjungen am offenen Feuer Kartoffeln gebraten. Aber ich wollte auch meinen hiesigen lieben Jungens gern einen Spaß machen, vor ihren Seelen etwas von der traulichen Musik unsrer Schweizer Berge, ja im Anschluß an den Kuhreihen schließlich Friedrich Schillers ‚Wilhelm Tell‘ vor ihnen aufleben lassen. Ich wollte ihr Staunen erleben, wenn selbst die unvernünftigen Zebukühe Musik machten. Da fiel mir ein gewisses Holzinstrument der Zigeuner ein, das mit Hämmern geschlagen wird. Also konnte man Hölzern Töne entlocken. So schritt ich dazu, unsern geschickten Drechslern die Aufgabe, eine Glocke aus Holz zu formen, anzuvertrauen. Ich bin immer ebenso froh wie meine Kinder, wenn sich eine neue Aufgabe bietet. Der Ehrgeiz, der bei uns ungeheuer grassiert, ist dann wieder auf eine Weile lebhaft beschäftigt, ein Umstand, der uns in jeder Beziehung vorwärtsbringt und vergessen läßt, daß wir, ursprünglich Meer gewohnt, leider heut Teichkarpfen sind. Es dauerte gar nicht lange, bis nach meiner Zeichnung die erste hölzerne Glocke fertig war, bis wir einen Zweiklang, einen Dreiklang hatten und schließlich eine ganze Oktave zustande kam.“

„Man muß es dir lassen, du hast deine dir vom Mütterrat seinerzeit übertragene Aufgabe auf eine über jedes Erwarten großzügige Art aufgefaßt. Es war vielleicht gut, daß man dir damals das nicht zutraute.“

„Hätte man es nicht so gewollt“, sagte Phaon mit großer Gelassenheit, „die Entwicklung Mannlands würde dadurch nicht gehemmt worden sein.“

In diesem Augenblick tönte Gesang. Er war nicht übermäßig melodisch, denn er ging, mehr geschrien, von einem nackten, versonnen begeisterten Buben aus, sitzend auf einer grasenden Zebukuh. Er sang sein Lied in englischer Sprache, was von Phaon damit begründet

ward, daß er es von seiner amerikanischen Mutter vor seinem fünften Jahre gelernt und nach Mannland mitgebracht habe:

„Lady-Cow, Lady-Cow,  
fly away home.

Thy house is on fire,  
thy children are flown.

All but a Little One  
under a ‚Stone‘:  
Fly thee home, Lady-Cow,  
ere it be gone.“

Als dieser hübsche Ausbund von einem Hirtenjungen den zweiten Vers seines Liedchens begonnen hatte, brach die heilige Mutter Titania, geborene Page, in maßloses Schluchzen aus.

Und nun ereignete sich wiederum eine für die Würde der hohen Matriarchatskommission etwas peinliche Szene. Die heilige Mutter Page näherte sich mit prächtigen, weit ausholenden Sprüngen ihrer Dianenbeine der Zebukuh, die den Sänger, scheu werdend, mit einem plötzlichen Seitensprunge absetzte. Noch brüllte der Knabe, als ihn Titania Page, auf der Erde kniend, zu würgen und zu erwürgen schien. Die Prächtel sagte, indem sie sich schneuzte: „Gott sei Dank, ich habe ja wenigstens noch ein altes gerettetes Taschentuch.“

Der Vorgang wurde von einer bestimmten Müttergruppe innerhalb der Kommission ganz anders aufgenommen. Auch die heilige Mutter Doktor Egli hielt sich zu ihr. Ihr Zentrum und Spiritus rector jedoch schien Philomela Schwab zu sein. Sie sagte, zur Doktorin Egli gewandt: „Ich finde nicht, daß wir bei solchem Betragen vor diesen Outcasts gut abschneiden!“ Und auch Mutter Eglis kurz hingeworfenes Wort: „Affenliebe!“ ließ nichts zu wünschen an Eisigkeit.

Keine der Mütter konnte wissen, auf welcher Seite Mutter Egli eigentlich stand, und selbst Laurence war in dieser Hinsicht unsicher. In Wirklichkeit war die Ärztin die einzige, die mit dem Gedanken des Mütterstaats ganz Ernst machte und insgeheim auf intrigante und fanatische Weise an seiner Verwirklichung arbeitete. Von der götternahen Laurence und ihrem Transzendentalismus hielt sie nicht viel. Er war ihrem Wesen unzugänglich. Sie fühlte nur, daß er ihre geheimen Zwecke förderte. Ihre Mentalität mußte ja auch eine ganz andre sein, da ihr Blick überwiegend mit sowohl qualvollen als blutigen körperlichen Vorgängen zu tun hatte und ihr der Eingriff mittels scharfer Instrumente in das lebendig zuckende Leben alltäglich war. Auch war ihre Moral mit dem Eintritt in die medizinische Gilde in der Moral dieser Gilde untergegangen. Sie ward beherrscht von der kalten, nüchternen medizinischen Gildenmoral, die nun einmal das Vorhandensein der menschlichen Seele auf Grund der Tatsache bezweifelte, daß ihr noch bei keiner Obduktion und Sektion etwas wie eine Seele unter das Seziersmesser gekommen sei.

Phaon wußte genau, auch wenn ihm die Äußerung von der Affenliebe entgangen wäre, was er von Mutter Egli zu halten hatte. Ihr wissenschaftlicher Automatismus allein schon war höchstens zu brechen, niemals zu beugen. Phaon war willens zu lernen, wo es irgend zu lernen gab. Darum hatte er sich auch zum Teil ihren Darwinismus und ihre Betrachtungsweise des Menschen als eines Säugetieres zu eigen gemacht. Dann war eben das Menschentier, wie er bei sich ergänzte, das größte der Wunder der Natur und als solches verehrungswürdig. Man mußte dann auf der Tierheit aufbauen, und wenn man den erstaunlichen Aufstieg des Menschentiers durch die Jahrmillionen in Rücksicht zog und der Millionen von Jahren gedachte, die das Fatum seiner Entwicklung möglicherweise noch be-

stimmte, so hatte man sich zu gestehen, daß die Erhabenheit jenes Geschöpfes, jenes Tieres, das vom Ende jener Zeitläufte zu uns heruntergrüßte, selbst unsre ahnenden Kräfte weit überstieg. Aber Phaon bekämpfte auf jede nur mögliche Weise Mutter Egli, sofern sie in ihrem heimlichen Männerhaß und weiblichen Glorifizierungsdrang Mannland, das heißt den Mann opfern wollte. Er sagte ihr insgeheim unter vier Augen und auch durch die Art, wie er ihre Intrigen durchkreuzte, Todfeindschaft an. In diesem Augenblick aber, nachdem Titania Page nach dreijähriger Trennung ihren Knaben wiedererkannt und umhalst hatte und Mutter Egli die Äußerung von der Affenliebe tat, schoß diese Todfeindschaft mit einem Blicke Phaons hervor, der Mutter Eglis Auge unsicher machte.

„Diese Zebukühe“, sagte er dann mit herzlichem Lachen, zu der orthodoxen Gruppe gewandt — „diese Zebukühe wird man gewiß deshalb nicht heilige Mütter nennen, weil sie eines so wahren und herzlichen Ausdrucks der mütterlichen Gefühle nicht fähig sind.“

Was die Mütter im Verlaufe von drei, vier Stunden Weiteres, im einzelnen und im allgemeinen, erfahren hatten, lockte Anni Prächtel das Geständnis ab, der Horizont von Mannland sei weiter als der auf der Gegenseite. Rodberte sagte, es käme daher, weil eine Mutter gleichbedeutend mit Familie sei. Das Wesen einer Familie aber sei Bodenständigkeit, die Entwicklung einer Familie um so gedeihlicher, je weniger sie zu nomadisieren gezwungen sei. Darum sei die mütterliche Geistigkeit mehr nach innen gekehrt oder werde von dem kleinen Kreis der Familie, von den Kindern, von Haus, Hof, Herd und Garten aufgesogen. Der Knabe, der Jüngling, der Mann sei ein Wesen für sich allein. *Omnia mea mecum porto*, dürfe er sagen, weshalb er sich frei und ungebunden im Grenzenlosen bewegen könne.

Die weibliche Lebensaufgabe zwingt zur Intensität, im Leiblichen wie im Geistigen. Die männliche sei wesentlich extensiv, womit die Gefahr des Ausschweifenden im Körperlichen wie Geistigen verbunden sei. Um am Abend nicht das Gefühl zu haben, daß ein verlorener Tag hinter ihm liege, müsse der echte Mann bis an die Grenze seines körperlichen Vermögens ins Unbekannte fortgeschritten sein, während die Frau sich im geheiligten Bezirk des Ewigbekannten ermüde. Wo der Fuß des Mannes aus Übermüdung, oder weil er an ein Hindernis stoße, nicht weiterkönnen, würden Hindernis und Müdigkeit vom Geist übersprungen, der unermüdet, unaufhaltsam weiter ins Unendliche fortschreite. Sie schloß, das Wesen des Weibes sei gleichsam zentripetal, das männliche Wesen zentrifugal.

Hier konnte es sich die Ärztin denn doch nicht versagen, den Mund zu öffnen und mit zwei Worten den Vorrang der Frau gerade aus diesem Schluß zu beweisen, da das Zentrifugale niemals staatenbildende Kraft habe.

Die Präsidentin zog die Sache ins Komische. „Ich will mich auf tiefere Fragen nicht einlassen“, sagte sie. „Ich habe mich nur über die überaus reichliche, gesund entwickelte Knaben- und Jünglingsschönheit gefreut und die vielen kuriosen Köpfe, die wir darunter gefunden haben. Daß viele unter ihnen in isolierten Verstecken von uns gleichsam aufgetrieben wurden und daß sich darin sowie in der damit verknüpften Eigenbrötelei nicht gerade ein besonders starker sozialer Sinn verrät, will ich gerne zugeben. Auch daß den meisten unser Paradies durchaus nicht ein und alles ist. Aber es ist doch ein köstlicher Genuß, wieder einmal die Aura männlicher Narrheit mit ihren hochfliegenden Plänen einzusatmen. Ich neige eben zur Abwechslung. Ein vierzehnjähriger Bengel grübelt über das Flugproblem. Das Flugproblem wird man niemals lösen. Aber das ficht ihn gar nicht an. Die Vögel fliegen, warum soll

er nicht auch fliegen. Es geht ihm gut, es geht ihm hier nichts ab, er sieht wie ein Adonis aus, aber er möchte lieber heut als morgen sich auf Flügeln der Morgenröte in das Unbekannte hineinstürzen. —

Ein anderer hat die Idee gefaßt, einem Alexander dem Großen, einem Cäsar, einem Napoleon nachzuarten. Er wird sogar seinen Kameraden lästig damit. Dabei fällt es ihm gar nicht ein, unsre erbärmlichen kleinen Dörfer, weder das Weibsparadies noch das Mannsparadies, regieren zu wollen. Nein, er wird eines Tages der Gebieter von Finsternland sein und diese große, lockende Welt wahrscheinlich durch die Schläge seines Holzswordes — er hat ja kein andres — zur Vernunft bringen und erlösen. Und ich wette, sein Wille ist so stark, daß er jedenfalls eines Tages in Kapstadt oder sonstwo landen wird, und wenn er auch wie ein Frosch dahin schwimmen müßte.“

Phaon sagte: „Die Zeit ist zu kurz. Und außerdem haben die heiligen Mütter durch eine Würde, eine Höhe, die nun einmal im Geiste der Mannländer ihnen zugesprochen ist, an Vertrauen in kleinen Dingen eingebüßt. Es würde sehr viel Zeit erfordern, hinter das zu kommen, was die Mannlandgemüter bewegt. Es ist unendlich viel Tolles und Lustiges, was eine mild-humoristische, freilich nicht erschöpfende Zusammenfassung unter den Begriff männliche Narrheit wohl verträgt. Wir haben Pixe, welche jeden Baum der Insel mit so viel Göttern und Dämonen bevölkert haben, daß selbst unsre götternahe Laurence ein Erstaunen anwandeln würde. Sie zitieren jede halbe Stunde einen andren Geist und ein andres Gespenst. Die Bollandisten, von ihnen hat Tante Rodberte mir manches erzählt, haben nicht so viel christliche Legenden zusammengetragen und können nicht so viel zusammentragen, als ein so kleines, reges Gehirn im Laufe der Zeit über das Verhältnis von Mukalinda und der Bona Dea zusammenphantasiert.

In den Köpfen unsrer Jünglinge und Knaben sind bereits in unübersehbarer Fülle Tempel, Kirchen, Kathedralen, Paläste, Brücken über Ströme und Meere von solchen ungeheuren Dimensionen aufgebaut, daß selbst die Ruinen von Baalbek, St. Peter in Rom und das Straßburger Münster winzig und ärmlich dagegen erscheinen.“

„Das ist ein Unsinn“, sagte die Egli. „Das sind ja nicht einmal Seifenblasen. Was tun wir damit? Wenn es nach mir ginge, würde ich vielleicht überhaupt auf Île des Dames mit aller und jeder Phantasterei aufräumen.“

So weit hatte sich Mutter Egli bisher noch nicht vorgewagt.

Die heilige Mutter Schwab warf bissig ein: „Es ist ja sogar das Einhorn auf Île des Dames gesichtet worden. Der Unsinn übersteigt bereits alles Zulässige.“

„Warum denn nicht?“ sagte Phaon darauf. „Warum soll schließlich das Einhorn auf Île des Dames nicht vorkommen? Ich möchte euch sogar die Versicherung geben, ihr heiligen Mütter: es kommt hier vor.“

„Und kommt etwa“, fragte Philomela Schwab weiter, „der famose hängende Garten der Luft mit der seltsamen Zoologie und Botanik, ein Wolkenkuckucksheim, von dem sogar schon unsre Himmelstöchter allerlei Spukgeschichten erzählen, auch auf der Insel vor?“

„Jawohl, heilige Mutter, auch der kommt vor.“

Die Prächtel sagte: „Ich wundre mich über nichts mehr, liebe Doktorin Egli, aber auch über rein gar nichts mehr wundre ich mich. Ich sehe schon lange auf dieser unsrer affenteuerlichen Insel nicht nur Einhörner umherwandeln, sondern weiß Gott was für tolles fabelhaftes Gezücht. Der ganze Tag wird mir förmlich vergoldet, wenn ich mal einen richtigen, braunen, europäischen Floh sehe.“

In der Nähe des Kapitols ward der Kommission eine

kleine, von drei jugendlichen Handwerkern besetzte Werkstatt gezeigt. Hier wurden zum abermaligen Stauen der Damen nach dem Muster von Gerte Bergmanns Instrument ohne alle Frage Geigen verfertigt. Die fünfzehnjährigen Geigenbauer, deren Anblick das Herz jedes rechtschaffenen Mädchens in Brand gesetzt hätte, mußten ausführlich darlegen, nach wieviel Mühen, fehlgeschlagenen Versuchen die Aufgabe doch am Ende leidlich bewältigt worden war. Es ergab sich, daß Gerte Bergmann ohne Wissen der übrigen heiligen Mütter oft bis in diese Werkstatt vorgedrungen war und bei Bewältigung der herrlichen Aufgabe mit Rat und Tat geholfen hatte. Die fertigen Geigen, das Quartett, das Quintett, ja, ein kleines Orchester, dessen Einstudierung Gerte leitete, sollte bei der ersten sich bietenden großen Gelegenheit für die heiligen Mütter eine festliche Überraschung sein.

„Da wir für das Fest der Brautweihe kandidieren“, sagte Phaon, „habe ich mich entschließen müssen, eins unsrer schönsten Geheimnisse schon jetzt preiszugeben. Aber was tut man nicht, um einer so hohen Ehre, wie es die Teilnahme an diesem Fest bedeuten würde, sich wert zu erweisen. Ich sagte euch ja, daß wir alle unsre Kraft und Intelligenz auf die Behandlung und Verwertung des Holzes gerichtet haben. Und nur auf diese Art ist es uns geglückt, einigermaßen hinter dieses, sein allersubtilstes Geheimnis, hinter seine musikalische Seele zu kommen.“

Als die Damen über den Platz vor dem Kapitol schritten, bereitete sich ein Empfang auf den Stufen des Kapitols vor. Bekränzte Knaben, bekränzte Jünglinge standen dort aufgereiht, und alles schien plötzlich in einem Sturm von hymnischen Klängen sich aufzulösen.

Heilige Mütter!

Gebärerinnen des Himmelssohnes Bihari Lâl,

von Gott erkannt, den Gott gebärend!  
Gebärerinnen der Himmelstöchter,  
die ihr wandelt  
über den Kelchen der Blumen,  
durch die Berührungen eurer Sohlen  
Farben streuend!  
Gebt eure Lippen dem Baum,  
er wächst und blüht.  
Bald wird der Fall von Früchten  
wie Klang von Pauken  
den Boden erschüttern.  
Euer Kuß erwecke den Fels,  
daß kristallene Flut aus ihm bricht,  
Himmelsflut, eure Kinder zu nähren,  
himmlisch,  
wie die Milch eurer Brüste himmlisch ist.

Wie nun auch immer dieser Hymnus weiterging und wenn er auch, wie es die Eigentümlichkeit solcher Empfänge ist, weit über Gebühr lange dauerte, so mußten denn doch die heiligen Mütter mit dem Geiste, in dem er gedichtet war, wohl zufrieden sein.

Die denkwürdige Inspektionsreise der mütterländischen Abordnung endete mit einem feierlichen Gastmahl im Kapitol, bei welchem wiederum gebratenes Fleisch gegessen und zum Ärger der Doktorin Egli auch Palmwein reichlich genossen wurde. Phaon aber sagte in einer begrüßenden Ansprache, es werde von niemand in Mannland bezweifelt, das Weib wäre ein Geschöpf höherer Art. Einige Wirrköpfe ausgenommen, dächte niemand hier hüben daran, an diesem Axiom zu rütteln. Der Mensch wolle immer etwas bewundern und verehren, und es böte sich den Knaben sowie den Jünglingen, den Jünglingen sowie den Männern nichts Bewunderungswürdigeres und Verehrungswürdigeres als die heilige Mutter und die Himmelstochter dar. Unter

allen Geschöpfen sei überhaupt die Frau das vollkommenste. Was sei die Unruhe, der Erkenntnisdrang, der Trieb des Suchens, Findens und Erfindens beim Manne denn anders als das Eingeständnis seiner peinlich empfundenen Unvollkommenheit. Der Umstand, daß die Frau meist auf einem Punkt der Entwicklung stillstehe, wo ihre Stimme noch die knabenhafte Höhe besitze, daß überhaupt ihr ganzer Habitus nie in die Sphäre der Roheit, Rauheit und Brutalität des Mannes aufsteige, spreche für sie. Ihre wahre Kraft sei deshalb nicht geringer. Sie sei auch dem Manne an Mut überlegen, da jede einzelne Frau selbst im Zustand des höchsten Glücks Schmerzen aushalten müsse, die dem Manne erspart bleiben, und da passiver Mut der höchste sei. Dieser Stillstand der Entwicklung, gleichsam in einem heiligen Kindheitsstadium, habe dem Weibe die dämonische Genialität der Jugend erhalten, die nur darum so wenig hervortrete, weil die Brutalität des Mannes es leicht habe, mit der trieblosen, ehrgeizlosen Genialität der Frau fertig zu werden. An die Krüppelformen der Weibheit in Finstermannland, sagte Phaon, dürfe man sich dabei freilich nicht erinnern. Phaon nannte die Frau engelhaft, den Mann aber quasi vom Teufel besessen. Kurz, wenn Tisch- oder Parlamentsreden jemals gewirkt hätten, so hätte diese das doktrinaire Eis um die Herzen der Philomela-Schwab-Partei gewiß geschmolzen.

„Unsre Augen“, fuhr der breitschultrige langgelockte Redner fort, „unsre Augen, die Augen von Mannland, hängen überdies mit gläubiger Andacht, gläubiger Liebe, gläubiger Verehrung an dem Göttertempel von Mont des Dames, an den Göttertempeln und ihren Mysterien. Wir sind uns bewußt, mit Stolz und Ehrfurcht bewußt, ebenfalls dem Wunder von Île des Dames teils die Art unsres Daseins, teils dieses Dasein selbst zu verdanken, wenn wir auch nicht den Anspruch haben und je haben können, unmittelbar wie die heiligen

Mütter von der Gottheit erkannt zu werden. Trotzdem sagen wir Vater zu ihr und sagen zur Bona Dea Mutter.

Solltet ihr uns, hohe Mütter, zum Fest der Brautweihe nicht zulassen, so werden wir hier ein andres Fest feiern, nämlich das Fest der Geburt Bihari Lâls. Wir werden es auf den Tag der Wintersonnenwende, den einundzwanzigsten Dezember, verlegen, der ja hier allerdings als solcher wenig spürbar ist. Wir werden das aber darum tun, weil das Schicksal von Île des Dames am Tage der Geburt Bihari Lâls seine Wendung zur Höhe, zum Lichte, zum Glanze genommen hat aus Beengung und Finsternis.“

Was nun geschah, war der Höhepunkt von allem Überraschenden, was die heiligen Mütter bisher in Mannland erfahren hatten. Ein seltsames Säuseln, ein wunderliches Vibrieren traf ihr Ohr, das sich zu Tönen, zu Harmonien zartester Art verdichtete. Ähnliche Laute hatte die Prächtel, hatten Rodberte und andre so lange nicht gehört, daß sie zunächst nicht wußten, welche Bedeutung sie ihnen beimessen sollten. Ja, es dauerte ziemlich lange, bis jede der Damen darüber im klaren war, ob nur sie allein dieser luftigen Schwingungen nach Art des Ohrenklingens teilhaftig wurde oder ob sie, aus einer allgemeinen Quelle stammend, allgemein empfunden wurden. Allmählich aber entpuppte sich dieser weiter und weiter musizierende Ariel, und nachdem auf einen Wink Phaons sich ein Vorhang geteilt hatte, konnte man nicht mehr im Zweifel sein, daß man, von Epheben gespielt, zwei Geigen, Bratsche und Cello, also ein Quartett vor sich hatte. Die jungen Künstler entwickelten ihren Haydn zu göttlicher Süße, Frische und Heiterkeit, und fühlende Seelen empfanden, wie ihnen trotz Bona Dea und Mukalinda das wahre Göttliche nie so nahe als mit diesen himmlischen Harmonien und Rhythmen getreten war.

In diesem Augenblick war die Schwab-Egli-Partei sehr,

sehr klein geworden. Der Würfel würde unbedingt zugunsten Mannlands gefallen sein, wenn nicht, wie leider oft geschieht, ein Zwischenfall noch zum Schluß eine starke und wohlbegreifliche Mißstimmung bei der Kommission hervorgerufen hätte. Ein junger Mensch, Bianor genannt, war durch Phaons Gebot mit Hilfe der Lichtbringer vom Empfange der heiligen Mütter ausgeschlossen worden. Man kannte ihn als einen ungeselligen, händelsüchtigen Geist, der schon von Kindesbeinen an Erbitterung gegen das Mütterland in sich genährt hatte. In gewisser Beziehung war es ja merkwürdig und nur durch die wonnige Süße des Daseins auf Île des Dames zu erklären, daß diese Outcast-Erbitterung nicht bei allen zutage trat. Nächst dem Klima und den seligen Daseinsbedingungen hatte Phaon das größte Verdienst daran. Dieser Bianor indes war von seinem Weiberhasse, der bis zur Weiberverachtung ging, nicht abzubringen. Er hatte sich gewisse zurücksetzende Vorkommnisse seiner frühesten Jugend, als er noch in Obhut der Mutter war, allzu genau gemerkt, und gewisse Worte, von denen damals die Mütter glaubten, daß sie weit über sein Verständnis hinausgingen, hatten sich seinem Innern schmerzlich eingebrannt. Es waren unheilbare Wunden daraus geworden.

Bianor also, der Ausgeschlossene, der seinerzeit bei der Abführung nach Wildermannland um sich gespuckt hatte, war plötzlich in den Festsaal getreten und begleitete unglücklicherweise gerade eine überaus freundliche Ansprache Mutter Rodbertes mit bissigen Einwüfen. Nicht die Gesamtheit der Knaben und Jünglinge noch auch Phaon selbst vermochten etwas gegen den Unfug auszurichten, da sie ein Schauspiel der Roheit, der Gewalt, etwa durch Bianors Hinauswurf, den heiligen Müttern nicht geben wollten. War doch Gewalt und Roheit, wie sie wußten, ganz und gar bei ihnen verpönt. Rodberte sowohl wie die Mütter merkten, wie

es ein Zahnarzt etwa merkt, wenn er den Nerv des Zahnes berührt, daß hier der Nerv von Mannland berührt worden war. Und alle erkannten übereinstimmend: weder war er getötet worden, noch hatte er etwas von seinem empfindlichen Leben eingebüßt. Ja, das Denken der Mütter war bisher viel zu bequem gewesen, um diesen Mannlandnerv überhaupt in Betracht zu ziehen. Es hatte darüber hinweggesehen. Der Schreck war groß, als man mit dem Dasein des Nervs zugleich die mit ihm gegebene Gefahr erkannte.

Nie hatte jemand den Müttern eine ähnlich heftige Anklage wie Bianor entgegengeschleudert, als er mit einer glänzenden Suada einsetzte, nachdem Rodberten das Weitersprechen unmöglich geworden war. Er überhäufte die Mütter mit Vorwürfen, sagte, daß ihnen der geheiligte Name Mutter nicht zustehe, da sie sich seiner durch ihr Verhalten gegen ihre männlichen Kinder verlustig gemacht hätten. Er verhehlte nicht, er habe sich nachts in ihre Siedlungen eingeschlichen. Er habe gewisse Gespräche belauscht, die Mutter Egli und Mutter Schwab mit ihren sauberen Helfershelferinnen gehabt hätten. Man habe da Dinge gegen Mannland geplant, die er sich schämen würde, öffentlich auszusprechen. „Eure Mütterlichkeit“, sagte er, „ist die allerniederträchtigste, kälteste Grausamkeit. Bestreite es, Mutter Egli, bestreite es, Mutter Schwab, daß in euren Augen von neunhundert Männern mindestens achthundertneunzig überflüssig sind! Ganz Mannland erscheint euch überflüssig. Ihr würdet uns alle am liebsten umbringen, ihr wißt nur nicht, wie ihr es anstellen sollt. Verweist ihr nicht auf den Bienenstaat, wie man die männlichen Bienen nach dem Hochzeitsfluge der Königin abtötet? Wißt, ihr habt uns aus eurem Geiste, aus eurem Herzen ausgelöscht! Ihr verwünscht uns schon, wenn wir noch unter eurem Herzen herumhüpfen. Sollen wir euch vielleicht dafür dankbar sein? Wir leben,

wir wirken. Wir gehen mit großen Entwürfen um, und ihr wollt nicht einmal, daß wir sind. Aber wir sind und werden euch euer Nichtwollen heimzahlen. Denn was seid ihr mit eurem bißchen Geist, eurem bißchen Kraft, eurer Nesthockerei, eurer Backfischchenproduktion gegen den Mann?“

Der Skandal war schlimm und nicht wieder gutzumachen. Holterdiepolter brachen die Mütter auf, und die Doktorin sagte zur Schwab im Abreiten: „Ein kurzer Handgriff zu rechter Zeit, und alles dies wäre unmöglich geworden.“

Das Fest der Brautweihe hatte sich um ein Jahr verzögert, da die Einigkeit über Beteiligung oder Ausschließung von Mannland nicht herbeizuführen war. Andre Ursachen waren hinzugekommen. Endlich hatte die Egli-Partei, welche Philomela Schwab mit dem Namen deckte, das ursprüngliche Festprogramm durchgesetzt. Danach durften nur Phaon, Bihari Lâl und die zwölf göttlichen Lichtbringer am Feste teilnehmen, weil ihre Einbeziehung in die Lebensökonomie des Mütterstaats unumgänglich war.

Die Feierlichkeiten im Tempelbezirk waren als eine Art mystische Hochzeit geplant. Dreihundert mannbare junge Mädchen sollten im Tempel Mukalindas dargestellt werden. Sie erschienen, von den Müttern und allen jüngeren Generationen bis herab zu den achtjährigen geleitet, in einer unsäglich lieblichen Prozession am Eingang des Tempelbezirks. Eine Woge von Liebreiz, eine Woge von Jugend, eine Woge von wahrhaft himmlischer Schönheit schien hier zu branden. Die hohe Laurence, umgeben von ihrem Staat, der ehrwürdigen Mutter Präsidentin, der ehrwürdigen Mutter Rodberte, Lolo Smith und mehreren andern, war tief gerührt und ergriffen davon.

Hundert blumenbekränzte Karren mit speichenlosen

Rädern, klassisch-primitiven Aussehens, wurden teils von Zeburindern, teils von Emus, großen straußenartigen Vögeln, teils von Mädchen unter zehn Jahren gezogen. Sie bewegten sich, jeder ein Weib, eine Himmelserscheinung tragend, durch das Tor des Tempelbezirks. Sie wurden in feierlicher Ordnung von etwa tausend palmenschwingenden Mädchen geleitet: sie sangen ein der Bona Dea geltendes Lied, dessen einzelne Zeilen, auf Gruppen verteilt, auf liturgische Art hin und her gingen.

Niemand hätte in diesen Frauen die Geretteten des Schiffbruchs wiedererkannt. Der Zuwachs an Jahren war nur in dem Zuwachs an Schönheit und weiblichen Reizen festzustellen. Es ist ganz gleichgültig, welche von den einstigen Schiffbrüchigen auf dem ersten Karren stand. Erstens trug keine von ihnen den alten Namen, und dann, wie gesagt, waren neue Menschen aus ihnen geworden. Wer konnte die in blonder Fülle des Fleisches schwer und süß versonnen thronende heilige Mutter sein, deren rotes Haar ihr wie ein Mantel bis zur Ferse fiel und die den Säugling an die Brust drückte? Eine so freie, in heidnischer Fülle schwellende Madonna war freilich wohl kaum von irgendeinem Maler unternommen worden. Es war eine Aphrodite, die auf dem zweiten Karren stand, und so fort. Die keusche Nacktheit aller dieser seltsam sinnlichen Nonnen war nahezu vollständig.

Nachdem nun all dies drängende Leben, diese Fülle köstlichster Menschenblumen, welche die Fremdheit und Seltsamkeit des Himmelsstrichs, verbunden mit dem Charakter der schönen und alten Rassen Europas, zum Ausdruck brachten, im Innern des Tempelbezirks war, wurde ihnen zuerst Freiheit sich umherzutummeln gewährt, und man wird sich von der Freude, der Heiterkeit, dem Übermut, der Schönheit, die sich sogleich auf allen Wegen und Stegen entfalteten, nicht leicht

einen übertriebenen Begriff machen. Die Luft hier oben war von jener unsäglichen, belebenden Süße und paradiesischen Lebendigkeit, wie man sie in Europa etwa an einem Ort wie Amalfi im April genießt, wo man mitunter fürchten zu müssen glaubt, sich im wonnigsten Dasein aufzulösen. Alle diese unschuldsvollen Bacchantinnen, denen eine Welt von Lebensfreude aus den Augen brach, hatten, ob diese nun braun oder blau, schwarz oder grau waren, ob ihr Haar rotbraun, goldgelb, safranfarben oder blauschwarz unter Palmenwedeln flatterte, seltsamerweise einen verwandtschaftlichen Zug. Niemand, der sie gesehen hätte, würde an ihrer göttlichen Abkunft gezweifelt haben.

In ihren Bewegungen lag natürliche Anmut und Kraft, keine Künstelei, obgleich die edle Laurence Versuche, den griechischen Tanz wieder aufleben zu lassen, in Mütterland gefördert hatte und auch der Erfolg solcher Bestrebungen zum Ausdruck kam. Aus Kunst war gleichsam eine zweite, höhere Natur hervorgegangen.

Dem Treiben der schönen Kinder auf Kieswegen und Rasenplätzen sah Phaon, selbst ungesehen, mit tiefbewegter Seele, wo er nur konnte, zu.

Wie geradezu hoffnungslos sind wir doch, dachte er bei sich selbst, in die allersinnlosesten, allerköstlichsten Wunder hineingeboren. Wir sehen Wirkungen, sehen Folgen, die in ihrer berausenden Formenfülle und Lebensfülle irgend einmal durch uns hervorgerufen sind, und es darf uns doch nicht einfallen, uns selbst als ihren Schöpfer zu fühlen. Vielleicht sind wir ein notwendiges, trotzdem aber bleiben wir ein winziges, ein verdienstloses Glied, das zu dem erzeugten Reichtum und seiner ewigen göttlichen Wesensart in keinem Verhältnis steht. Wer, der nicht ein Gott ist, wollte sich anmaßen, diesen Garten Eden mit allen seinen bestrickenden, durch Liebreiz betörenden, durch Schönheit fast schmerzlichen Auge und Seele versehrenden Huris geschaffen zu haben?

Habe ich denn überhaupt gestern gelebt? Und wie soll ich mich, wenn ich nicht ein Gott bin, davon überzeugen, daß diese und jene kleine Begebenheit, dieser und jener kleine Rausch und Genuß, der spurlos vergangen ist, wirklich und nicht nur geträumt war? Dieses alles aber ist da, es lacht, tollt, jauchzt, springt um mich, blendet mich mit einer fast wahnsinnig machenden Daseinskraft — oder ist es auch wieder nur Phantasmagorie? Es ist das eine, es hat diese Daseinskraft, und es ist auch wieder nur Phantasmagorie. Wie vereinige ich diese beiden Wahrheiten? Sie haben jedenfalls eines gemeinsam, daß sie beide vergänglich sind. Und wie bitter schade, schloß Phaon seinen Gedankengang, daß, Wirklichkeit oder Phantasmagorie, dieses Schauspiel nicht von allen nach der Schönheit hungernden und dürstenden Menschen genossen wird!

Um die elfte Stunde gegen Mittag wurde unter Vorantritt Rukminîs die Prozession zur Höhle der Bona Dea angetreten, und es muß gesagt werden, der wundervolle Kometenschweif ließ das Haupt und den Kern des Himmelskörpers erst in seinem vollen Lichte aufglänzen. Rukminî, das wurde allen heiligen Müttern klar, konnte keine menschliche Mutter, geschweige einen menschlichen Vater haben. Die Zeremonien in der Höhle nahmen ihren Verlauf, worauf der Zug, der, tanzend, singend, Schellentrommeln schwingend, nun einem gemäßigten Bacchantenzug nicht unähnlich sah, sich zum Tempel hinanbewegte. Ein Flammenmeer von Mädchenhaar schien über ihm aufzulodern.

In der Vorhalle, dem Prytaneion, des Mukalinda-tempels, die durch das Meisterwerk Dagmar-Diodatas herrlich geschmückt und gegen das Allerheiligste abgeschlossen war, wurden, geführt von Bihari Lâl, die zwölf göttlichen Lichtbringer in höchsteigner Person dem selig erwartungsvollen Volke der bräutlichen Jungfrauen gegenübergestellt. Es war dies ein für die

heiligen Mütter fast überwältigend großer Augenblick. Hier aber hatte man sich zu gestehen, daß, wie Rukminî die Mädchen, Bihari Lal an Schönheit die zwölf Lichtbringer weit hinter sich ließ. Eine Stille erwartungsvollen Harrens trat ein, die nur durch das nach Möglichkeit gebändigte Schluchzen der Mütter und durch das Knistern des ewigen Feuers auf dem Altar unterbrochen wurde. Nicht nur die Präsidentin interessierte sich lebhaft für das Kreuzfeuer von Blicken, das, wie man erwartete, sich nun zwischen den Bräuten und den Lichtbringern anheben sollte. In dieser Beziehung war man enttäuscht. Durchaus zurückhaltend waren die Jünglinge. Man konnte auf den Gedanken kommen — und die Präsidentin kam auch darauf —, es stecke dahinter irgendeine Durchtriebenheit. Die Präsidentin, mit andern Personen von Rang auf einer erhöhten Estrade thronend, flüsterte, zu Rodberten gewandt: „Ein Achtgroschenstück, gute Rodberte, wenn es mir nachgewiesen werden kann, daß ein einziger dieser Feuerkokler auch nur einen einzigen Blick auf sein freundliches Gegenüber zu richten sich bemüßigt fühlt.“

Sie wurde durch den Eintritt der götternahen Laurence im Priesterornat aus dem Allerheiligsten unterbrochen.

Man kann nicht sagen, daß die Zeremonie im Mukalindatempel ganz und durchaus harmonisch verlief, weil von der orthodoxen Partei gegen alle Einwendungen, selbst Laurencens, Philomela Schwab als zweite Rednerin durchgesetzt worden war.

Die Rede der edlen Laurence war merkwürdig und hatte, in Kürze gefaßt, diesen Gedankengang:

Am Anfang der Dinge stehen zwei Kräfte. Eine Kraft gibt es nicht. Um sich als Kraft zu erweisen, braucht die eine Kraft eine zweite Kraft. Gott aber ist eine Kraft, und so kann er nicht allmächtig sein. Aber er ist der Besieger der andern Kraft. Und so ist er der Allkünstler, der Allbändige. Zu den gebändigten Mächten

gehört das Feuer. Aber es ist nur gebändigt, solange die Hand des Bändigers auf ihm ruht, und nur ein Teil des Feuers ist gebändigt. Das Feuer ist innerhalb aller Dinge und trotzdem ganz außerhalb. Unsre Welt, wir selbst stehen aufs höchste gefährdet zwischen diesem Innerhalb und Außerhalb. Aber Gott, der Bändiger, hat diese Allmacht in die Ketten der Materie geschmiedet, und dies ist der Prometheussage wahrer Sinn. Die Götter des Olympos würden sich nicht besonders aufgeregt haben, wenn er nur ein wenig Feuer und die Kunst, es zu versklaven, den Menschen gebracht hätte. Nein, Prometheus war das Feuer selbst, vor dem, Helios inbegriffen, alle Götter zitterten. — Der Gedanke an die Existenz der Feuerwelt ist ein unbegreiflich großer und nicht nur furchtbarer. Das Feuer könnte vielleicht ein und alles sein, alles aus sich hervorbringen, alles in sich zurückziehen, seelische Dinge, größte Dinge, letzte Dinge, alle Dinge. —

Und wie der Pastor Stellen aus der Bibel liest, las sie aus einem Buch:

„Vermittels des Feuers können wir unsre Hand an die festen Dinge legen, sie teilen, pulverisieren, schmelzen, läutern, zu immer feinerem und unfühlbarem Gewebe auseinandertreiben, indem wir ihre unsichtbaren Moleküle oder Imponderabilien zu Wolken, Nebel, Gas verbrennen: aus Fühlbarem zu Hörbarem, aus Hörbarem zu Sichtbarem, aus Sichtbarem zu Riechbarem, aus Riechbarem zu Nichts, zu wirklichem Nichts, nicht einmal zum Letzten, blauem Himmel. Das sind die mächtigen Wirkungen des Feuers, des Schmelztiegels, in den wir alle Welten werfen können, und wir werden finden, daß sie in ihrer letzten Evolution noch nicht einmal rauchen.“

Und Laurence wies auf die Altarflamme hin. Sie verglich die Hitze darin einer Pflanze und die Flamme einer frohlockenden Blüte. Aber, sagte sie, alle Sprache

sei schließlich unzulänglich, um das Mysterium der Flamme auch nur einigermaßen zu begreifen. „Seht diese Flamme an, himmlische Kinder, Himmelstöchter! Warum sollte ich euch nicht so bezeichnen dürfen, da man euch selbst im weltumspannenden Finsternland unbeanstandet Kinder der Erde, Töchter der Erde würde benennen dürfen. Im Grunde sind Erde und Himmel eins, ein großes Mysterium, und nur ausgemachte Flachköpfe können dem Irrtum verfallen, seine irdische Hälfte sei weniger erhaben, weniger mysteriös. Diese Flamme, dies heilige Feuer, was außer euch ist, ist also auch in euch wiedergeboren, ebensowohl seine Glut als sein Licht, und ihr geht einer seiner köstlichsten Emanationen entgegen, wo euch der Wesenskern des Seins, der Sinn des Seins, die Sinnlichkeit des Seins, die Sinnlichkeit des Sinnes wie eine glühende, strahlende Blüte sich aufschließen wird.“

Auf ähnliche Weise sprach sie fort, bis die Rednerkanzel Philomela Schwab überantwortet wurde.

Es ist schwer zu sagen, ob die Mädchen oder auch nur eine unter ihnen den Ausführungen der obersten Priesterin Verständnis entgegenbrachten. Äußerlich sah es nicht so aus.

Sie horchten dagegen lebhaft auf, als die heilige Mutter Philomela Schwab eine andre Tonart zur Geltung brachte, die wiederum den Beweis lieferte, daß Politik in der Kirche den denkbar übelsten Mißklang gibt und die widerlichsten Gerüche verbreitet.

Philomela Schwab variierte in ihrer Ansprache bis zur neuerlichen Ermüdung das Thema Mannland und seine Ausschließung von dem heutigen Fest. Es war diesem gleichsam zu Tode gehetzten Thema eine neue Seite nicht abzugewinnen. Aber die Rednerin ließ sich nicht einschüchtern. Was man in Mannland gesehen habe, sei vielfach nur brotlose Spielerei, und jedenfalls laufe es nicht auf die Erhöhung des göttlichen Insel-

daseins hinaus, sondern suche den Rahmen zu sprengen. Man werde Mannland in dieser Beziehung ganz gewiß freie Hand lassen, denn es sei ja nur zum Vorteil für Mütterland, wenn eine möglichst große Zahl von männlichen Wesen, durch ihren kühnen Unternehmungsgeist in die Welt hinausgetrieben, anderwärts ihr Glück suchte. Daß gefährliche Elemente, die vor dem Umsturz aller Verhältnisse nicht zurückschreckten, vorhanden seien, habe ja der Leiter und Beschützer von Mannland selbst zugestanden. Der Mann sei eben kein staats-erhaltendes Element, sondern ein staatszerstörendes. Für die Herrschaft der Frau, die Herrschaft der Mutter, kurz, für Mütterland, berge die Nachbarschaft immer noch jederzeit die schwerste Gefahr. Doch werde man wissen, ihr zu begegnen.

„Ihr!“ Damit wandte sie sich an das Dutzend göttlicher Lichtbringer. Sie betonte mit großer Kraft diese Anrede. — „Ihr seid einer großen Gnade teilhaftig geworden, die ihr, so hoffen die heiligen Mütter, gewiß zu würdigen wißt. Trotzdem ihr eigentlich uns ganz fremde, gänzlich anders geartete Wesen seid, so haben wir euch in Gnaden aus dem Stande der Erniedrigung zu uns emporgehoben. Wir haben euch jedenfalls insoweit emporgehoben, als es überhaupt möglich ist. Haltet euch aber gegenwärtig, es ist nur bis zu einem gewissen Grade möglich! Und wie gesagt, soweit es möglich wurde, vergeßt das nie, war es nur durch uns Mütter möglich. Haltet euch aber noch mehr gegenwärtig: daß ihr nämlich ganz und gar, vom Scheitel bis zur Sohle, unsre Geschöpfe seid. Ihr seid vom Scheitel bis zur Sohle, mit Haut und Haar, mit äußeren Gliedmaßen, samt euren fünf Sinnen, sowie mit euren inneren Teilen, Herz, Lunge, Niere, Milz, Leber, Gallenblase, Dickdarm, Dünndarm, Wirbelsäule, Rückenmark, Nervensystem, grauer und weißer Hirnsubstanz, Kleinhirn und Großhirn, ganz und gar unser Werk. Wir haben euch in uns

selber ausgebildet. Wir haben euch ausgetragen, verfertigt, gemacht, bis zum Fingernagel auf eurem kleinen Finger hergestellt. Hätten wir euch nicht so zusammengebaut, so zusammengeschustert, euch Leben von unserm Leben gegeben, eure Adern mit unserm Blut gefüllt, so wäret ihr heute eine Quarkspitze. Seid dessen, ihr Lichtbringer, eingedenk! Laßt es euch aber nie einfallen, anders zu uns als zu euren Erschafferinnen, in Demut, in Unterwürfigkeit, emporzublicken! Sonst seid gewiß: wir schleudern euch in euer Nichts zurück.“

„Um Gottes willen, was ist denn los?“ sagte die Prächtel zu ihrer Umgebung. „Hier hat wohl jemand Appetit auf die Zwangsjacke?“

Programmgemäß wurde nun der von Bihari Lâl gedichtete Hymnus auf Mukalinda angestimmt. In einem Kanon wurden fast immer nur die Worte wiederholt und durcheinandergesungen: „Mukalinda, o Mukalinda, mein Vater, mein Vater.“ Aber jedenfalls war der schlechte Eindruck, den Philomelas Rede gemacht hatte, am Schluß des Gesanges so weit hinweggespült, daß die götternahe Laurence zur heiligen Schlußhandlung schreiten konnte.

Indem die oberste Priesterin nacheinander beide Hände jedem der gebeugten blühenden Jünglings-scheitel auflegte, erklärte sie sich von dem Gotte autorisiert, jeden derselben für seinen Sohn zu erklären, was bei Bihari Lâl selbstverständlich war. Und so waren denn die zwölf Lichtbringer als die zwölf Söhne Mukalindas anerkannt und im wesentlichen das Fest beendet.

Es folgten nun Monate, die für die Kolonie auf Île des Dames nichts Außergewöhnliches mit sich brachten. Die Tage in Mütterland verliefen selig und gleichförmig. Die orthodoxe Partei war zufrieden mit sich und wiegte sich in dem Gedanken, die schwächlichen Nachgiebigkeiten der Tempelregierung in der Mannlandfrage

überwunden und die strenge, matriachale Richtlinie innegehalten und durchgesetzt zu haben. Nach wie vor übten die neugeweihten Bräute des Himmels und der Erde mit den ungeweihten, noch heranwachsenden Tänze und Spiele aller Art, nachdem sie die wenigen Pflichtstunden in dem oder jenem Beruf erledigt hatten. Selbst die Arbeit war spielerisch, da man um Nahrung und Notdurft sich wenig Sorgen zu machen und nur die Früchte zu pflücken hatte, welche Bäume und Sträucher reichlich hervorbrachten.

Eines Tages saßen die beiden heiligen Mütter Egli und Schwab beieinander. Ihr Gespräch beherrschte eine allgemeine Unzufriedenheit. Die Staatsmaschine von Île des Dames war in Unordnung geraten. Irgend etwas hatte eine Zeitlang bedrohlich geklappert, und nun war sozusagen die Panne da.

Von Mannland war ein Gerücht herübergelangen, man feire dort mit großem Aufwand an Spiel, Tanz und Gesang das Fest der Geburt Bihari Lâls. Ohne Zweifel geschah dies zum Hohn, war wohl auch als eine Art Rache gedacht für den Ausschluß vom Fest der Brautweihe.

„Vielleicht war es unrichtig“, sagte die Doktorin übelgelaunt, „unsre zwölf Musterknaben, wie du es getan hast, gute Schwab, im Tempel und in Gegenwart unsrer Mädchen herunterzukanzeln.“

„Ich habe das eigentlich nur“, sagte Mutter Schwab, „auf dein Anraten getan.“

„Ich habe dir das nicht angeraten. Ich habe nur ganz im allgemeinen gesagt, man solle beizeiten etwas dazu tun, die Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen.“ — „Welche Bäume?“ fragte die Schwab. — „Ich meine natürlich die Bäume, die wir schließlich gezwungen sind, nach Mütterland zu verpflanzen, wenn wir mit einem Fortschritt, einer Zukunft, einem Wachstum rechnen wollen. Der Knacks, den unsre gute Sache be-

kommen hat, ist unmittelbar nach deiner übereilten Ansprache deutlich spürbar eingetreten. Unsre Lage ist auf eine geradezu beschämende Weise lächerlich.“

„Nun, zum Kuckuck“, rief heftig die Schwab, „warum tut denn die allweise, allwissende, allvermögende, hohe, höhere, höchste Laurence nichts in der Sache?“

„Ganz einfach, weil sie durch dein heftiges Auftreten verstimmt worden ist. Es gibt mir jedesmal einen Stich, wenn ich diesem alten Geier, der Prächtel, oder diesem Kommabazillus, der Kalb, begegnen muß. Sie können das Lachen nicht verbeißen. Warum sterben denn diese höchst überflüssigen, höchst nutzlosen Frauenzimmer nicht? Sie waren von Anfang an doch nur Schädlinge. In diesen frivolen alten Jungfern hat doch niemals ein ernster, tüchtiger, nützlicher Gedanke das Licht der Welt erblickt. Hast du mal mit Babette gesprochen?“

„Babette sagt, Mukalinda sei beleidigt worden. Natürlich, der Unsinn ist offenbar; trotzdem hat er wie eine Bombe eingeschlagen. Es wird bei uns nichts andres mehr diskutiert, als wie man Herrn Mukalinda versöhne.“

Die Egli rief: „Ich werde einmal zu Phaon gehen und ihm ganz gehörig die Meinung sagen.“

„Du wirst ihn kaum finden“, sagte die Schwab. „Er hat sich mit den Zwölf und Bihari Lâl Gott weiß wohin, ins Unsichtbare zurückgezogen.“

Was war nun eigentlich vor sich gegangen?

Schon im letzten Jahr, während der Kämpfe mit Mannland in Sachen der Festbeteiligung, war die Geburtenziffer in Mütterland zurückgegangen. Seit zwei Monaten war Zuwachs gänzlich ausgeblieben. Auch waren Erscheinungen, die darauf hingedeutet hätten, daß dieser Zustand ein vorübergehender sein würde, nicht eingetreten. Auch im Menschlichen gibt es Saat und Ernte, wie jeder weiß. Es ist dies allerdings eine Wahrheit, die man nur selten berühren und aussprechen darf, weil man dabei ein Tabu durchbrechen muß. Hier

aber muß es durchbrochen werden, weil eine Menschengemeinschaft sich in der tödlichen Lage sah, Saat und Ernte entbehren zu müssen.

Babette hatte die Erklärung abgegeben, die zeugende und lebendig machende Kraft sei beleidigt worden. Und in der Tat gab es Gründe dafür.

Alle jüngst geweihten Novizen des Mukalindakults waren natürlich mit den herrschenden Ritualen vertraut gemacht und nach und nach zum Tempelschlaf befohlen worden. Die entzückenden, heiteren, ebenso unschuldsvollen als anspruchslosen Kinder hatten denn auch die entzückendsten Träume gehabt und wurden nicht müde, davon zu erzählen. Das war aber alles, was sie von ihrem Ausflug heimbrachten. Man hörte ihr einfältiges Geplauder darüber kaum noch an.

Es war überhaupt im Tempelbezirk der Bona Dea merkwürdig still geworden. Beinahe möchte man sagen, wenn es nicht so absurd klänge, die Götter schienen von den Menschen verlassen zu sein. Jedenfalls fand man die edle Laurence dort seit einigen Wochen nicht mehr. Lolo Smith, Rukminî und die stille Dagmar-Diodata waren noch da, außer ihnen aber nur untergeordnete Dienerinnen der höheren Macht.

Dem Gerücht zufolge hatte sich die edle Laurence noch tiefer in die Einsamkeit der Insel und ihrer Seele zurückgezogen. Es gab einen Pfad, nicht allzu gefährlich, wenn er gefunden war, aber schwer zu finden und leicht zu verfehlen, der zu Laurencens neuer Einsiedelei hinabführte. Man sagte, regelmäßig werde die Einsiedlerin dort nur von der praktisch gärtnerischen Mucci Smith besucht und mit vegetabilischen Nahrungsmitteln versehen. Sie mußte barfuß oder in Bastschuhen das Steilufer bis zu Laurencens Höhle hinabklettern. In diese Höhle blickte das Tagesgestirn im Aufgehen schon hinein und erhellte sie noch im Untergehen. Auf einer Terrasse, die söllerartig über der Brandung hing, erhob

sich eine schlanke, herrliche Kokospalme in den Raum. Ein natürliches Becken im Schiefertone wurde jahraus, jahrein aus einer Ritze des Felsens mit dem frischesten, klarsten Wasser gespeist.

Nur Phaon, Dagmar-Diodata, Rukminî und Lolo Smith wußten außer Mucci noch von diesem Aufenthalt. Für die andern war die schöne Laurence spurlos verschwunden. So konnte man auch von ihr nichts erwarten, wenn die Versöhnung Mukalindas in Frage kam.

Abermals waren drei, vier und fünf Monate über die Insel dahingegangen. Das Eiland prangte nach wie vor in paradiesischer Herrlichkeit. Aber wenn auch kein Wölkchen an diesem glücklichen Himmel stand und gemäß dem Mikroklima des Eilandes nur selig erfrischende und Leben erweckende Regenschauer über es hingingen, machte sich doch bei den Insulanern ein Druck geltend, als ob ein Wolkenshatten über ihm läge.

Man hatte über das Défilé des Dames bereits die dritte Abordnung von Müttern gesandt. Die Mannländer waren von allen zugänglichen Plätzen in ein gewisses Gebirgsgebiet zurückgewichen, wo sie die Reiterin Iphis entdeckte. Selbst das Kapitol mit dem Denkmal der denkenden Hand war verlassen worden und bot sich bei Ankunft der Kommission in verödetem Zustand dar. Man hatte wohlweislich die Mütter Egli und Schwab bei dieser Kommission nicht bemüht. Trotzdem hatte sie keinen Erfolg zu verzeichnen. Sie bekam, von Iphis bis an die Verschanzungen, kann man wohl sagen, des Männervolkes geführt, weder Phaon, Bihari Lâl noch einen der Zwölf auch nur zu Gesicht.

Dagegen wurde ihnen Bianor entgegengesandt.

Mit diesem hatten sie nun zu verhandeln.

Was gab es eigentlich zu verhandeln? Dieser grimme und schreckliche Mensch, der sich mit einer rücksichtslosen und höhnischen Dialektik breit machte,

scheuchte das eigentliche Anliegen der heiligen Mütter, wie der Löwe das Kaninchen, in den unzugänglichen Bau ihrer Seelen zurück. Und so mußten sie unverrichteter Sache heimkehren.

In Mütterland herrschte ein Zustand der Bangnis, der Angst, der Ratlosigkeit, den man sich freilich nicht in ganzem Umfang eingestand. Es stellten sich seelische Depressionen ein, wie man sie nur in den ersten Zeiten nach dem Schiffbruch gekannt hatte. Noch traten gewisse Nervenkrisen nicht im ganzen Umfang von damals auf; aber sie waren da und nicht abzuleugnen. Der Gedanke der Flaschenpost wurde wieder hervorgeholt, weil man sich schmerzlich in die große Kultur-gemeinschaft zurücksehnte. Der kleinen Seeschwalbe, *Sterna stolidus*, die man in einigen Exemplaren gefangen hatte, band man Halsbänder mit zusammengerollten Briefchen um, die von dem Schiffbruch, von der Rettung und von der Verlassenheit der Geretteten erzählten und den künftigen Leser beschworen, Schiffe zur Befreiung der Verschollenen auszusenden. Es ist nur natürlich, wenn sich der Seelendruck der Mütter auf die eingeborenen Töchter des Himmels übertrug. Auch sie fühlten ja überdies, daß irgendein Nichtvorhandenes irgendwie in Erscheinung treten müsse, wenn die Wand weichen sollte, welche Schritt und Aussicht in die Zukunft verschloß. Eines Tages hatte sich dann plötzlich das Grauen in furchtbarer Majestät aufgerichtet. Nur dann überwindet der gewöhnliche Mensch das Grauen, wenn er in das volle Leben der Menschengemeinschaft eingeordnet ist, gleichviel, ob er sich dessen bewußt wird oder nicht. Er muß sich einbilden können, daß es immer Menschen gegeben habe, daß sie nicht nur im Augenblicke sind, sondern sich auch fortpflanzen, daß sie morgen und übermorgen, daß sie in tausend Jahren sein werden. Er muß, kurz gesagt, ein durchblutetes, lebendiges Glied am scheinbar unsterblichen

Körper der Menschheit sein. Dann aber tritt das Grauen ein, wenn das an einem Aste ahnungslos weiter wachsende Blatt, wenn die sich erschließende Blüte daran irgendwie spürt, daß sie nur noch in einem Scheinwachtum, einem Scheinblühen begriffen ist, weil man den Ast vom Stamme lostrennte. Wir wissen nicht, inwieweit Blüten und Blätter fühlend sind. Hier aber in Mütterland lebte zuerst ein verwandtes Gefühl, aus dem sich plötzlich das Grauen aufrichtete. Wenn auch tagaus, tagein noch immer Mütterland von Gesang und Gelächter erklang, dem alten Gesang und dem alten Gelächter, wonach man gewisse Gebiete Gefilde des Gelächters genannt hatte, so bannte man doch nicht mehr eine immer wiederkehrende furchtbare Vision, man bannte das Riesenskelett des Todes nicht, das seinen Fuß auf die Insel gesetzt hatte.

So war eines Tages eine allgemeine Psychose, eine sinnlose Raserei zum Ausbruch gekommen. Das Weibervolk rannte unaufhaltsam mit fliegenden Haaren die Höhen des Mont des Dames hinan, um in den Tempelbezirk, den Tempel der Bona Dea, den Tempel Mukalindas, einzubrechen. Man wollte bitten, man wollte flehen; aber die Bittenden, Flehenden hatte, bevor sie es dachten, Verzweiflung erfaßt, und diese war endlich, bevor das Bitten, das Flehen einsetzte, in eine unsäglich Wut übergegangen. Man drang nicht erst in den Tempel der Bona Dea ein, man zog vor den Mukalindatempel, wo man mit drohenden Fäusten und Worten Mukalinda zur Hilfe aufforderte. Vergeblich suchten Mutter Lolo und Mucci einzugreifen. Sie forderten auf zur Besonnenheit. Dagmar-Diodata schritt, mit weinender Liebe bittend, zur Ruhe gemahnend, unter der besinnungslos tobenden Menge herum. Sie tat es vergebens. Mit einem allgemeinen und gellenden Schrei des Wahnsinns ward in den Tempel eingebrochen, der Teppich der Lichtbringer ward in tausend Fetzen

zerrissen, der Altar Mukalindas umgestürzt. Kaum zehn Minuten waren vergangen, als das ganze Gebäude in Flammen aufloderte.

Hinter den Felsbastionen Mannlands, wohin sich das Männervolk zurückgezogen hatte, erblickte man, als es Nacht wurde, im Wasser des Golfe des Dames gespiegelt, den Feuerschein des Tempelbezirks. Über diesem selbst aber stand er wie eine Gloriole. Man wußte zunächst nicht, was man aus dieser Erscheinung machen sollte. Etwas Ähnliches hatte man nie gesehen, da bisher die Insel von größern Schadenfeuern verschont geblieben war. Erst als das Feuer vom Mukalindatempel, der außerhalb des Gesichtskreises lag, auf Laurencens Wohnhaus übersprang, konnte man deutlich die Flammen erkennen und bezweifelte nun nicht mehr, es müsse ein Unglück geschehen sein.

Bald danach ging das Gerücht herum, der Mukalindatempel sei in Asche gelegt worden. Zum Staunen Phaons, der mit Bihari Lâl und den zwölf Lichtbringern die Regierung von Mannland in Händen hielt, wurde diese Nachricht von dem größten Teil des Lagers mit geradezu indianischem Jubel aufgenommen. Phaon hatte denn doch nicht angenommen, daß die Wühlereien des sogenannten Empörers schon bis dahin gediehen seien.

Auf Phaons Entschliebung in dem Mutter- und Mannlandkonflikt hatte allerdings das Dasein des Empörers und seiner wachsenden Macht schon eingewirkt. Der Gedanke der Auslese der neuen zwölf zeugenden Götter, die man Mukalinda beigeseilt hatte, schien ihm im Sinne des Matriarchats und einer Steigerung der Eigenschaften künftiger Generationen richtig zu sein. Bereit, ihn zu stützen, hatte er auch bei dem Männervolk in diesem Sinne nach Kräften gewirkt, die Lösung der hier dadurch in Aussicht stehenden ungeheuren Schwierigkeiten einer künftigen Stunde vorbehaltend. Leider hatte das Ungeschick der fanatischen Philomela

Schwab die zwölf Lichtbringer selbst aufs äußerste aufgebracht, so daß sie, gewissermaßen übereilt, ihren eigenen Vorteil geradezu hintansetzend, ins allgemeine Lager der Geschlechtsgenossen übergingen. Sie erfuhren hier wenig Dank.

Der frenetische Taumel, den die Vernichtung des Mukalindatempels ausgelöst hatte, traf Phaon auf eine vielfältig widerspruchsvolle Art. Das Weberschiffchen seines Denkens verband allerdings ein so fremdartiges Fädenmaterial, daß ihm die Absurdität des Daseins daran klar werden mußte. Dies geschah noch mehr, als sich gleich darauf die Freude über Mukalindas Untergang seltsamerweise mit einer Empörung gegen ihn selbst verband. Und natürlich auch gegen die Lichtbringer, während Bihari Lâl zunächst nicht davon betroffen ward.

Von dem Empörer aufgeregt, drangen die Mukalinda-söhne bis zu Phaons Zelte vor, das man wie alle andern aus Palmstroh flüchtig errichtet hatte: Phaon solle sein Gebot aufheben, wonach das Betreten von Mütterland den Mannländern nicht gestattet war. Phaon selber solle sie dahin anführen.

„Ich werde euch keineswegs zur Vernichtung unsrer geheiligten Satzungen das Signal geben. Die Grundpfeiler unsres Staates müssen unversehrt bleiben, was immer auch von der andern Seite verfehlt worden ist. Und ich werde euch auch niemals zur Gewalt das Signal geben. Denn Gewalt, die dem Manne so nahe liegt, ist sein schlechtestes Teil. Ich wünsche nicht, daß in euch das Schlechte, sondern daß euer Gutes entwickelt werde. Das Gute aber ist euer Geist. Ihr werdet sagen: wir wollen auch handeln. Gewalttat ist aber kein manneswürdiges Handeln, sage ich euch, überhaupt kein menschenwürdiges Handeln. Gewalttat ist ein tierisches Handeln. Oder es ist das tote Handeln der toten Natur. Durch Gewalttat wird das Handeln der

heiligen Hand entweiht. Ich gebe zu, das Symbol der heiligen Hand hat auch seine furchtbaren Seiten, aber seine überwiegende Wirkung ist wunderbar und segensreich. Eine im Zerstören und im Aufbauen gleich mächtige Kraft wird in tausendfältige, lebendige, Gutes wirkende Formen umgebildet, bis sie in ihren letzten Höhen und Verfeinerungen zum Ausdruck ewiger, göttlicher Schönheit wird. Nochmals also sei es gesagt: als noch so viele Gewalttat und wieder Gewalttat geschehen war, hatte trotzdem das menschliche Handeln noch nicht angefangen.

Und was wollt ihr in eurem heiligen Geburtsland, in dem heiligen Land eurer Mütter tun? Eure Mütter beleidigen und entehren? Eure Mütter in Schmach und Schande stürzen, eure Hand gegen sie erheben, oder was?

Ich, der ich bisher eure Schritte geleitet habe, werde es fürs erste auch weiter tun. Ich werde Mittel und Wege finden, wenn die Zeit gekommen ist, euch jede Genugtuung zu schaffen, die ihr verdient, und euch mit den heiligen Müttern aussöhnen.“

Der Empörer Bianor rief: „Du hast gesprochen. Wir wußten es, was du sprechen würdest, bevor du noch deinen Mund geöffnet. Denke, daß du gesprochen hast und daß deine Worte weder wie Papageien noch Paradiesvögel noch wie Flamingos oder Adler aus deinem Munde geflogen sind, höchstens wie Papageien, Paradiesvögel und Adler mit gebrochenen Flügeln! Sie liegen am Boden und rühren sich nicht. Deine Worte sind wie tot. Wir sind dahintergekommen, daß deine Worte Lügner und Verräter gewesen sind, solange sie noch lebendig waren. Du hast dich mit unsern Feinden verbündet. Man hat uns in Niedrigkeit und Erbärmlichkeit hinabgedrückt, und du gabst es zu. Du hast es mit den Feindinnen unsres Geschlechtes gehalten, weil sie dich gekauft haben. Du hast uns gelehrt, wie wir unsre

Kräfte vergeuden sollen, damit wir sie nicht anwenden. Unser ganzes Tun und Treiben war unfruchtbar. Du hast uns zum Unfruchtbaren verdammt und verbannt, damit wir nicht sollten in dein Gehege kommen, weder in dein Gehege noch in das deiner zwölf Lichtbringer. Meinst du, wir hätten nicht gesehen, wie Zeburinder sich begatten? Der Mensch ist auch nur ein solches Tier. Es gibt weibliche Tiere und männliche Tiere, und die männlichen sind für die weiblichen da, wie die weiblichen für die männlichen. Aber die weiblichen habt ihr zu Göttern gemacht, uns aber zu unreinen Tieren und noch unter das Tier herabgedrückt.

Mag sein, daß Mukalinda unser Vater ist. Dann aber ist er ein schlechter Vater, nicht seinen Töchtern, jedoch seinen Söhnen. Wohl uns, sein Tempel ist niedergebrannt. Seine Söhne werden ihn nicht wieder aufbauen. Ein Sohn ist, was sein Vater ist, oder aber die Zeugungsfähigkeit eines Gottes ist weniger stark als die eines Tieres. Diesen Mukalinda bekämpfen wir, Gott gegen Gott, vermöge unsrer Göttlichkeit. Was bedürfen wir eures Lichtes, ihr Lichtbringer? In uns selber brennt ja das göttliche Licht. Auch von dir, unserm Meister in vielen Künsten und Pflegevater, erhielt ich wenigstens längst kein Licht. Im Gegenteil, du stehst mir im Licht. Deine Meinungen nenne ich weibische. Ich habe in meiner Absonderung, meiner Stille darüber nachgedacht. Der Zweck der Zeugung, der Zweck der Geburt ist nicht das Weib. Der Mann allein ist der Zweck der Geburt. Das ist meine Wahrheit, für die ich einstehe. Das Banner, welches ich auf dem Schutte des Tempelbezirks der Bona Dea und Mukalindas aufpflanzen will, trägt, aus Feuer gewirkt, die Inschrift: Mann! Es ist nicht wahr, daß Gewalt des Mannes unwürdig ist. Wo die Gewalt ist, da ist die Gewalt. Wie kann die Gewalt nicht sein, wo sie ist? Ist das Schicksal denn nicht Gewalt? Der feuerspeiende Mont des Dames, hast du uns

gelehrt, habe diese Insel über den Ozean emporgehoben. Hat er es durch Überredung getan? Nicht einmal beim Feste der Brautweihe wollten die heiligen Mütter uns zulassen, als ob Mukalinda durch uns entehrt würde. Nun wollen wir sie darüber belehren, wer wir sind. Wir fürchten uns weder vor Menschen noch Göttern. Die alte versumpfte, verdampfte Zeit ist nicht mehr. Die neue, die unsre, ist angebrochen. Was sind wir im Grunde doch für ein elendes, vergessenes, winziges Häufchen Menschheit heut! Unsre Pauken, unsre Stimmen hört man kaum. Sie werden, wie die von Ameisen, von der großen, grabesstillen Natur um uns verschlungen. Wir wollen unsre Triebe befreien und alle Täler und Höhen bevölkern. Und, Vater Phaon, ich bin es, der sich auf der Leiter der Generationen bis in den höchsten Himmel fortpflanzen will. Das Brausen der Stimmen meiner Völker wird die Brandung des Ozeans um unsre Küste übertäuben, der Rauch ihrer Schornsteine die Feueresse des Mont des Dames einem winzigen Herdfeuer gleichmachen. Über den Mont des Dames, über die Insel aber, über den Ozean und alle Weltteile werde ich König sein.“

„Seit wann besteht denn die Welt, mein lieber Sohn?“ fragte Phaon.

Bianor sagte: „Seit ich zum Bewußtsein meiner selbst geboren bin.“

„Nicht seit länger? So lange nur?“

„Keinen Augenblick länger“, rief der Empörer.

„So weißt du nur wenig von der Welt.“

„Ich weiß nur von einer, von meiner Welt“, rief der andre.

„Vor deiner Zeit, meinst du also, mein Sohn, sei alle Welt von geistiger Nacht, verkehrtem Wollen und bösem Vollbringen erfüllt gewesen?“

„Ja“, sagte Bianor, „das meine ich.“

„Aber du bist noch sehr jung, guter Sohn.“

„Siebzehn Jahre lebte ich“, rief der Empörer, „deren

erstes — denke, was dies bedeutet! — mir das Leben gegeben hat. Was aber ist nicht alles allein in diesem ersten Jahre durch alle meine Sinne Neues in mich eingedrungen! Nimm die Erfahrung von siebzehn vollen Jahren an und bestreite mir, daß sie ein unbegreiflich Ungeheures bedeutet, das zu vermehren kaum möglich ist!“

„Und doch bin ich dir, was Erfahrung betrifft, weit voraus, mein Sohn.“

„Deine Erfahrung hilft mir zu nichts. Erfahrungen, die man nicht selbst erfuhr, sind keine.“

„Nun“, sagte Phaon, „tut, was ihr müßt!“

Mit den Bränden im Tempelbezirk und ihrem Echo in Mannland hatte, in beiden Hälften fast gleichzeitig, die Anarchie auf Île des Dames eingesetzt, deren Beginn, von einem höhern Gesichtspunkte aus, allerdings mit dem ersten Wetterleuchten einer Periode von Frühlingsgewittern zu vergleichen war. Wenn Mutter Egli naturgemäß diese Revolte und ihre Folgen tragisch nahm, das bucklige Fräulein Auguste mehr als sonst ihren Thomas a Kempis las, verloren die beiden einander würdigen Seelenfreundinnen Rodberte und Anni nichts von ihrer gleichmütig-zynischen Heiterkeit. „Weiß Gott, nun hätte ich Lust zu leben“, sagte vielmehr die Malerin. „Vor zwanzig Jahren würde ich unbedenklich meinen alten Adam für gänzlich ertötet ausgegeben haben. Nun könnte ich, wenn ich Lust hätte, aus allerlei verrückten Träumen auf sein wiedererwachendes Dasein schließen. Aber reden wir lieber nicht davon! Denn schließlich könnten die Ochsen scheu werden, wenn zwei alte Vogelscheuchen zu schwatzen anfangen.“

Rodberte sagte, sie habe eigentlich immer nur eine Vogelscheuche auf einmal auf einem Felde gesehen, und es wäre vielleicht überhaupt ganz gut, wenn man bei solchen Vergleichen womöglich bei einem Objekte bliebe, bei dem man des Zutreffens eines so gewagten Vergleiches vollständig sicher sei.

Nie hatten Empörer, hatten Eroberer leichteres Spiel gehabt als die von Bianor geführten Mannländer. Sie wurden bereits von mänadisch begeisterten Mädchen auf dem Engpaß und Isthmus zwischen dem Golfe des Dames und dem offenen Meer begrüßt. Es war nun freilich ein anderer Zug, der sich von da an entwickelte, als jener, den der Tempelbezirk jüngst noch gesehen hatte. Wie ein Sturmwind kam er, Mädchen und Knaben vermengt, durch die Nacht gerast, von zahllosen wildgeschwungenen Fackeln umlodert, in düster leuchtenden Qualm gehüllt. Da sah man Sprünge, hörte Schreie ungebändigter Trunkenheit. Bei weitem wilder noch als im Blut der Empörer garte, schien es, in den abtrünnigen Himmelstöchtern die Wut gegen Mütterland. Im Morgengrauen wurden die ersten der Siedlungen stampfend, jauchzend, ja tobend erreicht, wo sich alsbald alle Mädchen anschlossen. Der Tanz, das Geschrei, das Vorwärtsdrängen und -treiben war ansteckend. Es sog unaufhaltsam alles, was jung war, in seinen Wirbel hinein, es in der eigenen Unaufhaltsamkeit zu vergewaltigen. Bald wußte der einzelne, ausgenommen Bianor, nicht mehr, was mit ihm und was aus ihm geworden war. Bianor selber erschrak über die unheimliche Macht, welche er entfesselt hatte. Aber es war nicht daran zu denken, sie aufzuhalten, und auch er ward einem Rollstein gleich im Bette eines Sturzbachs bei Überschwemmung fortgerissen.

Die heiligen Mütter traten, starr vor Staunen und schreckensbleich, aus ihren Anwesen. Sie rangen die Hände, sie flehten, sie riefen sogar ihren Söhnen mütterlich zärtliche Worte zu, aber das Toben und Vorwärtsdrängen wollte nicht nachlassen. Es nahm in entsetzlicher Weise zu. Es war ersichtlich, die Tänzer, die Springer, die jauchzenden, schreienden, wirbelnden Körper konnten nicht mehr bei Sinnen sein. Und wenn man die Redensart: „Du bist wie von einer Tarantel ge-

stochen“, oft, ohne etwas dabei zu denken, gebraucht hatte, so konnte man jetzt nichts andres denken, als daß dieser maßlos entfesselte Schwarm von einem giftigen Insekt oder giftigen Reptil durch Biß oder Stich in diesen Zustand versetzt worden sei.

Alles, was Lärm machen konnte, hatten die Mädchen, die Jünglinge aufgegriffen, griffen die Kinder bis herunter zum Kleinsten auf. Schellentrommel, Triangel, Pansflöte rasselten, quäkten, klingelten durcheinander. Wo aber, wollte man schon von den Jünglingen absehen, blieb bei den Mädchen die Wohlerzogenheit? Handlungen grenzenloser Obszönität, soweit solche in Tanz und wilder Bewegung möglich sind, wurden von ihnen, gleichsam in blinder Schamlosigkeit, ausgeübt. Sie hatten im Anfang die Mütter empört, bis Mitleid und Angst die Entrüstung verscheuchte, weil, unter die dämonische Macht eines entfesselten Triebes gebeugt, diese Schar über sich keine Macht mehr besaß.

Bald ließ sie die Siedlungen wiederum hinter sich, weshalb die noch bei Vernunft gebliebenen Mütter erleichtert aufatmeten. Schon gingen unter dem Hauch des glühenden Sturms hier und dort Häuser und Magazine in Rauch und Flammen auf. Auch hatte eine beträchtliche Anzahl der heiligen Mütter der Macht des um sich greifenden Wahnsinns selbst nicht zu widerstehen vermocht. Ja, als das wilde Frühlingswetter schon aus den bewohnten Bezirken war und gegen den Mont des Dames hinanraste, wurde überraschenderweise zwischen den stillgewordenen Häusergruppen hie und da noch eine der Mütter plötzlich gleichsam von Tobsucht gepackt und in fliegendem Lauf den bacchischen Schwärmen nachgerissen.

Noch an diesem Morgen ward im verlassenen Tempelbezirk durch Bianor das Mannlandbanner aufgepflanzt: ein Fetzen Tuch mit der Inschrift: Mann!

Allein das Unwesen wälzte sich weiter. Es gab da

überhaupt kein Halten mehr. Phaon, der ungesehen den Tempelbezirk erreicht hatte, sah es weiter den Mont des Dames hinantoben. Würde man ihn entdeckt haben, es wäre ihm möglicherweise wie Pentheus ergangen, der von Mänaden zerrissen wurde.

Phaons Weg jedoch führte ihn alsbald über einen nur ihm bekannten Abstieg an einen sonst vom Land aus unzugänglichen kleinen Hafen hinunter, wo ein besonders gut gebautes Segelboot vor Anker lag. Es war mit Proviant, Wasser und allem versehen, was zu einer monatelangen Fahrt nötig war. Dagmar-Diodata war damit beschäftigt, die Gegenstände in praktischer Weise zu verstauen, den verfügbaren Raum auf beste Art auszunützen. Sie begrüßte Phaon mit freudigem Ernst, und dieser nahm an der Arbeit teil.

Lange watete nun das Paar vom Strand zum Schiff und von diesem zurück zum Strand, wobei wenig Worte gewechselt wurden. Am Abend machten sie sich auf dem vulkanischen Sande ein Feuer.

Hier unten begegneten sich in den folgenden Wochen Phaon und Diodata Tag für Tag, ohne daß je ihr Versteck entdeckt wurde. Gewiß, es war eine Flucht geplant, aber noch schien Phaon der rechte Augenblick für sie nicht gekommen zu sein.

Der Golfe des Dames, das heißt vornehmlich die köstlichen Ufer, wurde während der nächsten Wochen zum Tummelplatz jenes Gottes, der früher als alle andern war. Mondhelle Nächte werden von ihm, man weiß es, den Tagen vorgezogen. Es war, als hätte er gleichsam ein Netz ausgelegt und sowohl die Sturmtrupps von Mannland als das bacchische Mädcheneschwirm, so Jäger als Wild, darin gefangen. Über der Bucht und ihren Ufern hing Nacht für Nacht, unterm Mond verbreitet, der schwüle und berauschende Dämmer seines Mysteriums. Man konnte girrende, trillernde, sehnsüchtig jubelnde Weibesstimmen vernehmen und

herrlich quellende Stimmen aus männlichen Kehlen, die sich im Taumel der Freude, im unsagbaren Glück des Schönheitsrausches hervordrängten. Plätschern von Rudern wurde gehört, und die von unten beleuchtete Rauchpinie des Mont des Dames schien nur um ihrer Spiegelung in der glatten Fläche des salzigen Binnen-sees und seiner Verherrlichung willen da zu sein.

Selbst Phaon unterlag seiner Anziehung. Da er den Abschied mit aller Süße und Schwere in sich trug, wollte er gern noch ein letztes Mal ungesehen das Leben be-lauschen, das er geschaffen hatte. Er schlich, einem Jäger ähnlich, im Mondesschatten der Bäume und Büsche umher, sich verbergend, sooft er Stimmen und Schritte hörte. Wie es dem starken und ernstesten Mann in edleren Augenblicken des Lebens oft geschah, so waren in seiner Brust auch jetzt Freude und Schmerz untrennbar vereinigt. Aber beides stärker als je zuvor.

Was war es aber, was ihn erschütterte? Er war es selbst. Es war sein eignes unbegreiflich reiches Mysterium. Von den Palmen und Eukalyptushainen herab drang der Ruf eines Muschelhorns. Es war sein Atem, welcher der Muschel den Ton abgelockt hatte. Eine tiefe männliche Stimme lachte. Der Laut kam von einem Feuerchen her, das auf einer Landzunge knisterte. Es ist mein Lachen, dachte Phaon, das sich von meinem Lachen losgerissen hat, um ein eignes Leben zu leben. Oder ist es nicht mein Lachen? Und dann wäre ich überhaupt nicht mein. Dann wäre überhaupt nichts mein an mir. Dann wäre ein nichtiges Ich in mir aufgeblitzt, um ein Etwas zu nehmen und weiterzugeben und zu erkennen: es ist nicht mein. Hier und dort verstreut brannten Liebesfeuer. Sie leuchteten mehr oder weniger großen nächtlichen Lustlagern. Da stand der Empörer im Schein eines solchen, gelehnt an einen Brotfruchtbaum, und ließ sich von blumenbekränzten Mädchen umtanzen. Da sagte Phaon halblaut: „Du

Narr“, nicht anders, als wenn man sich selbst in sich selbst bei einem dummen Gedanken abfertigt. Gleich darauf aber schritt er durch den Lichtschein und durch die Tanzenden zu ihm hin, und der Empörer weinte ihm lange am Herzen. Kaum wußte Bianor, als Phaon schnell, wie er gekommen, verschwunden war, ob er nur einer Gemütstäuschung erlegen war oder den Vorgang wirklich erlebt hatte.

Das neu errichtete Mannlandbanner betrachtete Phaon lange und nachdenklich. Es bedeutet, sagte er zu sich selbst, in unsrer Wirklichkeit, dieser Wirklichkeit, herzlich wenig. Als Symbol bedeutet es viel. Was vor sich gegangen ist und eben noch vor sich geht, ist einer der ewig wiederkehrenden Akte der Natur, womit sie von Zeit zu Zeit alles Künstliche von sich abschüttelt. Schließlich ist diese ganze Insel aus dem oberflächlichen Spieltrieb des Menschen hervorgegangen. Oder sollte der Spieltrieb, so heiter und oberflächlich, so schnellfertig und hinfällig seine Erzeugnisse auch scheinen mögen, nicht so oberflächlich sein? Tief und flach sind ja schließlich nur Worte, womit wir, wenn wir sie auf seelische Dinge anwenden, etwas weder Tiefes noch Flaches bezeichnen. Jedenfalls können wir für das Flache auch das Wort Freude einsetzen, für das Tiefe das Wörtchen Leid. Das letzte Leid ist der Kunst nicht zugänglich, weil sie noch in ihren tiefsten Tiefen Freude ist. Keine Kunst also ohne Oberflächlichkeit, keine Kunst ohne Freude. Entweder die Himmel, die seligen Welten der Zukunft, werden von göttlich spielenden Kindern bewohnt, oder es lohnt nicht, sie zu bewohnen. Nach einem Himmel, in dem allwissende Greise mit wackelnden Köpfen herumsitzen, in dem ich selbst ein solcher Greis wäre, sehne ich mich jedenfalls nicht.

Alle diese jungen rasenden Paare, was taten sie mehr, als in blinder Sicherheit dem köstlichsten Oberflächen-genusse zudrängen, der ihnen die äußerstmögliche Tiefe

der Lust erschließt? Hier haben wir, vielleicht zum erstenmal in unsrer Lebensphantasmagorie, eine Wirklichkeit, obgleich alle diese Tänzer, Springer und seligen Jäger der Lust von phantastischen Wolken, ein jeder von seinem besondern Traum, umgeben sind. Außerdem ist ein jeder allein, will ein jeder die eigne selige Insel erreichen. Ich trenne mich schwer von Île des Dames, dachte Phaon. Aber was soll ich tun? Ich kann auf andre Weise die Geister, die ich rief, nicht loswerden. In die Ecke, Besen, Besen! Hier würde meine verehrte, liebe Prächtel sagen: Oh, bitte sehr! — Wenn es möglich wäre, äußere Wirklichkeit zu empfinden, was nicht möglich ist — man kann nur stärker und schwächer empfinden! —, so würde es mir unmöglich sein, mich von meinen Geschöpfen loszureißen, ob es nun gelungene oder mißlungene Kinder sind. Es wird mir auch so noch schwer genug. Und auch von den Müttern mich loszureißen, die ich ihnen gegeben habe, ist für das fühlende Herz eine Aufgabe. Aber ich hüte mich wohl, ihnen einzeln wiederum zu beugen.

In unserm ewigen Frühling ist dieser augenblickliche Vorgang trotzdem eine Art Frühlingssturm. Und, Bianor, was bist du denn eigentlich, du mein lieber, ungezügelter, zügelloser Sohn? Als wir seinerzeit Bianor den Namen gaben, sagte die hochgelehrte Rodberte, er könne etwas wie „Zeugende Urmacht des Stoffes bedeuten.“

Um diese Stunde ertönte der Golfe des Dames von einer unsäglich süß-melodischen, schmerzlich-heiterharmonischen, unvollendbaren Sinfonie. Es ist nicht bekannt, wie weit sie gehört wurde. Jedenfalls war die edle Anachoretin Laurence, die schweigend im Mondschein vor ihrer Höhle saß, von ihrer Musik berührt und ganz von ihr eingeschlossen. Seufzend hob sie das schwere Haupt, um fernhin zu horchen. Nun habe ich es doch endlich so weit gebracht, dachte sie, der außerirdischen, überirdischen Klänge teilhaftig zu sein. Sollten sie von

den Planeten herabfallen? Sollten sie etwa vom Merkur, dem sonnennahsten aller Planeten, herabfallen? Und trete ich etwa, während ich diese Harmonien vernehme, schon meine Reise dahin an?

Man sagt, Merkur wende der Sonne immer die gleiche Seite zu. Die andre sei in ewiger Nacht unter Gebirgen von Eis begraben. Aber ein und der andre Forscher glaubt, zwischen ewiger Wüstenglut und furchtbarer Helligkeit auf der einen, ewiger Nacht und Eis auf der andern Seite sei eine breite, ewigheitre Zone, von den Schmelzwässern der Nacht durchrauscht, grünend, blühend, bis zum Rande der ewigen Wüste hin, und in ewigen Tag getaucht.

Käme die Musik von dort herab, so würde ich auf eine ähnliche Weise, wie Forscher im Spektroskop das Vorhandensein von diesem und jenem Gase feststellen, aus ihr herauslesen, daß auch auf der seligen Lebenszone Merkurs der Schmerz keine unbekannte Größe ist. Und ist es mir nicht eigentlich schon als Kind klarge worden, daß Lust und Schmerz nur die zwei Seiten ein und derselben Sache sind? Und dennoch will ich noch immer die Lust, trotzdem ich damit auch den Schmerz wollen muß.

Oder stammt vielleicht die Musik vom Uranus, wo das geheimnisvolle Jupitergas zu finden ist? Es handelt sich um einen der sonnenfernsten Planeten. Vielleicht ist er ein einziger ungeheurer, schwebender, grauer Ozean. Vier Monde umkreisen ihn in seltsamen Bahnen. Immanuel Kant, der dem Ursprung des Seins näher als andre stand, scheint einen Wink erhalten zu haben, daß trotz seiner Sonnenferne dieser Planet möglicherweise höhere Lebensformen als andre beherberge. Ein Leben, aus feineren und beweglicheren Stoffelementen zusammengesetzt. — Und die edle, müde, todbereite Laurence konnte sich nicht enthalten, zu erwägen, ob nicht der Schmerz und das Wehklagen um Verlorenes,

ob nicht das salzige Tränenwasser in dieser Dämmerwelt zu Hause sei. Ob nicht etwa auf ihm, dieser Wasseröde, über der die Sonne nur als kleiner Stern glänzte, das Schmerzbewußtsein des Alls gewissermaßen als Geist Gottes über den Wassern heimisch sei, eines Gottes, der den ganzen Verzweiflungsschmerz im Unendlichen über irgendeinen unersetzlichen Verlust in sich erlebe.

Nein, diese Musik war zuversichtlich und hoffnungsvoll. Es konnte viel eher die Musik eines von Eis und Nacht befreiten Paradiesesstromes sein, der wußte, daß er immer und ewig ein Eden bewässern würde.

Phaon war am Morgen nach der Meditation am Mannlandbanner nicht am Golfe des Dames, sondern am Paradiesvogelsee aufgewacht. Er bemerkte, daß nicht weit von ihm Dagmar-Diodata in Blumen saß und sonnenerweise Kränze daraus bildete. Eben hob nahe bei ihr, durch die Nüstern schnaubend, das Einhorn sein Haupt, und Gräser hingen von seinem malmenden Maule.

Nie, wann immer auch Phaon sich hier oben fand, wußte er, wie er die Höhe erreicht hatte. Eben — er kämpfte noch mit der Schlaftrunkenheit — stieg über der Kimme des Ozeans die Sonne herauf. Er sprang auf. Es hatte ihm, wie Befehl, das zu tun, im Ohr geklungen.

Und er ging dorthin, wo er zuerst die einsame Frau hatte schreiten sehen, die seine Mutter war. Und sie kam, wiederum selig-still, die Allee herauf.

Jählings aber, er hatte sie noch eben betrachtet, fuhr Phaon herum. Er erblickte Laurence, welche die Linke auf seine Schulter gelegt hatte. Aber schon war die Erscheinung verschwunden.

Um ebendieselbe Stunde war Mucci Smith in ihren Bastschuhen vom Tempelbezirk aus die Felswände hinabgeklettert, um der edlen Einsiedlerin Laurence die Tagesration zuzutragen. Sie fand die Priesterin der Großen Mutter aufrecht sitzend, vom ersten düsteren

VERIFICAT  
2017

Licht der kommenden Sonne bestrahlt. Als Mucci Smith, sie wußte es nicht, warum, einen leisen Schauer empfunden hatte und danach näher trat, kam es ihr vor, die edle Frau sei, den Rücken gegen den Felsen des Höhlentores gelehnt, eingeschlafen. Sie war ganz nackt. Aber ihr aufgelöstes, noch immer dunkles Haar floß mantelgleich über ihren Oberkörper herab und sammelte sich wie Flut auf der Erde.

Es ist kein Schlaf, dachte Mucci blitzartig. Mit furchtbar-unergründlich offenen Augen starrte Laurence in die Sonne hinein.

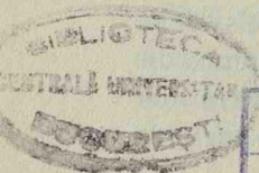
Auf einmal wußte es Mucci, was sie zu tun hatte. Der Körper der Toten war noch warm. Mucci drückte ihr weinend mit zärtlichen Fingern die Augen zu.

Und wiederum wußte Phaon nicht, wie er in das segelnde Boot geraten war, das nachts im offenen Meer mit ihm und Diodata schaukelte. Er grüßte das Feuer vom Mnt des Dames. Trennungsschmerz durchschnitt seine Brust. Wie furchtbar, sagte er zu sich selbst, daß wir gerade von unsern allerliebsten Geschöpfen auf ewig getrennt bleiben. Die Qual dieser Einsicht ist so groß und wird durch jeden Versuch, diese Trennung aufzuheben, so furchtbar gesteigert, daß uns, um sie zu lindern, nur Flucht übrigbleibt.

Als Phaon dies dachte, fühlte er um Brust und Ohr einen süßen und weichen Hauch, der den Namen Rukminî formte. Im nächsten Augenblick aber erblickte er eine Zebureiterin, die mit wildem Schrei an der Stelle des verlassenen Hafenerstecks ihr bäumendes Tier in die Fluten zu treiben versuchte.

Da griff er das Steuer mit festerer Hand, und Böen der Freiheit schwellten sein

Sege  
VERIFICAT  
1987



Ministerul Căminului Public

BIBLIOTECA CENTRALĂ  
UNIVERSITĂȚII  
BUCUREȘTI

INHALT DES NEUNTEN BANDES  
DER ERSTEN ABTEILUNG

Anna . . . . . I  
Phantom . . . . . 183  
Die Insel der Großen Mutter . . . . . 313

